







Günter Tessmann

# Die Pangwe







FANGJÜNLING AUS OWÖNG



LIBRARY  
MUSEUM OF AFRICAN ART  
318-A STREET, NORTHEAST  
WASHINGTON, D.C. 20002

GN  
655  
F3134  
V. 1  
MAA

# Die Pangwe

Völkerkundliche Monographie eines west-  
afrikanischen Negerstammes

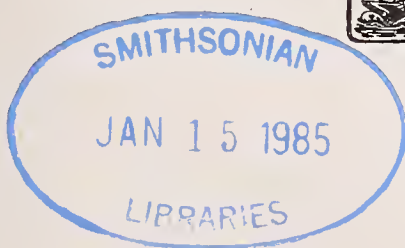
Ergebnisse der Lübecker Pangwe-Expedition 1907–1909 und  
früherer Forschungen 1904–1907

Von

Günter Tessmann

Erster Band

Mit 227 Abbildungen, 18 Tafeln in Farben- und Lichtdrucken  
und zwei Karten



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin 1913

Alle Rechte vorbehalten.

## Geleitwort.

---

Wenn ein Völkerkunde-Museum, das über ein im Vergleich zu anderen Sammlungen fast verschwindend kleines Budget von einigen hundert Mark verfügt, seine nächstliegende Aufgabe, die geographische und ethnographische Lehranstalt seiner Stadt zu sein, erfüllen will, so muß es alle seine Kräfte zusammennehmen und wird es nur bei größter Anspannung erreichen, daß von der richtig ausgebauten, praktisch angeordneten, anschaulich aufgestellten, durch Wort und Bild belebten Sammlung der nötige Einfluß ausgeht. Ein Einfluß, der sich nicht auf allgemeine Unterhaltung, Anregung und Belehrung beschränken soll, sondern heute mehr denn je und bei uns in Deutschland mehr denn anderswo auf die Vermittlung praktisch verwendbarer Kenntnisse und vorurteilsfreier Begriffe hinzuarbeiten hat.

Will ein solches Museum mehr, will es sich an der wissenschaftlichen Völkerkunde beteiligen, so muß seine Entwicklung, der Erwerb seines Materials schon unter besonders glücklichem Stern gestanden haben. Will es gar bei der Außenarbeit mittun, bei der Forschung am lebenden Objekt der Naturvölker, so kann sich die Möglichkeit sowohl wie die Berechtigung dazu nur bei einem Zusammentreffen besonders günstiger Umstände ergeben.

Ein solcher Fall schien mir für Lübeck gekommen, als der hier gebürtige Herr Günter Tessmann aus Kamerun zurückkehrte; er hatte während seines dreijährigen Aufenthaltes in der Kolonie deren Süden und einen Teil des angrenzenden Spanisch-Guinea durchzogen und, von jeher zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen begabt, dabei botanische, zoologische, ethnographische Sammlungen angelegt sowie eine gute Kenntnis der Pangwe-Sprache erworben. Namentlich Letzteres bewog mich, dem Gedanken Raum zu geben, ob es nicht möglich sei, diese Gelegenheit zum Ausbau unseres Museums für Völkerkunde und zur Förderung der ethnographischen Wissenschaft zu ergreifen. Derselbe Beobachter auf denselben Fleck, unter dieselben ihm vertrauten Leute gestellt, deren Sprache er beherrschte, mußte bei einem neuen längeren Aufenthalte auf einer und derselben Station tiefer in das Volksleben eindringen können, als manche noch so große Expedition mit einem „Stab von Gelehrten“.

Andererseits lag in der Kleinarbeit, in der Lebensdarstellung einer engumrissenen ethnischen Provinz für die Völkerkunde die Forderung der

Zeit, und sie war nirgends dringlicher als in Kamerun. Klagte doch noch 1905 Hutter in seinen „Völkerbildern aus Kamerun“ (Globus, Bd. 87, S. 237): „Die Frage nach dem damit speziell sich dokumentierenden geistigen Leben eines Volkes, nach seinen religiösen Vorstellungen, wäre zweifellos eins der anziehendsten Kapitel in der Ethnographie und würde bei der Beurteilung seiner Kulturverhältnisse nicht minder wie bei ethnographischen Gegenüberstellungen von ausschlaggebender Bedeutung sein; aber es ist außerordentlich schwer, hierüber bestimmte, zusammenhängende Angaben zu sammeln . . .“ Mit anderen Worten, eine intensive ethnographische Forschung lag in Kamerun damals noch kaum vor. Diese überall empfundene und beklagte Lücke um ein Weniges zu verkleinern, schien aus jenen angeführten Gründen im Rahmen unserer sehr begrenzten Lübecker Mittel recht wohl möglich. Ich griff also zu und hatte die Freude, das Interesse für eine „Lübecker Pangwe-Expedition“ erwecken und die Pläne für sie verwirklichen zu können. Als Arbeitsfeld wurde das südlich des Kampo-Grenzflusses liegende Gebiet des Pangwe-Landes gewählt, weil es Tessmann am besten bekannt war, und weil hier im spanischen Territorium die relativ größte Unberührtheit hinsichtlich europäischen Einflusses bestand.

Die Expedition hat hier vom Herbst 1907 bis zum Herbst 1909 gearbeitet. Ihre Ergebnisse bestehen in der im Lübecker Museum für Völkerkunde befindlichen ethnographischen Sammlung und in dem Beobachtungsmaterial, das Herr Tessmann in der Monographie über die Pangwe, deren erster Band heute vorliegt und deren zweiter Band im Herbst 1913 erscheinen wird, niedergelegt hat. Bei der kolonialen Entwicklung Kameruns, die jetzt mit dem Erwerb neuen Pangwelandes rascher abzulaufen verspricht und zweifellos auch Spanisch-Guinea nicht unbeeinflusst lassen kann, werden die Beobachtungen zur Zeit der Lübecker Pangwe-Expedition eine erhöhte und eine dauernde Bedeutung beanspruchen dürfen. Ich bin daher sicher, daß die Völkerkunde sie als eine wichtige Bereicherung des ihr so sehr nötigen Materials begrüßen wird, und ich wünsche aufrichtig, daß sie von ihm einen reichen und wesentlichen Nutzen für ihre Arbeiten gewinnen möchte. Zweck und Ziel unserer Lübecker Pangwe-Expedition hätte sich uns dann erfüllt.

Lübeck.

**Dr. Richard Karutz,**  
Museum für Völkerkunde in Lübeck.

## V o r w o r t.

Die Drucklegung des vorliegenden Werkes wurde in der Hauptfache ermöglicht durch die Bemühungen des Herrn Dr. R. Karuß, des Konservators des Museums für Völkerkunde zu Lübeck, das mich mit der Leitung der Lübecker Pangwe-Expedition betraut hatte. Herr Dr. Karuß hat den größten Teil der als Beitrag zu den Druckkosten geforderten Mittel zusammengebracht, und ich spreche ihm daher an erster Stelle meinen Dank aus.

Für die gütige Bereitstellung dieser Mittel bin ich Sr. Exzellenz, dem Herrn Staatssekretär des Reichskolonialamts Dr. Solf, der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der Rudolf-Virchow-Stiftung, einem hohen Senate der freien und Hansestadt Lübeck und einer Reihe Lübecker Herren, vor allem Herrn Senator Emil Pollehl zu großem Danke verpflichtet.

Herrn Senator Dr. Neumann habe ich meinen Dank für seine lebenswürdige und tatkräftige Unterstützung in der Führung so mannigfaltiger und schwieriger Verhandlungen auszusprechen.

Das von mir größtenteils in Orotava (Kanarische Inseln) fertiggestellte Manuskript wurde in Gemeinschaft mit Herrn Dr. R. Karuß durchgearbeitet, wobei außer redaktionellen Änderungen verschiedene Vorschläge betreffs Ausarbeitung und Abfassung berücksichtigt wurden. Den gemeinsamen Besprechungen habe ich wertvolle Anregung zu verdanken, im besonderen ergab sich daraus die genauere Umgrenzung des Begriffes Medizin und einer den Pangwe zufolge der gesamten Materie innewohnenden Kraft, die von mir Organisationskraft genannt wird.

Herr Dr. Erich M. von Hornbostel hatte die Freundlichkeit, den Abschnitt XX (Musik) zu bearbeiten. Er stützte sich dabei auf die phonographischen Aufnahmen, die ich gemacht hatte, und auf meine Beobachtungen und Angaben, die wir in gemeinschaftlichen Sitzungen durchgesprochen haben. Für seine Mitarbeit, für die ich wohl kaum einen Berufeneren hätte finden können, sei ihm mein wärmster Dank gesagt.

Das Titelbild (Fangener) hat die Lübecker Malerin Fräulein Anna Peterfen lebenswürdigerweise nach einer Photographie gemalt. Die übrigen lieben Buntdrucktafeln, welche Fische und wichtige Nutzpflanzen darstellen, wurden von mir in Afrika gemalt. Von den dort aufgenommenen Photographien stammen einige wenige von dem früh verstorbenen Zeichner der Expedition,

Herrn Hans Jobelmann, weitaus die meisten von mir, diejenigen der Museumsgegenstände hat in gütigem Entgegenkommen Herr Karl Diederichs in Eutin angefertigt.

Die Zeichnungen der völkerkundlichen Gegenstände des Museums, zum größten Teil von Fräulein M. Aereboe ausgeführt, stellte Herr Dr. Karuß zur Verfügung. Von den in Afrika hergestellten Zeichnungen und Plänen wurden einige wenige von Herrn H. Jobelmann hergestellt, die übrigen von mir.

Herr Friedrich Jürgens-Lübeck stiftete eine Tafel (Zeichnung der *Copaifera tessmannii*), wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen Dank ausspreche.

Die im Text angeführten wissenschaftlichen Bestimmungen von Tieren stammen vom Königl. Zoologischen Museum in Berlin, dessen Direktor, Herrn Prof. Dr. A. Brauer, ich für vielfach bewiesenes Entgegenkommen zu Dank verpflichtet bin. Die Namen der Pflanzen wurden mir vom Königl. Botanischen Museum in Dahlem bei Berlin geliefert, das im Besitz meiner Sammlung gepreßter Pflanzen des Pangwegebietes ist. Bedauerlicherweise ist es nicht möglich gewesen, alle von mir als völkerkundlich wichtig bezeichneten Pflanzen zu bestimmen. Infolgedessen sah ich mich außerstande, für eine Reihe wichtiger Arten mehr als den einheimischen Namen anzugeben, für manche ist aber wenigstens der Gattungsname vorhanden (z. B. bei *Trichocypha*-Arten).

Für die Durchsicht der Korrekturbogen bin ich Herrn Dr. R. Karuß, Herrn Dr. L. Lindinger-Hamburg und Herrn J. Stühr dankbar.

Mit einem nochmaligen herzlichen Dank an alle, die an dem Werke der Pangwe-Expedition und dem Zustandekommen dieser Monographie mitgearbeitet haben, übergebe ich die Ergebnisse einer achtjährigen Arbeit der Öffentlichkeit.

Lübeck, November 1912.

**Günter Tessmann.**

## Inhaltsverzeichnis zu Band I.

	Seite
Geleitwort . . . . .	V
Vorwort . . . . .	VII
Einführung . . . . .	XI
Abchnitt I. Land und Leute . . . . .	1
Abchnitt II. Sprache . . . . .	10
Abchnitt III. Siedelungsgeschichte . . . . .	35
Abchnitt IV. Dorf und Haus . . . . .	51
Abchnitt V. Wirtschaftsformen . . . . .	85
1. Ackerbau. 2. Viehhaltung. 3. Filcherei. 4. Fallenstellerei. 5. Jagd.	
Abchnitt VI. Nahrungs- und Genußmittel . . . . .	143
1. Nahrungsmittel. 2. Getränke und Genußmittel.	
Abchnitt VII. Tracht und Schmuck . . . . .	172
1. Tracht. 2. Schmuck. 3. Körperpflege. 4. Körperverzierung.	
Abchnitt VIII. Handfertigkeit und Werkzeug . . . . .	204
1. Rindenarbeiten. 2. Falerarbeiten. 3. Holzarbeiten. 4. Metallarbeiten. 5. Töpferei.	
Abchnitt IX. Bildende Kunst . . . . .	243
A. Ornamentik. 1. Rindenmuster. 2. Kerbschnittmuster. 3. Rißmuster. 4. Zifelmuster. — B. Zeichnen und Malen. — C. Plaffik.	

### Abkürzungen.

Unter Zeichnungen: H. J. = Hans Jobelmann, M. A. = Mathilde Aereboe, G. T. = Verfasser.

Im Text: N. = Nordpangwe, S. = Südpangwe, J. = Jaunde, Be. = Bene, Bu. = Bulu, Nt. = Ntum,  
F. = Fang.





## Einführung.

---

Der Name der Pangwe wird zum ersten Male 1819 von T. E. Bowdich in „Mission from Cape Coast Castle to Ashantee“ Appendice, — London — jedoch nur vom Hörensagen erwähnt. Der erste Weiße, der sie wirklich zu Gesicht bekommen hat, ist der berühmt-berüchtigte Reisende und Abenteurer Paul B. du Chaillu, der 1861 in seinem Buche „Explorations and adventures in Equatorial Africa“ — London —, die erste „wissenschaftliche“ Beschreibung von den Pangwe, die er im jetzigen spanischen Gebiet, wenige Tagesreisen von der Küste entfernt, kennen gelernt hatte, gibt. Es soll nicht verkannt werden, daß Du Chaillu — allerdings hauptsächlich auf dem Gebiete der Zoologie — allerlei geleistet hat, und diese Leistungen erscheinen uns in besonders hellem Lichte, wenn man die Gefahren der Westküste zu jener Zeit berücksichtigt, aber ebensowenig kann verschwiegen werden, daß seine Berichte vielfach in der Verallgemeinerung unrichtig und maßlos übertrieben sind. Über das Jägerlatein, das er seinen leichtgläubigen Lesern auftischt, kann jeder, der selbst in den Urwäldern Afrikas gejagt hat, nur lachen, z. B. wenn er S. 77 gleich vier Elefanten auf einmal von den Eingeborenen mit Speeren (!) so lange bewerfen läßt, „till the poor wounded beast looks like a huge porcupine“ — dazu ein Bild, das diese Theaterszene veranschaulicht — die schließlich natürlich den Jägern als Beute anheimfallen. Die Berichte aber, die er von der furchtbaren Menschenfresserei der Fang gibt, müssen von der Völkerkunde ausdrücklich verurteilt werden. Da hören wir von Frauen, welche dampfendes Menschenfleisch über den Dorfplatz tragen, von halbabgenagten Menschenknochen, die bei den Häusern herumliegen (S. 74), von Schwertscheiden, die diese „unmistakeables cannibals“ mit Menschenhaut überzogen hatten<sup>1)</sup>, da wird berichtet, daß die Pangwe Tote anderer Stämme kauften, um sie zu verzehren, ebenso Tote anderer Familien des eigenen Stammes. Außer diesen auf ihre Wirkung berechneten Schilderungen von den Menschenfresserorgien, der Blutgier und Gefährlichkeit der Fang macht du Chaillu einige wenige Angaben über das Äußere der Leute, über ihre Gebrauchsgegenstände und Waffen, aber auch sie sind leider wenig brauchbar, da hier, wie so oft, Kulturen verschiedener Volksstämme vermenget sind, so z. B. kennen die

---

<sup>1)</sup> In Wirklichkeit Varanhaut.

Pangwe kein Wurfmesser, das wir (S. 79) unter den Waffen der Fang abgebildet finden<sup>1)</sup>, ferner ist die Armbrust keine Kriegswaffe, wie Du Chaillu anzunehmen scheint.

Die Berichtigung der Du Chaillu'schen Angaben erfolgte alsbald und zwar durch den als wissenschaftliche Größe anerkannten englischen Afrikareisenden R. F. B u r t o n , der nur zwei Jahre später und an ziemlich derselben Stelle — etwas südlicher, beim Gabunbecken — in das Gebiet der Pangwe eindrang und ebenfalls wie Du Chaillu nur bis in das erste Dorf (Magyan) der Fang kam. Den Bericht darüber veröffentlichte Burton in „The Anthropological Review“ London, Vol. I unter dem anspruchslosen Titel: „A day amongst the Fans“ anscheinend ohne Du Chaillus Berichte gekannt zu haben<sup>2)</sup>. Wenn auch seine Angaben von Irrtümern nicht frei sind, so zeugen sie doch von ehrlichem Willen und verhalten sich zu den Du Chailluschen Erzählungen wie der Tag zur Nacht. Im vollkommenen Gegensatz zu diesen stehen seine Angaben über die Menschenfresserei der Pangwe, und sie gelten heute noch, nämlich: „The cannibalism of the Fans is by no means remarkable, limited, as it is, to the consumption of slain enemies“, und weiter: „Still no trace of the practice was seen at Magyan; this, however, is not caused by civilisation. The Rev. W. M. Walker and other excellent authorities agree, that it is a rare incident even in the wildest parts, but it is rendered unusual only by want of opportunity<sup>3)</sup>. The corpse, when brought in, is carried to a hut in the outskirts and is secretly eaten by the men only, the cooking pots being finally broken. No joint of man is ever seen in the settlements. The people shouted with laughter when a certain question was asked. The sick are not devoured, the dead are decently interred.“ Und weiter: „During my peregrinations I never saw even a skull. Mr. Tippet, who had lived three years with this people, only knew three cases of anthropophagy.“ Wie bei der Kürze seines Aufenthalts erklärlich, teilt Burton natürlich nur Äußerlichkeiten mit, so z. B. beschreibt er die auffallenden und verschiedenartigen Frisuren der Eingeborenen, sagt, daß Pfeil und Bogen unbekannt sind und gibt seine Meinung über den Ursprung der Armbrust dahin ab: „The . . . cross-bow peculiar to this people, who seems to have invented, not to have borrowed it, as might be supposed, from Europe.“

<sup>1)</sup> O. Lenz sagt in seiner „Reise auf dem Okande“, daß die „Mbangwe“, die zu den Akelle gehören, „eigentümlich geformte kleine Wurfmesser“ verfertigen.

<sup>2)</sup> In seinem Buch „Two trips to Gorilla Land“ usw. London 1876 heißt sein Abschnitt IX allerdings „A specimen day with the Fán cannibals“.

<sup>3)</sup> Letzteres ist allerdings eine willkürliche und nicht bewiesene Annahme.

Du Chaillus Geist war aber nicht so leicht zu vertreiben, die schaurigen Bilder, die seine Phantasie den entsetzten Europäern vorspiegelte, galten lange Zeit, ja, bis in die jüngste Gegenwart hinein, als die Wahrheit über die Wildesten aller Wilden, und durch ihn erst wurden die Fang zu dem schrecklichen und gefährlichen Menschenfresservolk der Westküste. Die geradezu lächerlichen Abbildungen seines Buches gingen in alle Naturgeschichts- und Reisewerke über, und ganz deutlich erinnere ich mich aus einem Buche „für die reifere Jugend“ des Bildes, auf dem dargestellt wird, wie ein riesenhafter Elefant hochaufgerichtet und mit einem Neger auf den Zähnen wütend vor den mit Speeren und zwei zu einem Zopf verflochtenen Kinnbärten ausgerüsteten Eingeborenen steht, in der Tat einem „huge porcupine“ vergleichbar — poor wounded beast!

Auch in den Köpfen der Forschungsreisenden, die das Pangwegebiet leidlich kannten, sonst ganz vernünftigen Leuten, spukt der Du Chaillusche Geist und richtet allerlei Unheil an, er verführt sie zu möglichst menschenfresserischen Überschriften und zwingt sie hinsichtlich des Kannibalismus und der Blutgier der Pangwe in seine Gedankenrichtung. So schreibt 1875 der Marquis de Compiegne im „Chapitre IV, Les Pahouins Cannibales“ seines Buches „L’Afrique équatoriale“ Paris, S. 155 folgendes: „car ils mangent non seulement leurs ennemis pris ou tués dans le combat, mais encore leurs morts à eux, qu’ils aient succombé à la guerre ou aux atteintes de la maladie peu importante“, scheint aber aus eigener Anschauung nichts über Menschenschlächtereien wie Du Chaillu berichten zu können, was er aber nur darauf schiebt, daß die Pangwe, sobald sie in Berührung mit Weißen kommen, weniger häufig und auch mehr im Verborgenen dieser Unsitte huldigen. Freilich sieht der Du Chaillu in ihm noch einmal (S. 56) Leute, „qui remplaçaient les dents de tigre par des ossements provenant de doigts humains, enfilés au chapelet“<sup>1)</sup>, sonst aber malt er ein im großen und ganzen zutreffendes Bild von den Pangwe, beispielsweise gibt er, wie schon Burton, eine wenig vorteilhafte Beschreibung von den Frauen, die ihm an sich schon häßlich genug erscheinen, sich aber durch Beschmieren mit Farbe noch häßlicher machen, ferner — und auch darin steht er hoch über Du Chaillu — schildert er (S. 169—171) eine Elefantenjagd, wie sie sich in Wahrheit abspielt, d. h. wie man die Dickhäuter einkesselt und durch einen Zaun auf einen kleinen Platz zusammenpfercht, wo man sie halb verdursten läßt, ihnen dann vergiftetes Wasser hinstellt, von dem sie krank werden, und sie schließlich, wenn sie bereits vollkommen erschöpft sind, niederknallt. Sehr richtig weist derselbe Verfasser die gerade damals bei seinen Landsleuten herrschende übertrieben hohe Einschätzung der Pangwe zurück und sagt: „et

<sup>1)</sup> Wahrscheinlich Schwanzknochen des Leoparden, die als Medizin (vergl. Abschn. XIII) gelten.

l'on ne sait pas jusqu'où ira le mal que fera à notre colonie l'invasion de ces sauvages, que l'on considérerait comme ses futurs régénérateurs."

Im Jahre 1878 tritt der deutsche Forscher Dr. O. Lenz mit seinen „Skizzen aus Westafrika“ auf den Plan. Auch er hat die Pangwe nur im Süden des Gebietes in dem Unterstamm der Fang kennen gelernt, und auch über ihn hat noch der böse Geist Du Chaillu etwas Gewalt, denn sonst hätte er wohl nicht seinen Abschnitt V überschrieben: „Die Fang, ein Anthropophagenvolk“, wo er S. 88 selbst zugibt, daß es nicht die Regel ist, „der Unsitte des Cannibalismus“ zu huldigen, sondern daß es nur bei besonderen Feierlichkeiten, z. B. Siegesfesten, geschieht, daß diese „Orgien“ auch nicht öffentlich als etwas Alltägliches stattfinden, daß keine Fremden dazugelassen werden, ja, daß die Fang fühlen, daß das Verzehren von Menschenfleisch sie in den Augen der anderen herabsetzt, und daß es deshalb eben im Verborgenen geschieht. Alles Beweise, daß die Pangwe eben nicht den Namen eines „Anthropophagenvolks“ verdienen. Im übrigen kommen wir durch Lenz nicht viel weiter, er bewegt sich nur in allgemeinen Phrasen über den Charakter der Pangwe, die er grausam und unbarmherzig, aber nicht so feig und leichtsinnig als Okande und Akele nennt, meint, daß sie ein ernstes, fast finsternes Benehmen hätten, einen starren und stieren Blick, daß man ihren Versprechungen im allgemeinen mehr Glauben schenken könne als denjenigen anderer Neger. Weiter gibt er nur Äußerlichkeiten über ihre Sprache, die einsilbige Wörter hätte, die rau und kurz hervorgestoßen würden, sagt, daß, wenn sich zwei die unschuldigsten Sachen erzählen, es in einem Tone geschähe, daß der Fremde glaube, es müsse im nächsten Augenblick ein Handgemenge vor sich gehen, bringt Allgemeinheiten über den Eindruck, den ihre Dörfer machen, über Kleidung und Schmuck, redet von Feuerwaffen, die Bogen und Pfeile verdrängt hätten, wo es doch vielleicht nie solche gegeben hat, usw. Religiöse Anschauung wäre nur in untergeordnetem Maße zu finden (!!).

Damit ist der erste Zeitraum der Pangweforschung abgeschlossen. Ihre Vorkämpfer hatten das Land im Süden erschlossen und der Einzelforschung den Weg geebnet. Es dauerte fast 20 Jahre, ehe sie kam. Inzwischen versuchten einzelne unerschrockene Männer in das Herz des Pangwelandes vorzustößen, unter unsäglichen Mühen durch die feindlichen Bewohner sich einen Weg zu bahnen und das Geheimnis, das diese Länder umschlang, in großen Zügen aufzudecken. Obgleich für die Völkerkunde ziemlich wenig dabei abfiel, verdienen doch die Namen der von der französischen Regierung ausgeschickten Expeditionsführer genannt zu werden, allen voran P. C r a m p e l, der Ende der achtziger Jahre das Pangweland an der Ostgrenze (im Ivindogebiet) durchzog, dann A. F o u r n e a u (1891), und C. C u n y (1896). Be-

sonders schlecht ist Fourneau auf die Pangwe zu sprechen, der auch kein gutes Haar an ihnen läßt — Tugenden besitzen sie für ihn überhaupt nicht — und S. 198 von ihnen nicht ganz unberechtigterweise sagt: „J'ai oui dire chez eux qu'il n'était pas d'affaire qui ne tournât en rapt des femmes, coups du fusil et empoisonnements.“ Teils Kopfschütteln, teils Heiterkeit muß folgender Passus erregen: „Ces Fans Betchis sont fort peu intéressants au point de vue ethnographique. Ils n'ont aucune religion, si ce n'est quelques pratiques répugnantes de fétichisme.“ — Was man also nicht gesehen hat, nicht ad acta genommen hat, das gibt es überhaupt nicht! Aber: est solamen miseris, socios habuisse malorum! So auch für Fourneau: In demselben Jahre beschreibt nämlich gerade Heinrich Hartert im Globus 1891 Bd. IX einen „Besuch bei den M'pangwes am Muni“ und sagt S. 211: „Daß bei einem Volke, welches, wie ich gezeigt, noch auf einer außerordentlich niedrigen Stufe steht, von einer Religion in unserem Sinne nicht die Rede sein kann, wird jedermann einsehen, und so sind denn auch die Anzeichen, welche vielleicht für das Vorhandensein einer solchen bei den M'pangwes sprechen könnten, außerordentlich geringe.“ —

Auch im Norden, im deutschen Gebiet, regte es sich seit den neunziger Jahren. Kund und Tappenbeck machten 1888 einen Vorstoß ins Innere, gelangten in das Gebiet der Jaunde und gründeten die Jaundestation, auf der schließlich G. Zenker als Stationsleiter zurückblieb. Von ihm stammen die ersten eingehenderen Nachrichten über die Jaunde, veröffentlicht in „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten“, herausgegeben von Dr. Freiherr von Danckelman, von denen die Arbeit „Yaunde“ 1895 besonders wichtig ist. Zenker hat erkannt, daß die Yaunde „zu den Fangvölkern“ gehören, d. h. also ein Unterstamm der Pangwe sind, und sagt S. 61 sehr richtig: „Die Jaunde lieben die Jagd, doch sind sie keine großen Jäger“, sowie S. 2: „im Kampfe zeichnen sie sich nicht durch Tapferkeit aus“, S. 43 fügt er eine ganz gute Zeichnung eines tätowierten Jaunde bei. Neben vielem Richtigen finden sich auch große Unrichtigkeiten, z. B. sagt er S. 36: „Die Familienhäupter kennen kaum die Namen ihrer direktesten (!) Vorfahren“, was durchaus falsch ist, ferner: „Zusammenhängende Dörfer gibt es im Innenlande nicht, bloß Gehöfte oder besser Weiler.“ S. 62 sagt er: „Bastzeuge“ würden mit Mustern „bedruckt“, Körbe aus den „Blattstielen der Weinpalme hergestellt“ — ersteres ist nie der Fall, letzteres ein Ding der Unmöglichkeit —, S. 66: Die Eingeborenen sollten über keine Heilmittel gegen die „Erdbeerkrankheit (mabatta)“, soll heißen mabada, verfügen, was ebenfalls nicht richtig ist, usw. Ganz schlimm steht es mit dem, was Zenker von den geistigen Vorstellungen der Leute, besonders von der Religion zu erzählen weiß; da wird

mit den Ausdrücken „Glaube“ und „Aberglaube“ gearbeitet, Wesentliches aber nicht gebracht, der wichtige Sso-kult gar S. 52 unter „Festen“ behandelt. Mitgemacht hat Zenker die Sso-Feier freilich nicht, er gibt vielmehr nur die Antworten, die er auf seine Fragen von den Eingeborenen bekommen hat, wieder und hat daher den Zweck der Feier vollständig verkannt, ja, er glaubt, daß es sich dabei bloß um das Erlegen einer Sso-Antilope handelt, während diese in Wirklichkeit ein Symbol des Bösen ist; die Markung der Neulinge hält er für ein Stammeszeichen (S. 43, 44), offenbar weil die meisten Männer sie tragen. Vieles von dem, was er sagt, ist überhaupt unverständlich. Immerhin hat Zenker versucht, durch Eingeborenenbezeichnungen die Sache klarer zu machen, aber der Versuch ist mißlungen. Abgesehen davon, daß man die Jaundeworte erst aus dem Sächsischen ins Deutsche übersetzen muß (ngu statt nku, infoun statt mvun), sind sie oft so falsch, daß man nicht einmal erraten kann, was gemeint ist, auch Mabeaworte bringt er hinein, z. B. S. 46 imboballa (Medizinmann) von maballa (Medizin) statt ngengang von biang usw.

Danach wird es still und stiller im Norden. Nur wenig über das Volk selbst bringen noch v. Stein, der in seinem Aufsatz: „Über die geographischen Verhältnisse des Bezirkes Lolodorf usw.“ (Mitteil. aus d. deutschen Schutzgebieten, XII. Bd., 3. Heft) einige ziemlich oberflächliche, nur auf dem Gebiet der Statistik genaue und wertvolle Beobachtungen über Bene und Bulu gibt, und Hauptmann Ph. Engelhardt in „Eine Reise durch das Land der Mwele und Esun, Kamerun“, erschienen im „Globus“ 1904, Bd. 85, S. 1 ff.

Ende der neunziger Jahre setzt dann die Einzelforschung im Süden ein, und zwar mit den Veröffentlichungen des bei weitem fruchtbarsten, aber auch langweiligsten Pangweschriftstellers Les Missionar H. Trilles, der Jahre hindurch besonders die Zeitschrift „Les Missions catholiques“ mit seinen Aufsätzen überschwemmt hat. Du Chaillu, dem es darum zu tun war, mit seinen Schilderungen Aufsehen zu erregen — verführt durch das Sensationsbedürfnis seiner Zeitgenossen, die hinter den damals kaum flüchtig bekannten Küstenstrichen des dunklen Erdteils unerhörte Geheimnisse vermuteten, und deren übersättigte Nerven wirklich nur durch äußerst grell beleuchtete Reiseberichte angeregt werden konnten —, Du Chaillu, dem Pionier einer alten, glänzenden Zeit, in der der Begriff „Völkerkunde“ mit Wissenschaft nichts zu tun zu haben schien, mag für sein bißchen Afrikalatein allerlei zugute gehalten werden. Trilles, den der Hauch einer neueren Zeit umweht, kann für seine vielen Aufbauschungen und seine — durch Voreingenommenheit zu erklärende — vollkommen schiefe Darstellung der Pangwekultur<sup>1)</sup>, keine solchen Milderungsgründe in Anspruch nehmen. Mag er z. T. auch, wie man zu seiner Ehre annehmen muß, durch die Erzählungen seiner

<sup>1)</sup> „Chez les Fang“ in „Les Missions Catholiques, Lyon, 1898“.

Missionszöglinge getäuscht worden sein, so ist doch die Tonart des Ganzen meiner Meinung nach durchaus zu verwerfen. Der Zweck der Übung ist auch nur, zu zeigen, wie scheußlich, verderbt, verachtungswürdig das Leben und Treiben, insbesondere die Religion der „armen“ Schwarzen ist. Die Aufsätze von Trilles sind daher auch nicht als wissenschaftliche Abhandlungen zu betrachten, das zeigen auch Ergüsse wie S. 268: „Et puis, oh! je vous prie, après cette lecture (nämlich der Kultfeierlichkeiten. Anmerk. d. Verf.), que de votre cœur jailisse un hymne de reconnaissance et d'amour envers le Christ qui vous fit naître catholiques, une prière aussi, prière de foi, prière ardente pour nos pauvres sauvages qui vivent au milieu des abominations prescrites par le culte satanique.“

Trilles kennt auch den Kult des Ngi (Ngil), weiß sogar, daß es Kultfiguren gibt: S. 268 „Devant la case qu'au fond de la forêt, ils se construisent en quelque coin, deux statues, grossièrement ébauchées en terre glaise, représentant un homme et une femme, et chacun de ceux qui viennent les consulter doit se livrer à une cérémonie horrible . . .“ (Hier verwechselt er wahrscheinlich die Elong- und Bokungfigur mit dem Ngi), er betrachtet es aber als seine Aufgabe, nicht etwa die Kulte wahrheitsgetreu zu beschreiben oder den in ihnen liegenden Sinn zu erforschen, sondern sie — natürlich — mit allen möglichen Mitteln zu bekämpfen und zu zerstören: „Il faut lutter, nous autres catholiques, lutter jusqu'à la fin et, par tous les moyens possibles, travailler jusqu'à la mort, à étendre en ce pays désolé le royaume du Christ.“ Eines dieser Mittel ist die für die Neger höchst ungünstige Schilderung ihrer Kultur, insbesondere hier der Kultfeiern, die Trilles anscheinend nicht mitgemacht hat, sondern nur aus Erzählungen seiner Schwarzen kennt. Wie er mehrfach durchblicken läßt, ist der Ngikult ein Werk des leibhaftigen Satans, die Eingeweihten und die Kultleiter, die er unterschiedslos „Ngi(l)“ nennt, sind seine Kinder, die Neulinge „ayant continuellement de mauvais exemples sous les yeux, vivant au sein de la plus hideuse corruption, sont bientôt gangrenés jusqu'à la moelle des os. Ayant tout vu faire, n'ignorant aucun des abîmes où descend la perversité humaine, ils sont prêts à tous les crimes, à toutes les abominations.“ (S. 268.) Daß diese Behauptungen völlig aus der Luft gegriffen sind, mag hier gleich festgestellt sein; im übrigen verweise ich auf Abschnitt XI meines Buches.

Offenbar hält auch Trilles, wie üblich, das Treiben der — nur in der Einbildung bestehenden — Zauberwesen für Wirklichkeit und bringt ihre — nur erdachten — Bluttaten als Tatsachen unter den Ngifeierlichkeiten. Anders wenigstens kann ich die wunderliche Geschichte von dem Abzapfen des Blutes und der Ermordung eines Angehörigen des Neulings — „c'est un jeune frère,

une jeune sœur, parfois sa propre mère,“ S. 269 — nicht deuten (vergleiche dazu Abschnitt XII: Zauberglauben).

Sehr hübsch und belehrend ist, was Trilles von der Entstehung des Fetischismus <sup>1)</sup>, S. 297, sagt. Man höre:

„Satan, a-t-on dit bien des fois déjà, n'est que le singe de Dieu, et son rêve est de se faire adorer par l'homme.

Tout le fétichisme est là, avec son origine, ses causes, sa force. Son origine, elle remonte à la chute de l'Ange; ses causes, on les trouve dans la double haine de l'Archange maudit, haine contre Dieu, haine contre la créature; ses forces, c'est toute la puissance dont Satan dispose. Qui, résumé en quelques mots, voilà tout le fétichisme, avec ses merveilles, ses pseudomiracles, sa lutte acharnée contre le bien, les prestiges de ses magiciens, les abominations de son culte.“ Und S. 298: „Qu'est-ce donc en somme que le fétiche: simplement la ficelle par laquelle Satan s'attache l'individu. Reste à trouver qui il attache? c'est le féticheur. Et la manière dont il l'attache? c'est le culte. Tout se réduit là. Satan, l'homme, une ficelle, et un intermédiaire pour relier le tout, voilà!“ Dann wird anscheinend eine Reichtums(Mekuk-)medizin beschrieben, die aber mit der Ahnenverehrung in einen Topf geworfen ist. Von der Ahnenfigur, die dabei aufgestellt ist, heißt es S. 298: „Souvent, affirment les vieux féticheurs, au cours des initiations, on voit soudain la statue s'animer, et de ses lèvres s'échapper des sons, des paroles . . . Prestiges, illusion, réalité? qui sait?“ S. 435 ff. ist der Ahnenkult besprochen. Die Ahnenfigur wird dabei als „Dieu national“ hingestellt, vergl. S. 436: „Cela, à proprement parler, c'est Biéri, le Dieu national, le fétiche universellement redouté des non-initiés, la statue, représentation du Dieu invisible du mal“ usw.

An diesem Beispiel möchte ich zeigen, daß ein Fremder doch ein ganz falsches Bild von der geistigen Kultur der Pangwe gewinnt, wenn er, wie z. B. bei Trilles, liest, daß die Eingeborenen in dem „Biéri“ einen Gott, einen Nationalgott sehen. In Abschnitt XI habe ich ausgeführt, daß diese Figur nichts weiter ist, als ein Abbild von Ahnen, eine Ahnenfigur, die noch zu nach übereinstimmenden Angaben der Eingeborenen dazu gemacht ist um Eingeweihte über die wahren Gegenstände der Verehrung, nämlich die Schädel der Ahnen, hinwegzutäuschen. Diese Schädel befinden sich nämlich in einer Tonne, auf der die Figur steckt. Daher verkaufen die Pangwe die Figur stets, wenn auch nach einigem Zögern, die Tonne mit den Schädeln

<sup>1)</sup> Trilles versteht darunter den Glauben an die Kraftübertragung von einer Materie auf die andere, den ich im Abschnitt X geschildert und dort „Medizinglaube“ genannt habe; er hält aber auch die Kulte nur für „Fetischismus“, was durchaus einseitig ist und zu großen Verwechslungen führt.



nie. Einen „Nationalgott“ würde man wohl nicht einfach an die Weißen verkaufen.

Nach diesen Proben wird man wohl genug haben, es würde zu weit führen, auch nur die größten Unrichtigkeiten und schlimmsten Mißverständnisse zu berichtigen.

Die dem Trillesschen Aufsatz: „Chez les Fang“ beigefügten Abbildungen sind schlecht und unrichtig — S. 450 gar ein „Village Fang“ mit Kegeldachhütten! — z. T. zeigen sie, daß auch hier wieder einmal Kulturen anderer Stämme mit der Pangwekultur verwechselt sind.

1899 veröffentlichte A l b e r t L. B e n n e t M.D. in „The Journal of the Anthropological Institute“, London, einige „Ethnographical Notes on the Fang“. Er kennt drei Unterstämme, Bulu, Ntum und Fang, und macht recht wertvolle Angaben über ihr Äußeres, ihre Sitten und Gebräuche, auch hören wir von ihm allerlei über Medizinen und über Kulte, die er — was verzeihlich ist — Geheimbünde nennt und auch nur vom Hörensagen kennt — daher weiß er nichts von heiligen Plätzen, von Kultfiguren und den Feierlichkeiten selber. Wenn auch nicht ohne Irrtümer, ist diese kurze Arbeit doch klar und bestimmt abgefaßt und verdient deshalb, wie jede ehrliche Forscherarbeit, Anerkennung.

1901 gibt V. L a r g e a u eine — nicht gerade praktische — mit Grammatik und Wörterbuch verbundene zusammenfassende Arbeit heraus, die den pomphaften Titel: „Encyclopédie Pahouine“ führt, aber mehr ein Sammelsurium von im einzelnen nicht üblen Schilderungen der Sitten verschiedener Volksstämme ist; so rechnet Largeau, wie die Franzosen bis in die neueste Zeit leider alle tun, die Njem mit zu den Pangwe, außerdem hat er in sein Buch alles aufgenommen, was seine Berichterstatter ihm erzählten, auch was er nicht erlebt hatte und nachprüfen konnte. Infolgedessen sind das beste und wichtigste die Sagen und Märchen, die so wiedergegeben werden, wie sie die Neger erzählen; als verhältnismäßig gut können noch bezeichnet werden die Angaben über materielle Kultur, soweit Largeau sie auf seinen Reisen selbst beobachten konnte, bei der geistigen Kultur hört indessen alles auf.

Was Largeau in seiner Einführung: „Notice sur les Fan' ou Pahouins“ sagt, ist das Wiederaufflackern des Du Chailluschen Geistes in abgeschwächer Form, und als unangebracht ist es zu bezeichnen, wenn sich Largeau S. 23 über die „braves gens, qui se figuraient naïvement que l'anthropophagie n'existait plus sur la terre“ aufhält, nur weil sie die Frage wagen „Les Pahouins sont-ils anthropophages?“ Allerdings gibt er zu, daß die Pangwe „si l'on veut, anthropophages modérés“ sind, aber es liegt ihm nun mal daran, die Menschenfresserei an die große Glocke zu hängen. Er bezieht sich dazu auf

den Marquis de Compiègne, dem Du Chaillu nicht nur vorgeschwebt, sondern wahrscheinlich auch vorgelegen hat, auf die Antwort, die er von einem Mekeï auf seine Suggestivfrage, welches die größten Menschenfresser wären, erhielt, nämlich „die Fang“, auf die gar nicht mehr aufrecht zu erhaltende Annahme, daß die Bedzi ihren Namen von a dzi = essen hätten (vergl. S. 37, Anm. 2) und auf einen einzigen beglaubigten Fall, der aber, wie das wenige, was sonst über die heimliche Menschenfresserei tatsächlich bekannt geworden ist, die Pangwe noch lange nicht zu einem „Anthropophagenvolk“ macht. Über Leichenfraß macht Largeau einige Bemerkungen (S. 15), die ganz deutlich zeigen, daß er die Anschauungen von dem mystisch gedachten Treiben der Zauberwesen (vergl. Abschnitt XII) für Tatsachen hält und mit Menschenfresserei verwechselt. Im übrigen sind seine Beobachtungen für den Kern des Volkes nicht maßgebend, ja, nicht einmal für den Hauptteil der Fang, weil sie an der südlichsten Grenze des Pangwegebietes, wo schon viel fremde Kultur zu den Pangwe eingedrungen ist, aufgenommen sind und sich andererseits größtenteils nur auf Mitteilungen von Eingeborenen gründen. Man sieht hier, daß die wissenschaftliche Erforschung eines Volkes durch Abfragen mit Hilfe eines Dolmetschers zu verwerfen ist und zu keinem brauchbaren Ergebnis führt.

1905 erschienen dann eine gute und bedeutende Arbeit Trilles „Proverbes, légendes et contes Fang“, veröffentlicht im „Bulletin de la société Neuchateloise de géographie“, die Ergebnisse der Forschungen R. Avelot's im „Bulletin de la société d'anthropologie de Paris“ unter dem Titel: „Recherches sur l'histoire des migrations dans le bassin de l'Ogôoué et la région littorale adjacente“ und eine Studie über „La musique chez les Pahouins“, beides Arbeiten, auf die an den geeigneten Stellen meines Buches eingegangen wird.

So war im Jahre 1907 der Stand der Pangweforschung. In zwei ganz getrennten Gebieten war gearbeitet worden, im Norden, im Jaundeland, von den Deutschen, im Süden, besonders am Ogowe, hauptsächlich von den Franzosen. Zwischen beiden gähnte eine Kluft, denn die Deutschen kannten nicht den Süden, die Franzosen nicht den Norden; außerdem waren erklärlicherweise die bisherigen Forschungen im einzelnen äußerst lückenhaft und oberflächlich geblieben. Was als eigentliche Pangweart, als eigener Kulturbesitz der Pangwe anzusehen war, wußte man nicht, und über ihre geistige Kultur, besonders über ihre Religion war außer Sagen und Märchen wenig Zuverlässiges bekannt, von der Bedeutung des ganzen großen Betriebes der Kulte hatte man kaum eine Ahnung. Diese Lücken auszufüllen, war Aufgabe des Verfassers, der auf Vorschlag und Antrag des Herrn Dr. R. Karutz, des Konservators des Museums, für Völkerkunde in Lübeck, von der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit zu Lübeck in das Pangwegebiet geschickt

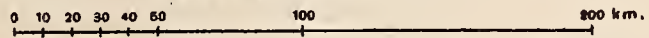
wurde, wo er schon einige Jahre vorher auf Reisen und Stationen wissenschaftlichen Forschungen und Sammlungen obgelegen hatte. So war er 1905 von Édea durch das Bassagebiet nach Jaunde und weiter über Simekoa (Sembe) nach Kombokotto ins Mwelegebiet vorgedrungen und dann auf anderem Wege nach Jaunde zurück und von da an die Küste nach Kribi gereist. Später (1906) führte ihn sein Weg von Kribi über Nkomakak im Bululand nach Südosten ins Kampo- und Uellegebiet, wo er die Stationen Makomo, später im Herzen von Span.-Guinea Alén und Uelleburg am Uelle (1907) gründete. Von hier mußte er aus gesundheitlichen Gründen nach Deutschland zurückkehren. Auf der Lübecker Pangwe-Expedition 1907—1909 gelang es, von den Stationen Nkolentangan (bei Alén), Uelleburg (1908) und Bebai in der Nähe der Span.-Guinea-Kameruner Grenze (1908—1909) sowie auf kürzeren und längeren Zügen in das bisher noch unbekannte Spanisch-Guinea-Hinterland und in das jetzt von Frankreich an Deutschland abgetretene Gebiet der Kolonie Gabun die Aufgaben, von denen oben die Rede war, unter schwierigen Umständen und unter mannigfaltigen Gefahren, die von dem schlechten Klima des Inneren und den noch nicht von einer Regierung „beruhigten“ Eingeborenen drohten, zu einem glücklichen Ende zu führen. Der Rückmarsch wurde über die französischen Militärstationen Ojem, Nzork, Omvan angetreten und endete am 6. Juni 1909 in Libreville. Den Abschluß bildete ein kurzer Ausflug nach Kap Lopez und auf einem Raddampfer den Ogowe hinauf nach Ndjole.

### Druckfehlerberichtigung.

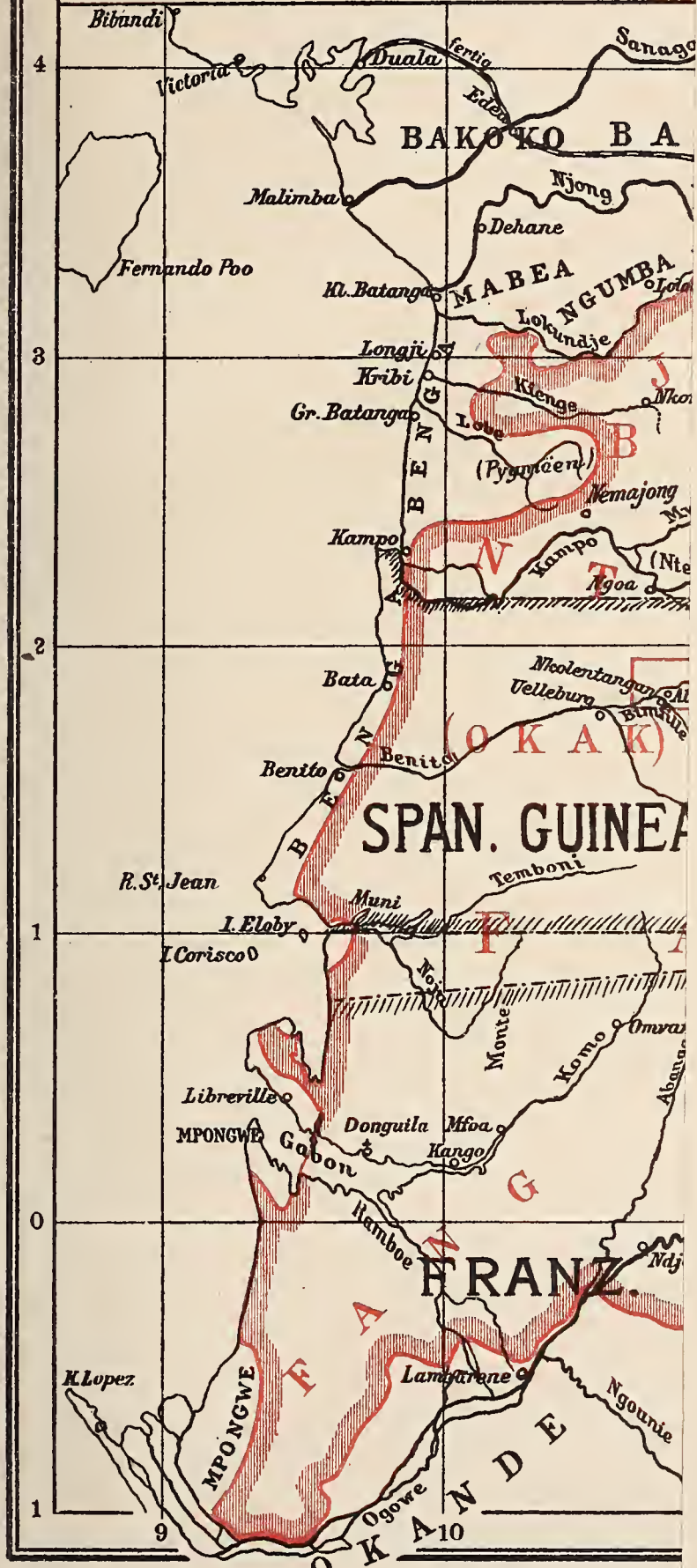
- Seite 26 im Mutter statt a-longeloṅge — o-longeloṅge: bo-loṅeloṅe — o-loṅeloṅe.  
„ 52 Zeile 8 von oben statt Anacardiacee **Sorindeia rubriflora** Engl.: Pandacee **Panda oleosa** Pierre.  
„ 52 unter 24. Statt **Ficus**art: **Chlorophora excelsa** (Welw.) Benth. et Hook.  
„ 215 Zeile 15 von oben statt Tafel XIV: Tafel XVI.  
„ 215 „ 17 „ „ „ „ XIV: „ XVI.  
„ 226 „ 14 „ „ „ „ XV: „ XVII.  
„ 231 „ 18 „ „ „ „ XV: „ XVII.  
„ 235 letzte Zeile von unten „ „ XVI: „ XVIII.

# DAS PANGWE-GEBIET.

Maßstab 1:3000000.



Grenze des Pangwe-Gebiets. Namen der Pangwe-Stämme rot Eisenbahn



Spezialkarte im Abschnitt III.

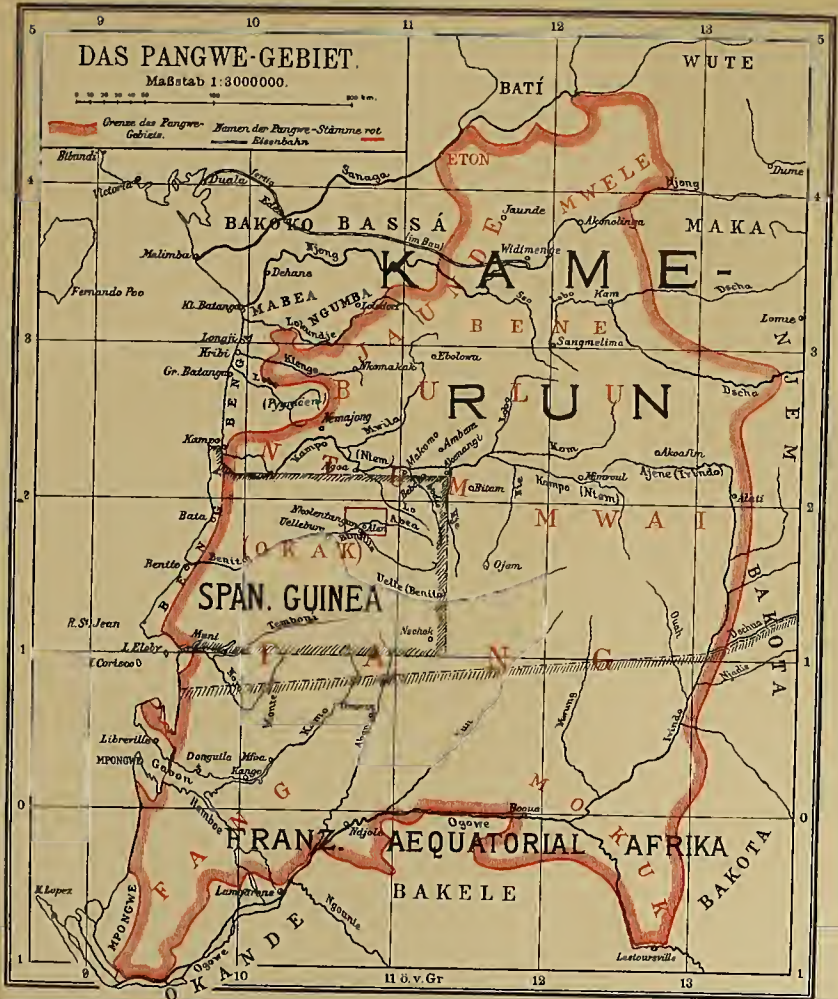


# DAS PANGWE-GEBIET.

Maßstab 1:3000000.

0 10 20 30 40 50 100 200 km.

Grenze des Pangwe-Gebiets. Namen der Pangwe-Stämme rot Eisenbahn



Spezialkarte im Abschnitt III.





## Abschnitt I.

### Land und Leute.

Pangwegebiet: Lage, Größe, Oberflächengestaltung, Klima. — Tier- und Pflanzenwelt. — Bevölkerung. — Name „Pangwe“. — Körperliche Beschaffenheit der Pangwe.

---

Das Land der Pangwe liegt an der Westküste Afrikas zwischen dem 1° südlicher und dem 5° nördlicher Breite sowie dem 9° und 14° östlicher Länge und umfaßt etwa 176 600 qkm d. h. einen Raum, der einem Drittel des Deutschen Reiches entspricht. Kolonialpolitisch gehört es in seinem nördlichen Teil zum deutschen Schutzgebiet Kamerun, in seinem südlichen zur Kolonie Gabun (Französisch-Äquatorialafrika, früher: Französisch-Kongo). Ein Ausschnitt im südlichen Teil des deutschen Gebietes, von der Küste bis zum 11°, steht unter spanischer Oberhoheit und führt den Namen Spanisch-Guinea. Der auf Kamerun entfallende Teil des Pangwegebietes ist 94 000 qkm groß<sup>1)</sup>.

Dieses gewaltige, vom Ogowe bis zum Sanaga, vom Ivindo (Ajene) bis an die Küste des Atlantischen Ozeans reichende Gebiet ist ein im Durchschnitt 600—800 m über dem Meeresspiegel liegendes Hochland, das, zum größeren Teile eben, zum kleineren von Hügeln, Bergkuppen und Gebirgsstöcken überhöht wird. Die höchsten Erhebungen messen selten mehr als 1500 m über dem Meeresspiegel, so daß bei der durchschnittlichen relativen Höhe von 700 m der Hochgebirgscharakter fehlt. Das gesamte Gebiet ist bis auf den äußersten Norden mit dichtem Urwald bedeckt und wird von vielen an Stromschnellen reichen, zum Teil recht breiten und tiefen Strömen durchzogen, so vor allem von dem Nyong in seinem Mittellauf, von dem Kampo (Ntem), dem Uelle (Benito), den Zuflüssen des Muni- und Gabunbeckens, dem Abanga und Kun (zum Ogowe), dem Mwang nebst weniger bedeutenden rechten Nebenflüssen des Ivindo, sowie endlich vom Ivindo selbst. Der Dscha, der für eine Strecke unterhalb des Knies bei Kam eben die Grenze des Pangwegebiets überschreitet, ist der einzige Fluß, der zum Wassernetz des Kongo gehört. Seen oder sonstige stehende Gewässer fehlen ganz, dagegen sind Sümpfe in Masse vorhanden.

---

<sup>1)</sup> Nach dem Kongoabkommen von 1911.

Der aus rotem und gelbem Lehm bestehende Boden ist äußerst fruchtbar infolge der großen Luftfeuchtigkeit und der reichlichen Niederschläge, die sich auf zwei Jahreszeiten verteilen und eine jährliche Regenmenge von 1500 bis 2000 mm bringen. Der Ablauf dieser Jahreszeiten ist an verschiedenen Punkten des Pangwegebiets verschieden, im mittleren Teil etwa folgendermaßen:

Dezember bis Februar . = große Trockenzeit,  
 März bis Mai . . . . = kleine Regenzeit,  
 Juni bis August . . . . = kleine Trockenzeit,  
 September bis November = große Regenzeit.

Die gesundheitlichen Verhältnisse sind, wie im übrigen tropischen Westafrika, schlecht. Malaria in allen Formen, Dysenterie und Hautkrankheiten sind endemisch, gefährden in erster Linie die Europäer, verschonen aber auch die Eingeborenen nicht, namentlich rafft die Malaria, gegen die die Erwachsenen eine gewisse Seuchenfestigkeit erwerben, kleine Kinder in Menge weg.

Die Tier- und Pflanzenwelt zeigt die für das nördliche Waldgebiet bezeichnenden Formen und wird als Kamerun-Gabunfauna und -flora bezeichnet; nur im äußersten Norden bringt das stellenweise auftretende Grasland einen fremden Zug in das sonst einheitliche Bild. Von größeren Säugetieren finden sich Gorilla und Schimpanse, Elefant und Büffel — dieser nur in der Nähe größerer Flüsse —, Leopard, verschiedene Antilopenarten und, sehr selten, das Flußpferd. Von Vögeln erwähne ich als auffallend und typisch nur Perlhuhn und Frankolin, Schmarotzermilan und Graupapagei, die verschiedenen Pisangfresser (Turako) und Nashornvögel und — als seltensten und schönsten — den großen Kampfadler, *Spizaetus*. Lebensgefährliche Reptilien wie Krokodile und stark giftige Schlangen sind im allgemeinen nicht häufig. Die Fischfauna ist außerordentlich reich, besonders an Welsarten. Aus der Kerfwelt müssen einige Plagegeister an den Pranger gestellt werden, es sind: Treiberameisen, die Menschenbremse *Chrysops dimidiatus* Wulp (P.: ossun), Sandfliegen, *Culicoides*-Arten (P.: afige) und Sandflöhe. Gegen Treiberameisen hilft ein Feuerbrand, gegen Bremsen die Fliegenklatsche, gegen Sandfliegen Rauch und gegen Sandflöhe nur das Absuchen der Zehen, zwischen denen sie sich mit Vorliebe festsetzen. Die Honigbiene kommt vor, wird aber nicht gezüchtet.

Die Pflanzenwelt verfügt über einen ungeheuren Reichtum an Arten, deren Verteilung und Verbreitung noch wenig erforscht sind. Die Hauptcharakterpflanze des auf verlassenen Feldern entstehenden Buschwaldes ist der Schirmbaum, *Musanga Smithii* R. Br. (P.: assong) Tafel II. Auffallende große Bäume des Urwaldes (Abb. I) sind der Baumwollbaum, *Ceiba pentandra*



EINGANG IN DEN URWALD BEI MAKONANÁM, SPAN. GUINEA.

Im Vordergrunde Schirmbäume (Musanga), in der Mitte unter der Banane ein Fangjunge.





Abb. 1. Im Urwald bei Makonanám, Span. Guinea.

Im Vordergrund über einer sumpfigen Stelle ein Baumstamm und eine Brücke (links) für Fußgänger.

(L.) Gärt n. (P.: dum), die Leguminosen *Piptadenia africana* Hook. f. (P.: tum), *Pentaclethra macrophylla* Benth. (P.: ebai), *Erythrophloeum guineense* Don. (P.: elun), sowie die schlanke Combretacee *Terminalia superba* Engl. et Diels (P.: akom). Der dickste und gewaltigste Baum des Gebietes ist die sagenumwobene *Copaifera tessmannii* Harms, der Geisterbaum der Pangwe. Palmen sind in ungefähr 15 Arten vertreten, die wichtigsten im Haushalt der Eingeborenen sind die Raphiapalme und der kletternde *Oncocalamus* nebst Verwandten. Die Ölpalme kommt nur im Norden in größerer Anzahl vor. Von niederen Pflanzen sind die Scitamineen, besonders *Aframomum*-Arten, wichtig, die geradezu bestandbildend auftreten können.

Die Bevölkerung gehört bis auf unbedeutende Spuren einer älteren Rasse, auf die ich noch zu sprechen komme, zu den Pangwe, einem von Nordosten eingewanderten Negerstamm mit einheitlicher Sprache und Kultur. Diese Einheitlichkeit ist freilich nicht im Sinne einer unbedingten Stammreinheit aufzufassen. Eine solche gibt es in Afrika nicht, wo zahlreiche, im einzelnen meist nicht nachzuprüfende Mischungen die Rassen und Stämme durcheinandergewürfelt haben. Aber die Lebenskraft der Pangwe erwies sich bei der Berührung mit anderen Stämmen als kräftig genug, um deren Bestandteile aufzusaugen und trotz Aufnahme fremder Sprach- und Kulturteile ihre Eigenart zu bewahren.

Im Norden haben auf diese Weise die Eton, in weniger starkem Maße die Jaunde und Bene von den Bati, im Nordosten die Mwele von den Wute, im Osten die Bulu von den Njem und im äußersten Südosten die Mokuk von ihren Nachbarn fremdes Volkstum angenommen. An gewissen Stellen der Grenzgebiete haben die Vermischungen zur Bildung neuer Stämme geführt, z. B. der Makei — zwischen Pangwe und Bakelle im Süden — und der Mussekji — zwischen Pangwe und Benga am unteren Kampo.

Über die Art und Weise, wie die Vermischung stattgefunden hat, sind wir im einzelnen nicht überall genau unterrichtet. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß sie meistens durch die Macht der überlegenen Pangwe erzwungen war. Durch den ungeheuren Druck, mit dem dieses Volk auf die westlichen und südlichen Völker drängte, durch Kriegszüge oder durch mehr oder minder gewaltsamen Kauf brachte es die Frauen der feindlichen Stämme in seinen Besitz, nahm auch wohl kriegsgefangene oder wenigstens abhängig gemachte Männer in seine Sippenverbände auf. Anders liegt die Sache im Norden. Hier war das Übergewicht der Pangwe an Zahl und Kraft nicht so groß, denn die Richtung des Vorrückens der Pangwe geht nach Südwest, dafür war der Ruf und das Ansehen, in dem dieses einzigartige Volk stand, derartig groß, daß die umgebenden Völker auch ohne direkten Zwang die Pangwesprache und -kultur annahmen. Hierher gehören die ursprünglich fremden und aus Norden eingewanderten oder nachgedrungenen Bati, und noch heute läßt sich der geschilderte Vorgang, der an den der „Masaiaffen“ Ostafrikas erinnert, bei den Batjenga, einem Zweig der Bati südlich des Sanaga, beobachten. Diese Leute sprechen ihre eigene Sprache nur noch wenig, bedienen sich vielmehr fast ausschließlich des Pangwe und werden in wenigen Jahren ganz pangwisiert sein. Es ist hierbei zu einer drolligen Verwechslung gekommen, insofern die Jaunde, also die nördlichen Pangwe, ihre eigene Sprache, die Jaundemundart des Pangweschen, als *kobo bati*, als Batisprache bezeichnen.

Außer den genannten Stämmen haben noch weitere Nachbarn in einem mehr oder weniger geringen Umfang Volksteile an die Pangwe abgegeben, so im Osten die M a k a, die noch wenig bekannt, aber wohl den Küstennegern zuzurechnen sind, im Nordwesten die B a s s á, ein Bruderstamm der Pangwe, der sich in alter Zeit mit ihnen von dem gemeinsamen Hauptstamm abgezweigt und seinen eigenen Weg verfolgt hat, längs der Küste und am Ogowe eine Reihe verschiedener Stämme, die infolge der kriegerischen Vorgänge im Innern in dieses Rückzugsgebiet verdrängt, durcheinandergemischt und daher kaum mehr voneinander zu scheiden sind. Am einfachsten und klarsten liegen die Verhältnisse im Norden, wo am weitesten im Innern die N g u m b a, davor



Abb. 2. Fangjünglinge (Fam. Essäuong und Omwang). Span. Guinea.

als verhältnismäßig geschlossene Masse die M a b e a und endlich auf einem schmalen Küstenstreif die B e n g a (Batanga, Ndowe usw.) wohnen. Die letzteren sind wirtschaftlich eigentlich schon aufs Meer gedrängt oder, wie im Süden beim Muni, auf die vorgelagerten Inseln, z. B. Korisko, zurückgewichen, wo sie sich noch am reinsten erhalten konnten. Am besten faßt man — bei der Unmöglichkeit, heute die einzelnen Stämme zu scheiden —, die gesamten westlichen und südlichen Nachbarstämme, mit Ausnahme der Okandegruppe, nach dem Muster A v e l o t's<sup>1)</sup>, unter dem Namen Benga-Bakele zusammen. Von den nördlichen Stämmen der Benga-Bakele-Gruppe, die vom Nyong bis zum Muni reichen, haben sich schon früher die südlichen — die Bakele — infolge des Vorstoßes der Pangwe abgetrennt, werden aber mit unglaublicher Schnelligkeit von den Fang aufgesogen. Genau so wie den Stämmen der Benga-Bakele ergeht es den Stämmen der Okandegruppe, als deren wichtigster die Mpongwe zu nennen sind, die zum Teil am Gabunbecken, zum Teil nördlich der Ogowemündung wohnen. Beide Gebiete, besonders das nördliche am Gabun, werden von Jahr zu Jahr kleiner. Das Gleiche gilt von den übrigen Okande am unteren Ogowe, deren Hauptstamm die Galoa bilden. Als letzte Gruppe der Nachbarvölker bleibt die der Bafiote (Fiotte) zu erwähnen, unter denen als nächste Nachbarn im Osten besonders die B a k o t a und im Süden, jenseits des Ogowe, die westlichen Bafiotestämme in Betracht kommen. Aber auch

<sup>1)</sup> Vgl. M. R. A v e l o t, Recherches sur l'histoire des migrations dans le Bassin de l'Ogôoué, S. 51.

sie werden wohl mit der Zeit von den Pangwe noch zermalmt und ins Meer gedrängt werden, denn schon heute stehen die Vorposten dieses unverwüsthlichen Volkes, das wie ein Keil die morschen Stämme zersplittert und unbittlich der Zerstörung übergibt, vor den Toren von Vernand Vaz.

Die Nachbarn der Pangwe sind es auch gewesen, die ihnen den Namen gegeben haben. Sie selbst kennen eine die Gesamtheit umfassende Stammesbezeichnung nicht, sowenig wie das bei anderen in Gemeindeverbänden lebenden, politisch nicht geeinten Naturvölkern der Fall ist. Die Küstenneger hörten nun ihre unmittelbaren Nachbarn sich „fang“ nennen, faßten das Wort als „pang“ auf und nannten ihrerseits in entschuldbarer Verallgemeinerung alle Stämme des Innern ebenso; sie konnten natürlich nicht wissen, daß sie es nur mit einem von mehreren verschieden benannten Unterstämmen zu tun hatten. Weiterhin änderte sich der Name dadurch, daß jene Küstenvölker das Wort „pang“ für einen einzelnen Vertreter der Inlandstämme gebrauchten, für die Gesamtheit aber durch Anhängen eines *we* das Wort „pangwe“ bildeten (vgl. Abschnitt II, S. 33). Die Erklärung dieses Vorganges und dieser angehängten Silbe ist nur zu mutmaßen. Ein Musekji erzählte mir, die Benga hätten beschlossen, als sie zum erstenmal mit den Fang in Berührung kamen, aus Abneigung gegen den kurzen „häßlichen“ Namen pang dieses Volk Pangwe zu taufen. Dann bliebe noch zu erklären, wie die Leute dazu gekommen wären, gerade *we* anzuhängen. Vielleicht ist die Vermutung erlaubt, die freilich nur von den Mpongwe gelten würde, daß dieser Stamm den Namen der gefürchteten Fang ihrem eigenen Stammesnamen, dessen Entstehung ganz anderer Art sein mag, bewußt angeglichen hat, womit ihr Zweck erreicht wurde; auch heute noch werden Pangwe und Mpongwe meist verwechselt.

Von den Küstennegern übernahmen die Europäer die Bezeichnung Pangwe für die Inlandstämme und wandten sie natürlich ebenso wie jene auf deren Gesamtheit an, ein Vorgang, der entsprechend etwa in den Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen stattgefunden hat. Erstere übertrugen den Namen „Alamannen“ von dem ihnen bekanntesten Unterstamm der Alamannen später einfach auf alle von ihrem Standpunkt aus den Alamannen verwandten und benachbarten Völker, also auf alle Deutschen.

Die Franzosen nennen die Pangwe, deren Namen sie sich mundgerecht gemacht haben, „Pahouins“, fassen den Sammelbegriff aber so weit, daß sie die Bakoko (soll wohl heißen Bassá) und sogar die Njem (Ndzem) <sup>1)</sup> dazu rechnen. Das ist nicht angängig. Will man die Bassá, die entschieden sehr nahe mit den Pangwe verwandt sind, einschließen, so muß man einen noch allgemeineren Sammelnamen, wie etwa „Pangweähnliche Völker“ erfinden. Aber das ist fürs erste nicht nötig, jedenfalls haben wir es bei den Pangwe mit

<sup>1)</sup> Die Njem weichen in jeder Beziehung von den Pangwe ab und sind wohl bloß unter die „Pahouins“ geraten, weil man sie zu wenig kannte.



einem einheitlichen, abgeschlossenen, insbesondere durch die Sprache eng verbundenen Stamme zu tun.

Ich schlage die Bezeichnung „Pangwe“ für die Gesamtheit der Völkerschaften vor, die von den Fang — deren Name den Ausgang gebildet hat — nur mundartlich, nicht sprachlich verschieden und

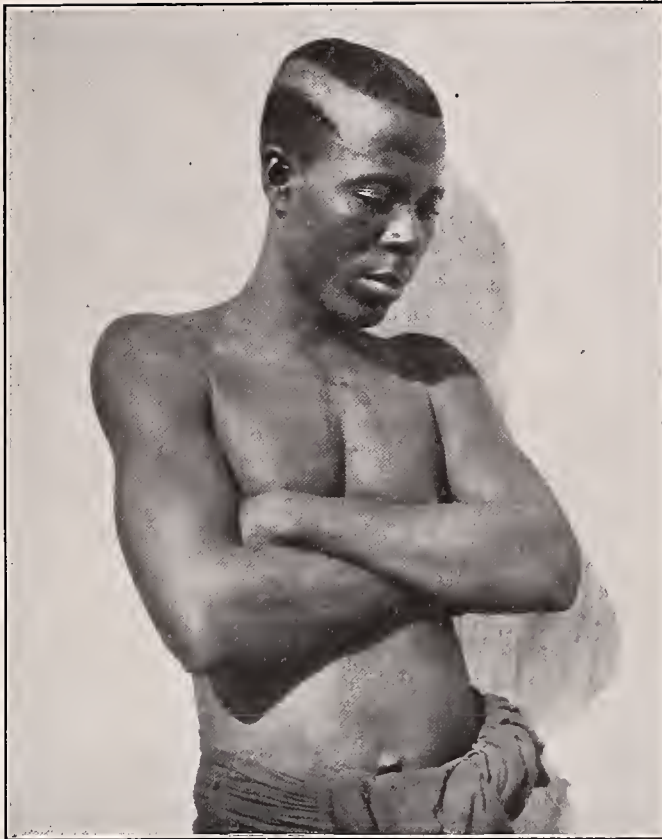


Abb. 3.  
Ntum aus Akonangi (Fam. Essándun), Süd-Kamerun.

es wohl geschieht —, würde sich deshalb nicht empfehlen, weil sehr leicht Verwechslungen mit dem Unterstamm Fang vorkommen würden, ferner weil jeder Unterstamm gewisse kulturelle Eigenheiten aufweist und daher nicht einer für alle stehen darf, endlich weil ein von den Negern längst selbst gebildeter, umfassenderer Name vorliegt. Die Schreibart *M p a n g w e* ist aus einer Verwechslung mit dem Namen *Mpongwe* entstanden. Wenn man schließlich an Stelle von Fang auch *F a n* schreibt, so ist das ganz zu verwerfen, da diese Bezeichnung den Wortklang des Wortes *fān* (so phonetisch geschrieben) durchaus unvollkommen wiedergibt. Bei den französischen Schriftstellern, von denen diese Schreibweise wohl übernommen ist, erklärt sie sich leicht, aber auch sie schreiben meistens *fang*, weil die französische nasale Aussprache von *fan* der Aussprache der Eingeborenen wohl ähnelt, den scharfen Kehlverschuß am Ende aber nicht trifft. Ebenso steht es mit *F a n - F a n*, was nichts weiter heißen soll, als richtige, reinblütige Fang (Verstärkung wird in der Pangwesprache durch Verdoppelung des Stammes ausgedrückt).

Wir haben gesehen, daß die Pangwe sich mit den fremden Negerstämmen, mit denen sie auf ihren Wanderungen in Berührung kamen, vermischten; sie haben es gewiß auch mit den älteren Bewohnern des Landes, den Pygmäen,

deshalb mit ihnen zusammen als Unterstämme eines großen gemeinsamen Stammes, eben des Pangwe-Stammes aufzufassen sind, das sind die Eton, Mwele, Jaunde, Bene, Bulu, Ntum, Mwai, Fang und Mokuk (Oschüeba).

Den Namen Fang auf die ganze Völkergruppe auszu-  
dehnen — wie

getan, die früher vermutlich in größerer Zahl die westafrikanischen Wälder durchzogen, heute innerhalb des Pangwe-Gebietes nur mehr in wenigen verstreuten Horden vorkommen. Wie weit diese Mischung gegangen, in welchem Umfange sie nicht nur eine anthropologische, sondern auch eine ethnographische war, läßt sich bei unserer im Grunde vollstän-

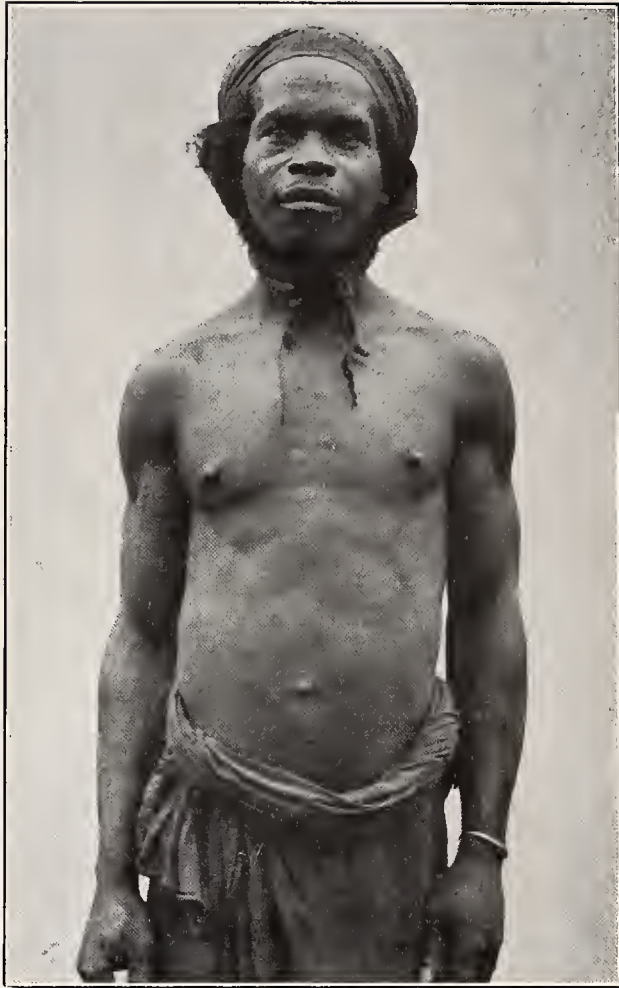


Abb. 4. Ntum aus Béhai (Fam. Esseng).

behandelt werden. Ich habe mich jedoch bemüht, eine möglichst große Anzahl von Kopf- und Gesichtstypen nach anthropologischen Grundsätzen aufzunehmen, und glaube, daß die hier gegebenen Abbildungen nicht bloß dem Laien, sondern auch dem Fachmanne ein genügend klares Bild von der körperlichen Erscheinung des Pangwe sowie dessen Stellung zu den übrigen Negern vermitteln.

Ich sprach schon von den sprachlichen und kulturellen Mischungen in unserem Gebiete. Ihnen schließen sich diejenigen der Rasselemente an, und zwar lassen sich in der Hauptsache zwei Typen unterscheiden, ein gröberer negerartiger und ein feinerer nördlicher (hamitischer). Jener zeigt einen breiteren Schädel, kürzeres und breiteres Gesicht, flachere Nase mit eingedrückter Wurzel, wulstig aufgeworfene Lippen, vorgeschobene Kiefer, gedrungenen Körper und entwickeltere Muskulatur mit Neigung zu Fettansatz (Taf. III); der zweite schmalere höhere Schädel, längeres Gesicht, hohen Nasenrücken, Orthognathie mit europäerähnlicher Kiefer- und Lippenbildung, hageren Körper, zierlicheren Knochenbau und schwächere Muskulatur (Abb. 5). An Zahl

digen Unkenntnis der Zwergvölker nicht sagen. Ich selbst habe nur einen einzigen Pygmäen gesehen bzw. für meine Untersuchungen verwerten können und werde an den geeigneten Stellen darauf zurückkommen.

Anthropologische Messungen gehörten nicht zu den Zwecken und Aufgaben der Expedition, und so werdendie körperlichen Verhältnisse der Pangwe von mir nicht



AJÓNG BOKA (FAM. ESSAUONG), FANG.





Abb. 5. Essun (Fam. Omwang), Span. Guinea.

überwiegt der erste Typ, dessen dunkle schokoladenbraune Hautfärbung häufig auch dort noch herrscht, wo Körperbau und Kopfbildung dem zweiten, feineren angehören. Also nicht immer, aber doch häufig gehört zu dem letzteren eine hellere, fast rötliche Hautfarbe, die den Pangwe auffallend von den Nachbarvölkern unterscheidet. Im übrigen gehen beide stark durcheinander und vereinigen sich zu zahllosen Übergangsformen.

## Abschnitt II.

### Sprache.

Ihre Wichtigkeit. — Laute: Vokale, Konsonanten, Veränderungen, Lautangleichung und Lautabstoßung, Einschlebung von Vokalen. — Musikalische Töne: Tonhöhen, einfache Töne, zusammengesetzte Töne, Beispiele. — Dynamischer Ton: Beispiele, Schnelligkeit und Schwierigkeit der Sprache, Tonverschiebungen. — Wortbildung: Stamm- und Nachsilbe und ihre Entstehung, Bedeutung der Nachsilbe, Beispiele, Vorsilben und ihre Bedeutung, Beispiele. — Satzbau: Kurzer Überblick und Beispiele. Vergleichende Zusammenstellung der Pangwemundarten, vergleichende Sprachproben der Nachbarvölker.

Es bedarf keiner Erläuterung, daß es zu einem erfolgreichen Studium des Negers und zu einem innigeren geistigen Verkehr mit ihm erforderlich ist, seine Sprache zu beherrschen. Aber noch mehr, diese Sprache selbst, in ihrem Aufbau und in ihren ethymologischen Beziehungen, offenbart uns erst die Kreise seiner Vorstellungen wie die Richtungslinien seines Denkens, sie ist der wahre Schlüssel zum Verständnis seines Lebens. Ein Überblick über sie darf hier daher nicht fehlen.

Zum Verständnis der Sprache ist es nötig — da ich nach Möglichkeit die einheimischen Ausdrücke angeführt habe —, einen Blick auf die phonetische Schreibweise der Wörter zu werfen, um auch dem Leser, der sich nicht mit Bantusprachen beschäftigt hat, einen genauen Begriff von den für das Pangwe wichtigen Lauten und ihrer Aussprache zu vermitteln. In folgendem habe ich mich bei allen in den deutschen Text aufgenommenen Pangwewörtern und -namen nach der deutschen Rechtschreibung gerichtet <sup>1)</sup>, also danach, wie wir die Laute in deutscher Aussprache am ähnlichsten wiederzugeben gewohnt sind; dagegen ist alles *kursiv* gedruckte nach den phonetischen Regeln auszusprechen. Die hier angewandte phonetische Schreibweise beruht auf den Vorschlägen von Prof. C. Meinhof.

Bei Vokalen haben wir zu unterscheiden: lange und kurze (Quantität), geschlossene und offene (Qualität). Bei jedem Vokal kommt es nicht nur auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität an, doch gibt es nur beim e und o lange geschlossene und kurze geschlossene, lange offene und kurze offene Vokale, beim i und u fallen die langen offenen weg, so daß wir nur drei verschiedene i und u haben. Beim a und ö dagegen ist es bei den kurz gesprochenen sprach-

<sup>1)</sup> Auch auf den Karten ist die deutsche, nicht die phonetische Rechtschreibung bevorzugt.



Abb. 6. Ondo aus Angónneuai (Fam. Omwang), Span. Guinea.

lich nicht von Wichtigkeit, ob sie offen oder geschlossen sind, oft ist es nicht einmal zu unterscheiden. Wir haben also folgende Vokale:

		geschl.	offen
a kurz	<i>á</i>		
a lang		<i>á</i>	<i>á</i>
ö <sup>1)</sup> kurz	<i>ö</i>		
ö lang		<i>ö</i>	<i>ö</i>
i kurz		<i>í</i>	<i>í</i>
i lang		<i>í</i>	
e kurz		<i>é</i>	<i>é</i>
e lang		<i>é</i>	<i>é</i>
u kurz		<i>ú</i>	<i>ú</i>
u lang		<i>ú</i>	
o kurz		<i>ó</i>	<i>ó</i>
o lang		<i>ó</i>	<i>ó</i>

Die Kürze oder Länge (Quantität) ist hier also durch einen Bogen (kurz) oder Strich (lang) über dem Buchstaben, die Qualität, und zwar nur bei den

<sup>1)</sup> Ich kann mich nicht dazu entschließen, hier *ë* zu schreiben, wie Pater Nekes nach dem von P. W. Schmidt im „Anthropos“ Bd. II, 1907 veröffentlichten phonetischen System will, denn der Laut — mag er auch aus *e* entstanden sein — entspricht unserm *ö*. Wenn zugegeben wird, daß dieser Laut eben heute



Abb. 7. Ntum (Fam. Ojek), Span. Guinea.

offenen, durch einen Strich u n t e r dem Buchstaben kenntlich gemacht; wo die Qualität unbezeichnet ist, ist sie geschlossen oder wie in *ä* und *ö* beliebig.

Wichtig ist nun im Pangwe, daß das offene kurze *i* (*ĩ*) in ein kurzes geschlossenes *e* (*ẽ*) übergeht, daher die Schwankungen in der Rechtschreibung, z. B. bei „Baum“ *elĩ* oder *elẽ*. Ebenso steht es beim *ü* und *ö*, man kann schreiben *makün* oder *makön* (Pfeiler, Pflock). Bei den Mundarten des Südens treten vielfach die offenen langen *ā* und *õ* an Stelle von *ä* und *ö*; auch *ē* und hauptsächlich *ēi* ist ein Kennzeichen mundartlicher Verschiedenheit, besonders bezeichnend ist das für die Ntum: *ejēi* (Tuch), *agbēi* (Eisvogel). *ē* und *ā* vertreten sich dabei, so *mrāi* (Unterstamm) bei den Fang, *mrēi* bei den Ntum; *abāi* (Sippe der Fang) F. und *abēi* Nt.

Von Konsonanten haben wir:

1. Aspirata, *h* (nur in den nördlichen Mundarten für *v*),
2. Gutturales *k*, *g*, *ñ*,
3. Dentales *t*, *ts*, *tš*, *d*, *dz*, *dž*, *s*, *z*, *n*, *l*,
4. Dentilabiales *f*, *v*,

nicht mehr *e*, sondern ein eigener dumpfer Vokal ist (wie das französische *e muillet*), wir also ein besonderes Zeichen für den Laut wählen müssen, warum dann fremden Völkern zuliebe *e* und nicht, was uns Deutschen doch näher liegt, *ö*? Denn international ist diese phonetische Schreibweise leider nicht.





Abb. 8. Ndong-Alogo (Fam. Ojek), Span. Guinea.

5. Labiales *pf, v, b, m,*
6. Palatales *ñ (ny),*
7. sudanische Lautverbindungen *gb (gbw), kp (kpw),*
8. Halbvokale *w, y.*

Fremdartig für uns ist das gutturale *ñ*, das im Worte *fǎñ* (Unterstamm der P.), in deutscher Schreibung Fang, vorkommt. Dem langen, silbisch auftretenden *ñ*, *n* und *m* sind Laien stets geneigt, beim Niederschreiben ein *e* vorzusetzen und z. B. *emba* statt *mba* (Pisangfresser, Turacus-Arten) zu schreiben. Das deutsche *w* in „Wasser“ ist phonetisch *v*, außerdem gibt es nach *m* ein bilabiales *v*; der phonetische Buchstabe *w* ist wie im Englischen „water“ zu sprechen, in einfachem Druck muß er durch *u* oder *o* ersetzt werden, z. B. *Essauong*, phon.: *esawoñ* (Sippe der Fang). Das *y* neigt oft zu dem Reibelaute *j*; da dies indessen ganz wechselnd ist, so kann man z. B. ebensogut *ajoiñ* wie *ayoiñ* (Name) schreiben. Ebenso ist es mit *t*, *ts* und *tš* (in deutscher Schreibung *tsch*), die einander in den verschiedenen Mundarten ersetzen, so *tit* (Fleisch) oder *tsit* oder *tšit*. Die Dentalen *t*, *ts* und *tš*, *d*, *dz* und *dž*, ferner *s* und *z* sind fast immer palatalisiert; man merkt es daran, daß die Pangwe unser deutsches *s* und *sch* nie richtig aussprechen, sondern stets dabei einen Reibelaut hervorbringen. Diese Palatalisation, die ich — weil durchgängig — nicht bezeichnet habe, ist meiner Meinung nach zum Teil auf Rechnung der künstlichen Ver-



Abb. 9. Essún-Meko aus Alén (Fam. Essáuong), Span. Guinea.

stümmelung des Zahnsptzens zu setzen, und sie hat sich so vererbt, daß heute auch Leute mit unversehrtem Gebiß immer palatalisieren, dagegen wechselt die Aussprache *til*, *tsít* und *tšít* nach den Unterstämmen, genau wie *d*, *dz* und *dž* z. B. in *dis* (Auge), *dzis* und *džis*. Besonders wichtig ist es, zwischen scharfem und weichem *s* (phon. scharf: *s* und weich: *z*) zu unterscheiden. Im einfachen Druck spreche man ein einfaches *s* stets weich aus, z. B. in *Sö* (*zö*) = Leopard wie in *Sonne*; die Schärfe habe ich durch Verdoppelung angezeigt, wie in *Sso* (*so*) = Mondkult. Das wäre das einzige, was man bei der deutschen Schreibweise zu beachten hätte. Damit ist nun nicht gesagt, daß harte und weiche Laute, wie *s* und *z*, durchaus unveränderlich wären, vielmehr ersetzen sie sich öfters; so wird *pf* (im *Ntum*) zu *f*, *t* zu *d*, *s* zu *z*, letzteres tritt stets in der ganzen Sprache der Regel nach ein, man vergleiche *esambe* und *zambe* = *zama* (Gott), *a siēn* = sich erschrecken und *ziēn* = der Schreck. — Hier muß ferner die unangenehme Flüchtigkeit und leichte Veränderlichkeit von Lauten erwähnt werden. Lautangleichung (Alliteration) und Lautabstoßung (Élision) werden in einem Umfange geübt, der fast ans Strafbare grenzt, Konsonanten in einer Weise zurückgesetzt, die ihnen unser Mitleid sichert, Vokale derart zugerichtet, daß es oft nicht möglich ist, ihre „Identität“ festzustellen. Hier die *corpora delicti*:

*edžīa* statt *edžibega* (Schlüssel), *afōlo* statt *afogelo* (Hut), *ewuā* statt *ewuala* (Kiste), *sī* statt *sige* (Treiberameisen), *fue* statt *fute* (legen, setzen, stellen), *sōo* statt *soño* (Tante, Schwester des Vaters), *mina* statt *minēnga* (Frau).



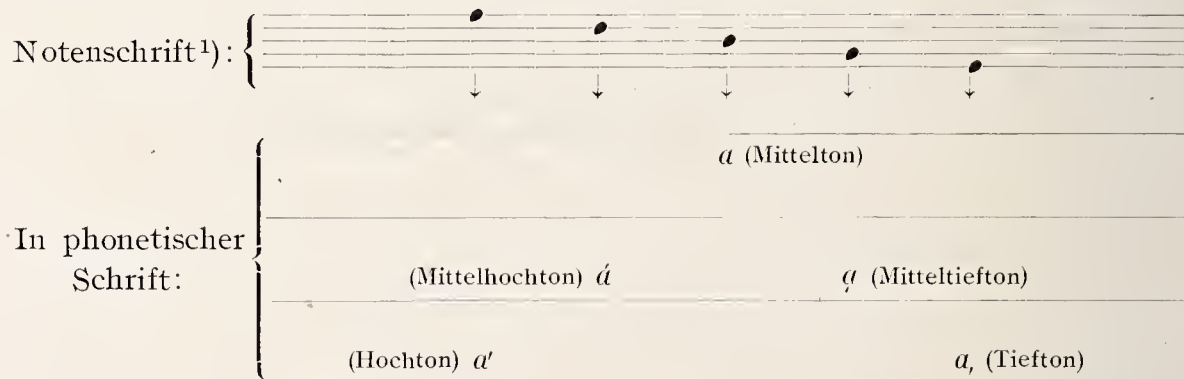
Abb. 10. Otschaa-Kénsoo (Fam. Ojek). Span. Guinea.

Dann fallen viele Konsonanten vor nachfolgenden Vokalen aus, so: *nkök* (Zucker), aber *nkō a ntangan* = der Zucker des Weißen, europäischer Zucker, *a kūt* = klopfen, aber *a ku a nda* = ans Haus klopfen, *kūs* = Papagei, aber *ku-o-si* = Papagei der Erde = **Spermospiza** - Arten (Webervögel), sogar selten *no wom* = mein Gatte statt *nume wom*. In den meisten dieser Fälle habe ich den Endlaut in eckigen Klammern beibehalten, damit das Grundwort erkennbar ist, der eingeklammerte Buchstabe ist aber nicht auszusprechen. Dafür wird dann, wenn Konsonanten auf Konsonanten stoßen, ein euphonetisches *e* und sogar ein *l* eingeschoben, letzteres aber nur, wenn es ursprünglich im Stamm enthalten war, wie in *ku* (Schildkröte): Wasserschildkröte = *kul-ošūč*, oder im Beginn des Märchens: Die Schildkröte und der Leopard = *kule ba nzö*. Anderswo z. B. in Zusammensetzungen, werden harte Laute, die am Ende des Wortes stehen, wie *m̄ōk* = Heim, in weiche verwandelt, also *m̄ōge-yi* (Name einer Sippe der Jaunde) statt *m̄ōk-yi*. Daß härtere Laute auch am Anfang keine besonderen Aussichten auf Fortkommen haben, ist gelegentlich der Verwandlung von *s* in *z* wohl bemerkt worden, ebenso ist es z. B. bei Wörtern wie *(n)zēn* = Weg, *(n)zō* = Leopard, von ihnen ist oft nur ein Hauch geblieben, während sie bei den südlichen Fang und in Zusammensetzungen wie obiger wieder auftreten. Doch damit wollen wir das Sündenregister schließen.

Zugleich kann ich damit meine Vorbemerkungen über die Schreibweise der Pangweworte beenden, die Erörterung dieses an sich trockenen Stoffes

erschien mir aber für die, welche sich mit den Pangwe im allgemeinen und dem Studium dieses Buches im besonderen beschäftigen, unumgänglich nötig.

Was die Pangwesprache vor vielen, selbst Bantu-Sprachen auszeichnet, ist die Wichtigkeit des musikalischen Tones. Wir werden in späteren Abschnitten auf Schritt und Tritt uns vor die Notwendigkeit gestellt sehen, auf die Tonhöhen genau zu achten, z. B. bei Namen, gar nicht einmal zu reden von der Trommelsprache, die ja auf den musikalischen Regeln der Sprache beruht. Die musikalische Höhe des Sprachtons wechselt bekanntlich in Form einer Kurve, deren Durchschnitt man als seine mittlere Höhe bezeichnet. Für den praktischen Gebrauch ist es nötig, aus der Menge der Töne gewisse wiederkehrende Gruppen zusammenzufassen, und man kommt da, je nach der musikalischen Begabung des Beobachters, zu vielen oder aber nur zu zwei Tönen, eben einem höheren und einem tieferen. Bei den meisten Bantu-Sprachen genügt die Unterscheidung von drei Tönen, im Pangwe läßt sich leider damit nicht auskommen, sondern man muß fünf einfache Töne unterscheiden, die ich als Hochtón, Mittelhochtón, Mittelton, Mitteltieftón und Tieftón bezeichne. Das Schwierige ist nun, daß sich die von dem Mittelton entsprechend weit nach oben oder nach unten entfernten Töne —, also Mittelhochtón und Mitteltieftón, Hochtón und Tieftón —, oft ersetzen können, und zwar je näher dem Mittelton, desto leichter. Die Töne bezeichnet man einfach durch einen Strich beim Vokal der Tonsilbe, sei es seitlich oben, über, unter oder seitlich unten beim Buchstaben. Am besten mag die Verhältnisse das folgende Schema verdeutlichen:



Diese Tonhöhen sind zum Verständnis der Sprache nicht zu entbehren, das beweist als eines der auffallendsten Beispiele das Wort *mbaŋ* in seinen vier verschiedenen Bedeutungen als

Flasche: *mbǎŋ* (F.),

Kugel: *mbǎŋ*,

Kokosnuß: *mbǎŋ* (J.),

Elfenbein: *mbǎŋ*.

An diesem Beispiel sieht man auch, daß fünf Tonhöhen nötig sind, der Mittelton kann, weil zu nahe dem Mittelhochtón und Mitteltieftón, in

<sup>1)</sup> Die Notenschrift ist nur s c h e m a t i s c h gedacht, es stimmen natürlich die Tonhöhen der Pangwetöne nicht mit den Tönen unseres Notensystems überein.

diese m Falle als Unterschied nicht in Betracht kommen, obwohl er natürlich vorhanden ist. Der Mittelton ist unbezeichnet geblieben, da er als mittlerer Sprachton gilt und unterschiedlich nicht sehr hervortritt. Sehr verwickelt wird die Sache durch das Auftreten von zusammengesetzten Tönen. Man könnte sagen: es gibt also  $a'$  mit  $\acute{a}$ ,  $\acute{a}$  mit  $a$ ,  $a$  mit  $\acute{a}$  und  $a$  mit  $a'$  verbunden. Da aber hinzukommt, daß jeder dieser beiden verbundenen Töne von derselben oder von verschiedener Länge sein kann, so ergibt sich eine Fülle, die unserer Auffassung, unserer Schreib- und Sprechweise verderblich werden müßte, wenn man nicht vereinfachte, und man kann das sehr gut tun, indem man bei zusammengesetzten Tönen nur unterscheidet, ob sie hochtief oder tiefhoch sind. Nun fragt sich: sind sie beide gleichlang, oder welcher ist länger? Das gibt eine Gruppe von sechs zusammengesetzten Tönen, die in folgendem Schema zusammengestellt sind. Die gegenüberstehenden können sich wieder, je näher sie sich im Schema stehen, desto leichter ersetzen.

	Hochtieföne		Tiefhochöne		
gleichlang	$\acute{a}$			$\grave{a}$	gleichlang
kurzlang		$\acute{a}$	$\grave{a}$		kurzlang
langkurz		$\acute{a}$	$\grave{a}$		langkurz

Glücklicherweise ist hier wenigstens das Gute, daß bei den beiden letzten Tönen meist ein  $i$  für den nachschleifenden Ton eintritt, so daß man die Zeichen für diese Töne vermeidet. Beispielsweise schreibe ich  $el\grave{e}i$  (Heimchen, Zikade), nicht, was vielleicht auch berechtigt wäre,  $el\acute{e}$ . Es nimmt eben durch den nachklappenden kurzen Ton — sei er fallend oder steigend — der Laut eine andere Klangfarbe, meist die des  $i$ , an. Wer sich das klarmacht und vor allem bedenkt, daß sich  $\acute{a}$  und  $\grave{a}$ , weil nahestehend, ersetzen können, wird bei Streitfragen, die einen solchen Fall betreffen, seine Ruhe bewahren können. Wir haben also im ganzen fünf einfache und vier zusammengesetzte Töne in der Pangwe-Sprache zu beachten.

Mancher könnte nun meinen, die vielen Töne, die nur einem eingefleischten Phonetiker eine angenehme Musik sein würden, wären praktisch nicht von Bedeutung, und das angeführte Beispiel sei nur eine Ausnahme. Ein Blick in ein Wörterbuch der Pangwe-Sprache wird das Gegenteil erweisen; es seien aber auch hier einige Beispiele von Tonhöhen angeführt, die im Verein mit den Vokalunterschieden einen Begriff von der Schwierigkeit der Pangwe-Sprache geben. Von den vielen Wortspielen zwischen  $ng\grave{o}n$  = Mädchen, Mond und

*ngôn* (*ngôn*) = Ngon, ein Kürbisgewächs **Cucumeropsis edulis** Cogn. und zwischen *ngā* = Gewehr und *ngā* = Frau will ich schweigen, aber man höre nur folgende kleine Zusammenstellung:

*mr̄n* = Frucht der Ölpalme, *mr̄n* F. *mr̄n* Nt. = Schwarzsteiß-Schopfantilope, **Cephalophus callipygus** Peters, *mr̄n* = Schmutz.

*nḡi* = Feuerkult, *nḡi* = Gorilla.

*ns̄m* = Kult, *ns̄m* = Verbrechen und Wieselmanguste, **Herpestes melanurus** Gray.

*eb̄i* = **Pentaclethra macrophylla** Benth. (Leguminose), *eb̄i* = **Cordia odorata** Gürke (Borraginac.).

*nḡi* = Schwein, *nḡi* = Stachelschwanzzeichhörnchen, **Anomalurus**-Arten;

*nk̄k* = Schirrantilope **Tragelaphus knutsoni** Lemberg, *nk̄k* = umgefallener niederliegender Baum;

*a b̄i* = zuklappen, zuschlagen intrans., *mb̄i* = weg, fort, *a b̄i* = fangen und sich fangen, *b̄i* = fange, Imperativ;

*a b̄de o j̄b* = erhöht sitzen, z. B. *onon a b̄de nt̄m* = der Vogel sitzt oben auf einem Ast, *a b̄de o j̄b* = aufhängen (etwas), *a b̄t* = hinaufgehen;

*nḡs* = **Manniophytum africanum** Muell. Arg. (Euphorbiaceae), *nḡs* = eine Ficusart; *nḡs* = Kautschukliane **Carpodinus maxima** K. Sch. (Apocynaceae) und Eingeweihter in Kulte, *nḡs* = Messing;

*mb̄n* = Maniok, Kassave, *mb̄n* = Nachttierfalle, *mb̄n* = Firstbalken im Hause;

*eb̄n* = weibliche Scham, *eb̄n* = Frucht von *Mimusops djave*, *eb̄n* = Schamgend, *eb̄n* = Braut, Geliebte;

*nk̄n* = Penis, *nk̄n* = Zuckerrohrblüten, *nk̄n* = Aufbewahrungskörbe der Frauen, *k̄n* = Seele.

*k̄* = Meerkatze, *k̄* = Schnecke;

*f̄* = schwarze, auf der Erde kriechende Schlangen verschiedener Gattungen, *f̄* = kleinere Nager, Nagetier, *f̄* = Pulvertäschchen, *f̄* = Eckzahn, *f̄* = eitriges Geschwür, Hautgeschwür, *mf̄* = eine Baumart, wahrscheinlich **Enantia chlorantha** (Anonaceae).

Neben dem musikalischen Ton hat der dynamische, durch einen Akzent ' bezeichnete, eine nicht unwesentliche, wenn auch geringere Bedeutung. Man vergleiche: *ab̄m* = **Anopyxis klaineana** Pierre (Rhizophoraceae), *ab̄m* = Raubvögel, insbesondere Schmarotzermilane, Plural; *áyōn* = Sippe, Familienverband, *áyōn* = Name und *áyōn* = rösten, *áyōn* = Hitze; *a s̄b* = im Nachteil sein, *á s̄b* = wohnen, sich niederlassen; *á dz̄m* = abpflücken, abbrechen, *a dz̄m* = tanzen, *á b̄k* = in ein Lager bringen, austreten (mit den Füßen), *ab̄k* = Tanz, Fest, *ab̄k* = Rotnasenratte **Mus hypoxanthus** Puche-



Abb. 11 u. 12. Links Fang (Fam. Essátop), Span. Guinea, rechts Mediziner aus Ebängon (Fam. Esseng), Süd-Kamerun.

r a n; *á tsíne* = anbinden, *a tsíne* = her- oder hinschieben; *á bŭm* = anhängen, *a bŭm* = spielen, schlagen (ein Musikinstrument), *ábŭm* = Stützpfeiler eines Hauses, *abŭm* = Bauch, Unterleib; *ádŭk* = Betrug, Lüge, *adŭk* = Kreuze, Wirbelkreuze, Plural.

Diese Beispiele, die sich ins Ungemessene vermehren ließen, sollen nur dartun, daß die Beobachtung von Quantität wie Qualität der Vokale, von musikalischem wie dynamischem Ton zur Vermeidung von Mißverständnissen unerläßlich ist. Man wird durch sie einen Begriff bekommen, mit welchen Schwierigkeiten die Erfassung der Pangwe-Sprache verbunden ist, und warum fast alle, die versucht haben, sich in Afrika mit den Bantu-Sprachen praktisch zu beschäftigen, sich darin einig sind, daß wenigstens in Westafrika das Pangwe am schwierigsten zu erlernen ist.

Weiter wird das Verständnis dadurch erschwert, daß die Pangwe die Silben mit einer unglaublichen Schnelligkeit — besonders in Augenblicken der Erregung — hervorstoßen, wofür der Pangwe selbst den treffenden Ausdruck *a tŕk* = brodeln, vom kochenden Wasser, erfunden hat<sup>1)</sup>.

Wie bei Lauten Lautverschiebungen, so kommen bei den Tönen Tonverschiebungen vor, auch ist keineswegs immer der musikalische Ton in Einzahl und Mehrzahl gleich, vergleiche: *viŕn* = Hirschferkel, *Hyemoschus aquaticus*

<sup>1)</sup> Von den Bene ist es bekannt, daß sie etwas langsamer als die Jaunde sprechen.

Ogilby; Mehrzahl: *lón*. Daß auch der dynamische Ton in laufender Rede sich unwillkürlich ändert, versteht sich wohl von selbst.

Die Verschiedenheit der Laute und die feine Unterscheidung von Tonhöhen in ihrer Sprache läßt von vornherein bei den Pangwe neben einer großen musikalischen Begabung ein ausgeprägtes Gefühl für den Wert einer Sache vermuten, und das führt mich auf die Entstehung der Wortformen, auf die Theorie der Wortbildung, für deren Erkenntnis das Studium des Pangwe von größter Bedeutung zu werden verspricht. Nehmen wir einmal das Hauptwort: Mit drei geschickten Hieben kann man es fast immer, falls es nicht zusammengesetzt ist, in seine drei Bestandteile zerlegen, vorn fällt die Vorsilbe (Praefix) ab, hinten die Nachsilbe (Suffix), in der Mitte bleibt der einsilbige Stamm zurück. Die Nachsilben, die sich übrigens auch bei Zeitwörtern finden, sind freilich mit dem Stamm enger verbunden als die Vorsilbe.

Soweit sich bei den spärlichen bislang vorliegenden Untersuchungen über Wortbildung sagen läßt, ist die Nachsilbe in der Pangwe-Sprache eine freilich weiter entwickelte Wiederholung des Stammes. Der Stamm der heutigen einsilbigen Wörter besteht aus Konsonant + Vokal. Die Nachsilbe hat wahrscheinlich aus Vokal + Konsonant + Vokal bestanden, ist indessen heute ganz abgeschliffen. Der Anfangsvokal der Nachsilbe ist mit dem Endvokal des Stammes verschmolzen und hat ihm eine andere Klangfarbe gegeben oder auf seine Tonhöhe verändernd eingewirkt, der Schlußvokal ist größtenteils heute schon abgefallen, tritt aber bei nachfolgendem Konsonanten in der Form des besprochenen euphonetischen *e* wieder auf. Werfen wir also zuerst einen Blick auf den Stamm. Wir haben da drei Urkonsonanten: Kehllaut (*k*), Gaumenlaut (*l*), Lippenlaut (*b*), und drei Urvokale, die in der Bedeutung den Urkonsonanten entsprechen, nämlich *a*, *i* (*e*) und *o* (*u*). Die Bedeutung liegt ursprünglich

1. bei *k* — *a* in der Bewertung des vom Wort ausgedrückten Begriffes,
2. bei *t* — *i* (*e*) in dessen Eigenschaft,
3. bei *b* — *o* (*u*) in dessen Beziehung.

Warnung vor Gefahr z. B. ist eine Bewertung, daher die Kehllaute der warnenden Affen, die in dem bewundernden oder warnenden Ausruf *kã* der Pangwe noch ganz ursprünglich wiederkehren. Der Wunsch, etwas zu besitzen, ist Beziehung, und wir finden ihn bei Menschenaffen im Spitzen der Lippen, bei den Pangwe ebenfalls so, wenn man auf etwas zeigt, um es zu haben — das Zeigen mit dem Finger deutet keine Beziehung an, sondern eine Bewertung in feindlichem Sinne oder aber eine Eigenschaft und gilt deshalb im Verkehr als unanständig.





Abb. 13. Ajingon, Fangmädchen aus Alén (Fam. Essáuöng).

Natürlich sind die Stämme in dieser ursprünglichen Form nicht mehr vorhanden, sondern sie haben sich weiter entwickelt, und zwar in der Richtung der Nachsilben. Da eine Grenze anzugeben, ist heute nicht mehr möglich, man kann nur sagen, die Nachsilbe ist eine entwickeltere Form des Stammes, die dem mehr oder weniger entwickelten Stamm später angehängt wurde, und ein neues Wort war damit geprägt. Da dieses Wort eben etwas anderes bezeichnet als der Stamm, so ist es klar, daß die Nachsilbe auch einer ganz anderen Gedanken- und damit Lautgruppe entnommen ist als jener. Die ursprünglichen Verbindungen zwischen Gedanken und Laut mögen folgende gewesen sein:

1. Bewertung: etwas, was nicht aus meinem Willen heraus entsprungen ist noch von mir mit meinen Anschauungen in Einklang gebracht werden kann; etwas, was mir feindlich gegenübersteht, oder dem ich feindlich gegenüberstehe, (göttliche) Bestimmung, Vergangenheit.
2. Eigenschaft: etwas, dem ich im Augenblicke weder feindlich noch freundlich gegenüberstehe, Gegenwart.
3. Beziehung: etwas, was ich wünsche, oder was sich mit meinem Streben, meiner Willensrichtung, meinem Begriffsvermögen deckt, was mir freundlich gegenübersteht, oder dem ich freundlich gegenüberstehe, Richtung, Zukunft.



Fremden, zuerst in feindlicher Weise gegenüberstand. Passiv, weil es nicht aus meiner Überlegung heraus nach zwei Seiten geführt wird, sondern weil diese Handhabung einfach übernommen, „Vorschrift“, göttliche Bestimmung war.

- Kl. III: *ngǎ-m* = Freundschaft, besonders im Sinne der Sippenfreundschaft (angedeutet durch Ineinanderhaken der Zeigefinger der rechten und linken Hand). Stamm *nga*, weil sie nach zwei Richtungen wirkt, von mir zum andern Manne (bezw. zur anderen Sippe), von ihm (bezw. ihr) zu mir. Diese Eigentümlichkeit ist ihr dauerndes Wesen. Aktiv, weil sie in bestimmter Absicht, meist zur Erlangung persönlicher Vorteile geschlossen wird (daher heißt unbeabsichtigt durch Zuneigung entstandene Freundschaft *a-mvú̄r/[l]* und ist passiv).
- Kl. IV: *ngǎ-n* = Krokodil, langschnauziges, *Mecistops cataphractus* C u v. Stamm *nga*, weil das Krokodil nach zwei Richtungen läuft, d. h. einen Zickzackkurs macht (vergl. auch den Lauf unserer Eidechse). Diese Eigentümlichkeit ist sein dauerndes Wesen. Passiv, weil es nicht in bestimmter Absicht geschieht, sondern in der Natur des Krokodils liegt.
- Kl. V: *ngǎ-t* = *Kickxia elastica* Preuss, Kautschukbaum, Stamm *nga*, weil der Baum durch Kreuz- und Querhiebe des Haumessers eingeschnitten wird. Diese eigentümliche Behandlung ist zeitweiliges Wesen, weil es nur dann geschieht, wenn man den Kautschuksaft gewinnen will. Aktiv, weil es in der Absicht geschieht, ihn technisch zu verwerten.
- Kl. VI: *ngǎ-s* = (ursprünglich) Greifzehe der Vögel, dann — übertragen — kleiner Finger, kleine Zehe, Nebenhuf, Afterklaue und Ranke. Stamm *nga*, weil sich die Wendezehe (Papagei!), wie ihr deutscher Name sagt, nach zwei Richtungen stellen läßt, nach vorne und hinten. Zeitweiliges Wesen, weil die Greifzehe ihrer Natur nach bei den Vögeln, die nicht Wendezeher sind, nach vorne, und nur zeitweise und ausnahmsweise nach hinten steht. Passiv, weil es in der Natur der betreffenden Vögel liegt, nicht aber in bestimmter Überlegung von ihnen ausgeführt wird. *e-ngǎ-s* = Farnkraut, *Pteris atrovirens* Willd. und *Dryopteris gongylodes* (Kuhn) O. Ktze. Von vorigem abgeleitet. Die eingerollten Fiedern (vergleiche ein jüngeres, noch nicht ganz entfaltetes Blatt), die sich gegenüberstehen, werden mit Greifzehen verglichen. Eigentlich: die (Pflanze) mit Greifzehen, daher Vorsilbenklasse *e*, Werkzeugklasse.
- Kl. VII: *ngǎ-b* = Schwanzflosse der Fische, Schwanz der Raubvögel, insbesondere des Milans, eigentlich: Steuer. Stamm *nga*, weil Schwanzflosse wie

Raubvogelschwanz als Steuer nach zwei verschiedenen Richtungen geführt wird. Beziehung, weil es mit dem Träger verbunden ist, zu ihm gehört und ohne ihn nicht denkbar ist. Aktiv, weil das Steuer mit der Absicht in Anwendung gebracht wird, den Körper in eine bestimmte Richtung zu bringen.

Kl. VIII: *ngá[l]* = Gewehr. Stamm *nga*, weil es nach zwei Seiten geht (Schuß und Rückstoß). Beziehung, weil es ein Teil vom Menschen ist, denn ohne ihn ist seine Wirkung nicht denkbar. Passiv, weil die Gegenwirkung, der Rückstoß nicht beabsichtigt ist<sup>1)</sup>.

Bei den Vorsilben liegt die Sache weit einfacher. Es sind da schon längst allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt, nach denen die Einordnung von Wörtern in Vorsilbenklassen nach bestimmten Grundanschauungen stattfindet<sup>2)</sup>. Diese Bantuvorsilben sind freilich in der Pangwe-Sprache aufs äußerste beschränkt, wie denn überhaupt diese Sprache zur Einsilbigkeit neigt.

Der Gedanke, den man wohl aussprechen hört, daß der Mensch die Umwelt zuerst in Belebtes und Unbelebtes eingeteilt hätte, ist natürlich vollkommen falsch, denn für einen Naturmenschen ist alles belebt; fremde Menschen, Tiere oder auch Pflanzen und Naturkräfte unterscheiden sich für ihn durch nichts, wenn sie in gleicher Weise, sei es freundlich oder feindlich, auftreten. Vielmehr geht die Einteilung in Vorsilbenklassen nach genau denselben Grundsätzen vor sich wie die der Nachsilben und der Stämme. Bewertung, Wesen, Beziehung sind die drei Gesichtspunkte, aus denen die Beantwortung der Frage nach dem Namen eines Dinges sich ergibt. Es ist ja auch nur natürlich, daß der naive Mensch von einem Ding entweder eine Eigenschaft nennt, eine Aussage macht oder zweitens die Beziehung dieses Dinges zu anderen oder zu sich darlegt, also vergleicht, oder aber drittens den besonders hohen oder besonders geringen Wert des Dinges angibt, also einschätzt, bewertet. Um sich über die Eigenschaft des Wesens klar zu werden, war man bestrebt — eine spätere Folge —, hervorzuheben, entweder: es sei ein Mensch, oder zweitens: es sei nicht mehr ein Mensch, sondern ein Tier oder eine Pflanze oder eine Naturerscheinung (der Übergang ist noch heute zu erkennen), oder drittens: es sei ein Werkzeug, ein Gebrauchsgegenstand, dem die Wesenheit des Menschen anhaftet, z. B. *to(b)o* = sitzen, *et̄'* = das zum Sitzen = Sitzplatz, Schemel. Bei der Beziehung kam in Be-

<sup>1)</sup> Die Angst vor dem Rückstoß hat die Pangwe auch dazu veranlaßt, das Gewehr mit gestreckten Armen abzuschießen.

<sup>2)</sup> Carl Meinhof, Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen. Berlin 1906.



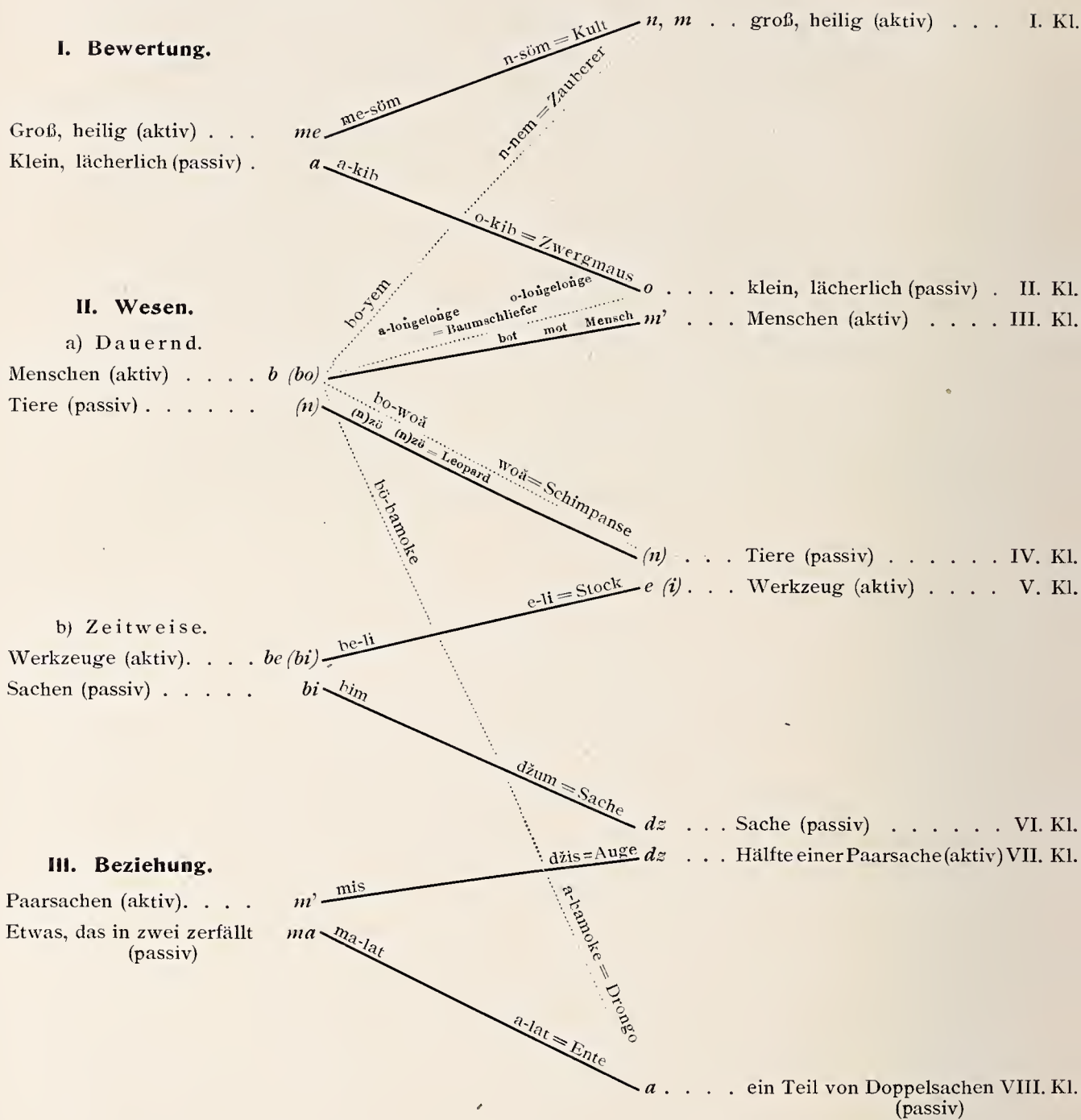
Abb. 14. Fangfrau aus Alén (Fam. Essáúong).

tracht: entweder sind es zwei Stücke, die eines bilden wie das Augen „paar“ oder aber es ist ein Stück, das in zwei Hälften zerfällt. Beim Wert teilt man danach ein, ob er sehr groß oder sehr klein ist, ursprünglich deckt er sich mit der körperlichen Größe, ein kleines Tier wie ein Vogel ist wenig wert, weil man nicht satt davon wird, ein größeres natürlich entsprechend mehr. Später hängt die „besondere Schätzung“, die irgendeinem Tiere oder Dinge zukommt, mehr von seinen Beziehungen zu geistigen, insbesondere religiösen Anschauungen ab. Die Sachlage ändert sich durch Betrachtung mehrerer Stücke derselben Art, der Gedankengang spielt in eine andere Reihe hinüber, z. B. steigen Tiere, man denke an Haustiere, im Range, wenn man nicht mehr die Tierart im allgemeinen, sondern eine bestimmte Menge ins Auge faßt — sie werden nun zu Persönlichkeiten und bekommen die Menschenvorsilbe *bo*: *kabad* = Ziege, *bo-kabad böla* Nt. = die drei „Herren“ Ziegen, aber die Ziegen im allgemeinen *kabad*; andere Tiere, Pflanzen und Dinge tragen die „Menschen“vorsilbe ständig. So sind in der folgenden Aufstellung die zwar öfter wiederkehrenden, aber nicht nach den gleichen Grundgedanken verbundenen Wortformen durch eine gestrichelte Linie angedeutet, sie stellen also Abweichungen vor, bei denen die Einzahl zu einer anderen Klasse gehört als die Mehrzahl. Trotzdem halte ich es für den praktischen Gebrauch nicht für angebracht, Einzahlvorsilben und Mehrzahlvorsilben überhaupt in verschiedenen Klassen unterzubringen, sondern erwähne die betreffenden Wörter als abweichend bei einer ihrer Vorsilbenklassen.

Muster der Vorsilbenklassen.

Mehrzahl

Einzahl



Die römische Zahl hinter den Hauptwörtern, die im Text genannt sind, bezeichnet also die Vorsilbenklasse, bei den Ausnahmen die der Mehrzahl. Um die Gründe kennen zu lernen, die zur Benennung der Dinge nach den angeführten Gesichtspunkten geführt haben, betrachte man vor allem die höheren Tiere, weil von deren Wesenheit wir sowohl wie die Eingeborenen am besten unterrichtet sind. Bei Gegenständen dagegen, auch schon bei Pflanzen, läßt

sich viel schwerer erkennen, was für den Pangwe das Wichtige und Bestimmende gewesen ist. In folgendem führe ich die hauptsächlichsten Säugetiere und die Vögel mit Bezug auf den Grund ihrer Namensbezeichnung an. Von den Säugetieren gehören zur

### I. Klasse

1. Die Ginsterkatze *Genetta aubryana* P u c h., *ns'ñ*, als angebliche Stamm-mutter der Hauskatze (vgl. Abschnitt XI, Religion).
2. Nächtliche oder nächtlich rufende Tiere:  
*masalšidi*, siehe Kl. III, 4; *nsē't* = Spitznagelmaki, *Euoticus elegantulus* L e c o n t e; *ngōm* = Zwergflughund, *Scotonycterus zenkeri* M a t s c h i e; *ñāā* = Baummaus *Dendromys messorius* T h o m a s; besonders auffällig rufend: *nkōk* = Schirrantilope *Tragelaphus knutsoni* L e m b e r g.
3. Tiere, die besonders viel Hühnereier fressen und so als „Verbrecher“ gelten: *nsōm* = Wiesel-manguste *Herpestes melanurus* G r a y und *nsōm* = Weibchen des Ölpalmeneichhörnchens *Sciurus eborivorus* D u C h a i l l u (vgl. Religion).

### II. Klasse

die kleinen Tiere, das heißt soweit sich die Kleinheit aus dem Vergleich mit verwandten Arten ergibt, so: *ozōm* = Zwergmeerkatze, *Miopithecus talapoin* E r x l; *ozām* = Zwergmaki, *Hemigalago demidoffi* F i s c h e r; *olān* = Fledermaus; *osōn* = Streifeneichhörnchen, *Sciurus lemniscatus* L e c o n t e und *sharpei* G r a y; *okīb* Nt. *okōb* F. = Zwergmaus, *Mus pusillulus* P e t e r s; *odzō'e* = Zwergböckchen, *Neotragus batesi* W i n t o n und *ogbwāñ* = Zwergantilope *Cephalophus melanorheus* G r a y und wenige mehr.

### III. Klasse

1. Tiere mit menschlichen Eigenschaften: *wōā*, Pl. *bō-wā* = Schimpanse, ebenso *oñgōmo* = Schimpanse (vgl. Abschnitt XI, 4, Religion, Kulte).
2. Eierfresser *kūē* NT. *gbé* F. Sumpfeichhörnchen = *Sciurus wilsoni* (vgl. Abschnitt XI, 4, Religion, Kulte).
3. Haustiere, denn sie sind uns Menschen ans Herz gewachsen, auch mögen alte Anschauungen vom Aufenthalt der Seelen in solchen Tieren mitspielen: *tōlō* und *ndānga* = Hausratte, *Mus rattus* L.
4. Tiere mit menschlichen Scherz- und Spottnamen, denn sie werden damit behandelt wie Menschen:

*angōnduñgo* = Schimpanse (von *oñgōn* Scheitel, *ndōngo* menschlicher Name, also Scheitel des „Fritz“ — daher auch Vorsilbe *a* — etwa Scheitel-fritze); *masalšidi* = Avantibo-Halbaffe, *Arctocebus aureus* W i n t o n (von *a sa lšil* = es ist kein Tier wegen seines außergewöhnlichen Aussehens), geht auch nach Kl. I.; *zō-fō* = Streifenmaus *Mus pulchellus* G r a y (*zō* Name, eigentlich Leopard, wegen der Schönheit dieses Tieres, *fō* Nager); *akāgbwē* = Rohrratte *Thryonomys* (aff.) *swindlerianus* T e m m. (Name nicht zu erklären); *olōñgelōñge*, *lōnge* (von *lōñ* blasen = flöten) und *mekā,mā*, Scherznamen für den Baumschliefer *Dendrohyrax tessmanni* A. Br.

## IV. Klasse

die ja die Tierklasse ist, die nicht erwähnten Tiere.

## V. Klasse

alle Tiere, von denen eine Tätigkeit ausgesagt ist, und zwar lautnachahmend meistens der Ruf, so z. B.:

*ešūma* Gelbbauchmeerkatze, *Cercopithecus grayi* Fraser (lautnachahmend *šū'm*); *emām* = Stumpfnagelmaki *Sciuruchirus gabonensis* Gray<sup>1</sup>); *endēm* = Flughund; *edū* = Meerschweinchen (von *a dū* weinen, piepsen), ebenso von demselben Stamme *edūn* Rotschenkeleichhörnchen *Sciurus rubripes* Du Chaillu; *engbwōm* J. der Löwe (der kurze scharfe Ruf des Löwen lautnachgeahmt: *ngbwōm*); *engū,dū* = Baumschliefer (von *ngu* stark, *dū* weinen wegen des Rufes, vergleiche das Märchen: Der Ruf des Baumschliers<sup>2</sup>).

Nach der VI. und VII. Klasse gehen keine Säugetiere.

## VIII. Klasse

1. Tiere, die im Gesicht auffällig zweifarbig sind:

*avōm* = Weißnasenmeerkatze *Cercopithecus laglaizei* Pocock; *abōk* = Rotnasenratte *Mus hypoxanthus* Pucheran.

2. Tiere, die stets zu zweien anzutreffen sind:

*awūn* = Potto, *Perodicticus batesi* Winton; *ábān* = Fischotter, *Lutra matschiei* Cabrera.

Bei den Vögeln ist es ähnlich, ich will aber keine Namen mehr nennen, sondern nur die allgemeinen Gedanken für die Klassen I, III, V, VIII angeben.

## Zur I. Klasse gehören

- a) metallisch glänzende Vögel;
- b) nächtlich rufende Vögel, wie Waldralle und Uhu;
- c) flötende Vögel, wie Haarvögel;
- d) wegen der Zeichnung und des seltenen, aber auffallenden Rufes das Perlhuhn (vgl. Abschnitt XI, 4, Religion, Kulte).

## Zur III. Klasse gehören

- a) (schreiende) Sumpfvögel wie Ibis, Reiher;
- b) Hühnertöter, Eierfresser oder Eierschlepper: Habicht, Würger, Kuckucke<sup>3</sup>), Drongo;
- c) Hausvögel: Schwalben, Webervögel;
- d) wegen menschlicher Eigenschaften: Honiganzeiger;
- e) Vögel mit menschlichen Namen, Scherz- und Spottnamen, wie Bachstelze („Wippstert“), graue Nigritaarten („Aschenbrödel“). Bei den

<sup>1</sup>) Vgl. einen Scherzvers, in welchem dem Maki die Worte unterlegt werden: *mā, mā, māmēn, mā mā lude ra* = ich, ich, ich selbst, ich ich ging hier vorbei.

<sup>2</sup>) Günter Tessmann: „Das Verhältnis der Fangneger zur umgebenden Tierwelt“ in „Zeitschrift für Ethnologie“ Heft 4 u. 5, 1907, S. 760.

<sup>3</sup>) Die Eingeborenen sagen, die Kuckucke holten Eier anderer Vögel fort und legten sie in ihr eigenes Nest.



## z u r V. K l a s s e

gehörenden Vögeln ist der Ruf meist lautnachahmend wiedergegeben, wie *ekúkū* (entspricht unserem Kuckuck) = *Trachylaemus purpuratus* V e r r.

## Z u r V I I I. K l a s s e g e h ö r e n

Vögel mit zwei verschiedenen Rufen, wie Eule und Timalie, *Alethe castanea* C a s s , *akā,lát* F. (vgl. Erzählung von der Armbrust und der Timalie, Abschnitt XXI, ferner Abschnitt XI, Religion), Vögel, die ausgesprochen paarweise leben, wie Wildente und Taube, zur VII. Klasse als Vogel mit auffallender Erscheinung der Doppelfärbung der Geieradler, *Gypohierax angolensis* G m . , der in der Jugend und im Alter ganz verschieden gefärbt, doch ein und dasselbe ist, daher *džín* (vgl. Märchen: Der Geieradler und das Mädchen, Abschnitt XXI).

Ich bin auf diese Verhältnisse so genau eingegangen, weil ich glaube, daß die Denkweise eines Naturvolkes gut verständlich wird aus der Art und Weise, wie es das Wesentliche bei den ihm nahestehenden Tieren auffaßt und benennt. Ich werde bei der Besprechung der Religion und der Kultformen auf die mitgeteilten Anschauungen zurückkommen.

Wichtig in der Pangwe-Sprache ist, daß von der Vorsilbenklasse, zu der das Hauptwort gehört, die Form aller übrigen auf dieses Hauptwort bezüglichen Satzteile abhängig ist, und zwar tritt dieser Fall ein bei der Genetivsilbe, den auf das Hauptwort hinweisenden, den besitzanzeigenden und den fragenden Fürwörtern, den Eigenschaftswörtern, den Zahlwörtern von 1 bis 6 und dem fragenden Zahlwort: wieviel.

## B e i s p i e l :

*bōngo*      *būe*      *běšě*      *bō*      *mane*      *vôt*

Jungen ← deine ← alle ← sie sind längst müde;

*mel'ö*      *me žök*      *měbai*      *me*      *āke*      *mčé*      *džā*

Köpfe ← von Elefanten ← zwei ← sie nicht gehen (in) Topf ← einen.

Zwei Elefantenköpfe gehen nicht in einen Topf (Sprichwort). —

Verstärkung, aber auch Abschwächung wird durch Verdoppelung des Stammes ausgedrückt:

*mā*      *nga*      *yčne*      *yčn*  
ich habe (es) nur gesehen

und *pfi'di* = Kohle, *e-pfi(d)i-pfidi-eli* = der kohlrabenschwarze Baum = Ebenholz (**Diospyros**).

Da ich hier keine Grammatik geben, sondern nur auf die Grundgesetze der Sprache, besonders soweit sie für das Verständnis und die Beurteilung der im Texte angeführten Pangweausdrücke, Rätsel und Sprichwörter in Betracht kommen, aufmerksam machen wollte, so muß ich mir weitere Einzelheiten versagen. Doch möchte ich hier einige Proben aller von mir aufgenommenen Pangwemundarten anführen, damit man sieht, wie einheitlich die ganze Sprache ist, und zum Vergleich einige Wörter von Nachbarsprachen darstellen.

Vergleichende Sprachtabelle der Pangwe-Mundarten.

	Mwele (Fam. Eduma)	Jaunde (Fam. Jenô)	Bene (F. Mwoge-Manga)	Bulu (Fam. Jeje)	Ntum (F. Essámongun)	Fang (Fam. Essissung)
eins	fók	—	—	—	pfók	fó
zwei	bē, lā	bē, lā	bā, lā	—	bē	bē,
drei	lā	—	—	—	—	—
vier	ū, lān	—	—	—	ū	—
fünf	lān	—	—	—	—	—
sechs	sāmēn	—	—	—	siē, mē	sā, mā
sieben	zāngbā	—	zāngbā	zāngbā	—	—
acht	muōm	—	—	muōm	—	mūōm
neun	ebā	—	—	—	—	ebā
zehn	awō, m	awū, m	awū, m	awō, m	—	awū, m
Mond	ngōn IV	—	—	—	—	—
Mann	mōt III	—	—	—	—	mōt
Gatte	fām III	—	pfām	pfām	—	fām
Frau	miningā III	—	—	—	—	mēningā
Kopf	nlō I	—	—	—	—	nlō
Auge	džī, s, mī, s	dī, s, mī, s	—	—	dī, s, mī, s	džī, s, mī, s
Nase	džō, ē, mō, ē	—	džō, ē	—	džō, ē, mū, ē	—
Zahn	asūn	—	—	—	—	—
Hand	wō, mō	—	wō, mō	wō, mō	wō, mō	—
Finger	ohū	—	—	—	ohū	ohū
Haus	ndā	—	—	—	—	—
Wasser	mandēm Pl.	mandēb Pl.	—	mandēm	mandēb	mandēm
Feuer	ndūdn	—	—	—	—	ndū, ā
Stein	akōk	—	akōk	—	—	—
Elefant	zōk IV	—	—	—	—	—
Antilope <sup>1)</sup>	sō IV	—	—	—	—	—
Krokodil <sup>2)</sup>	ngān IV	—	ngān	—	—	—

1) *Cephalophus callipygus* Peters.2) Langschnauziges Kr. *Mecistops cataphractus* Cuv.

Hund	<i>mvē IV</i>	—	<i>mvē</i>	—	—	<i>mvē</i>
Ziege	<i>kābād IV</i>	—	<i>kābād IV, ekēle</i>	<i>kābād IV, ekēle-kab.</i>	<i>kābād IV, ekēle</i>	<i>kābād</i>
Schaf	<i>ntāmā I</i>	—	„ <i>ntāmā</i>	„ <i>ntāmā</i>	„ <i>ntāmā</i>	<i>ntāmā</i>
Huhn	<i>kāb IV</i>	—	—	—	—	<i>kā</i>
Baum	<i>el</i>	—	—	—	—	—
gut	<i>mboñ</i>	—	—	—	<i>mboñ</i>	—
schlecht	<i>abč</i>	—	—	—	—	—
weiß	<i>mfj̄m</i>	<i>mfj̄m</i>	<i>mfj̄m</i>	<i>mfj̄m</i>	—	<i>mfj̄m</i>
rot	<i>evēle</i>	—	—	—	—	—
schwarz	<i>ehñdi</i>	<i>evñdi</i>	—	—	<i>evñdi, nsñt</i>	<i>nsñt</i>
Name des Unterstammes	<i>mvēle<sup>1)</sup></i>	<i>evñdū</i>	<i>bñč</i>	<i>bñdū</i>	<i>ntāmā</i>	<i>fāñ</i>

Vergleichende Sprachtabelle der Nachbarvölker.

	Benga (Banoko)	Benga (Ndowe) (Fam. Ewuni)	Basiki	Mabea	Ngumba	Bassá
eins	<i>jōkǎ</i>	<i>evōkō</i>	<i>pōk</i>	<i>vūde</i>	<i>vūde</i>	<i>pōk</i>
zwei	<i>bēbǎ</i>	<i>bēbǎ</i>	<i>bēbǎ</i>	<i>bēbǎ</i>	<i>bēbǎ</i>	<i>bā</i>
drei	<i>belāto</i>	<i>belāto</i>	<i>bēǎ</i>	<i>belāte</i>	<i>bēlǎte</i>	<i>āā</i>
vier	<i>benāi</i>	<i>benāi</i>	<i>bīnā</i>	<i>bēna</i>	<i>bēnǎ</i>	<i>enǎ</i>
fünf	<i>betāno</i>	<i>betāno</i>	<i>bālān</i>	<i>belān</i>	<i>bēlān</i>	<i>elān</i>
sechs	<i>ntōbǎ</i>	<i>mutōba</i>	<i>bisāmen</i>	<i>ntāó</i>	<i>ntāó</i>	<i>esāma</i>
sieben	<i>embwēdi</i>	<i>mutōbanabōkō</i>	<i>zambōǎ</i>	<i>embwēdi</i>	<i>embōǎdi</i>	<i>sambók</i>
acht	<i>lāmbe</i>	<i>ebwǎ</i>	<i>māām</i>	<i>lāmbe</i>	<i>lāmbe</i>	<i>gūǎm</i>
neun	<i>dibúwǎ</i>	<i>ebwǎnabōkō</i>	<i>ebñ</i>	<i>dibúā</i>	<i>dēbēǎǎ</i>	<i>bō</i>
zehn	<i>djōm</i>	<i>djñm</i>	<i>dūm</i>	<i>wōm</i>	<i>wōm</i>	<i>djñm</i>
Mond	<i>ngōpnde, ng.</i>	<i>ngōpnde, ng.</i>	<i>ngón, ng.</i>	<i>ngōndē, bong.</i>	<i>ngōndē, bong.</i>	<i>sññ</i>
Mann	<i>mōto, bātō</i>	<i>mōto, bātō</i>	<i>mōf, bōt</i>	<i>mōǎ, bōǎ</i>	<i>mōd, bōd</i>	<i>māt, bōt</i>
Gatte	<i>mōmō, bōmō</i>	<i>mōmō, bōmō</i>	<i>pām, pām</i>	<i>muniññ, bñ.</i>	<i>mññññ, bon.</i>	<i>mundñm, bolñm</i>
Frau	<i>ndñto, bñto</i>	<i>muǎdo, buǎdo</i>	<i>mundā, bundā</i>	<i>mōda, bōda</i>	<i>mōda, bōda</i>	<i>motēā, bolēā</i>
Kopf	<i>mōto, mēto</i>	<i>mōto, mēto</i>	<i>mǎ, memǎ</i>	<i>ntō, menl.</i>	<i>ntō, menl.</i>	<i>ā, mō</i>

<sup>1)</sup> aber *mvēle* = Bassá.

	Benga (Banoko)	Benga (Ndowe) (Fam. Ewuni)	Basiki	Mabea	Ngumba	Bassá
Auge	<i>dī,yō, mī,yō</i>	<i>dīsō, mīsō</i>	<i>dīs, mīs</i>	<i>džī, mī,</i>	<i>džī, mī,</i>	<i>džīs, mīs</i>
Nase	<i>mpēmba, mep.</i>	<i>ndjū,ʔ, mū,ʔ</i>	<i>dyū, mā</i>	<i>dālū, mālu</i>	<i>dū,ʔ, mū,ʔ</i>	<i>džūl, mūl</i>
Zahn	<i>mawōngā, maw.</i>	<i>ijūngā, mūngā</i>	<i>esūn, mas.</i>	<i>gǰ, magǰ</i>	<i>gǰ, mag.</i>	<i>asōn, mas.</i>
Hand	<i>di,a,dū, mādū</i>	<i>ebō, mabō</i>	<i>lō, mō</i>	<i>mbō, mabō</i>	<i>mbō, mamb.</i>	<i>wō, mō</i>
Finger	<i>ipēndū, op.</i>	<i>mōnō, mī,nō</i>	<i>nǰ, anǰ</i>	<i>žǰnā, bež.</i>	<i>žǰna, bež.</i>	<i>nēnō, mo</i>
	Bati (Batjenga)	Wute	Maká	Ndzem	Okaude (Galoa)	Bafioti (Mayumba)
eins	<i>omōsʔ</i>	<i>māē,</i>	<i>wod</i>		<i>mōrǰ</i>	<i>mōs</i>
zwei	<i>bābā</i>	<i>bā,m</i>	<i>bibe</i>		<i>mbāne</i>	<i>wā'lī</i>
drei	<i>bā'tā'd</i>	<i>lā'de</i>	<i>bilal</i>		<i>nīsā'rō</i>	<i>elātō</i>
vier	<i>bāne</i>	<i>nāzēb</i>	<i>bine</i>		<i>nǰī</i>	<i>iyēnē</i>
fünf	<i>batā'nō</i>	<i>ngē</i>	<i>bitan</i>		<i>otānē</i>	<i>elāne</i>
sechs	<i>balā'tō</i>	<i>tǰimē</i>	<i>tob</i>		<i>o,ʔ,bā</i>	<i>esā,mēn</i>
sieben	<i>balā'to-omōsʔ</i>	<i>tebā'nō'</i>	<i>tebel</i>		<i>o,ʔo,ǰēnō</i>	<i>sāmbwā'lī</i>
acht	<i>bē'lēmān</i>	<i>sēri</i>	<i>miem</i>		<i>enānā'lī</i>	<i>nāne</i>
neun	<i>bē'lēmān-omōsʔ</i>	<i>bwēdza</i>	<i>biē</i>		<i>enōgōmī</i>	<i>evū,ǰ'</i>
zehn	<i>babō't</i>	<i>tsō'n</i>	<i>dom</i>		<i>ixō,mī</i>	<i>kōmi</i>
Mond	<i>ohē, ehē</i>	<i>yō'de, —</i>	<i>ngonde</i>		<i>oxūē'lī, ax.</i>	<i>ngōndē, ng.</i>
Mann	<i>mō'tō, bā'lā</i>	<i>nungō,d, —</i>	<i>mol, bol</i>		<i>onā'xā, an.</i>	<i>mō,tō, bā'tō</i>
Gatte	<i>afū, mafū,</i>	<i>—</i>	<i>modom</i>		<i>onōmi, an.</i>	<i>nūnī, ban.?</i>
Frau	<i>okōto, bak.</i>	<i>logū,ʔ</i>	<i>moda</i>		<i>mūā,nlō, anlō</i>	<i>nkāē,nlō, bok.</i>
Kopf	<i>ogbwē, egbwē</i>	<i>ngōē</i>	<i>nno, milo</i>		<i>wō'ndžō,</i>	<i>nlǰ, metǰ</i>
Auge	<i>angʔsō, ang.</i>	<i>ʔ, —</i>	<i>dis, mis</i>		<i>intšō, anl.</i>	<i>dīē,sō, mēso</i>
Nase	<i>ohūmbā, eh.</i>	<i>hū,ʔ, —</i>	<i>do, mōe</i>		<i>ompōmbō, imp.</i>	<i>hīyēlō, may.</i>
Zahn	<i>angī,nō, ang.</i>	<i>hēn, —</i>	<i>ǰē, mejie</i>		<i>inō, anō'</i>	<i>līē,nō, mēnō</i>
Hand	<i>ombō, emb.</i>	<i>lō, —</i>	<i>mbo, mebo (?)</i>		<i>uxō, ax.</i>	<i>hīkā'nddā, mak.</i>
Finger	<i>enōē'ō, mon.</i>	<i>mbē'dē, —</i>	<i>nina, ben.</i>		<i>omēnō, im.</i>	<i>lūlēmbō, (me) l.</i>

	Benga (Bauoko)	Benga (Ndowe) Fam. Ewumi	Basiki	Mabea	Ngumba	Bassá
Haus	<i>ndābbō</i>	<i>mbāḍi</i> , —	<i>ndāb</i> , mand.	<i>ndō</i> , mand.	<i>ndō̄ō</i> , mand.	<i>ndā̄b</i> , mand.
Wasser	<i>maḍība</i> Pl.	<i>mēbā</i> Pl.	<i>mand'āb</i> Pl.	<i>madzō̄ō</i> Pl.	<i>madzō̄ō</i> Pl.	<i>līb</i>
Feuer	<i>wēyā</i> , —	<i>wēḍā</i> , <i>lēḍā</i>	<i>nzō̄ōn</i> , —	<i>šēḍā</i> , —	<i>šīḍā</i> , —	<i>yjē</i> , —
Stein	<i>elāle</i> , <i>malāle</i>	<i>ilāli</i> , mal.	<i>egā</i> , mag.	<i>kaḍā</i> , mak.	<i>kōḍā</i> , mak.	<i>lā</i> , <i>mā</i>
Elefant	<i>ndzō̄ō</i> , —	<i>rōkū</i> , —	<i>nzō̄k</i> , —	<i>dzū̄ē</i> , bod.	<i>nšū̄ā</i> , bonš.	<i>ndzō̄k</i> , —
Antilope <sup>1)</sup>	<i>iy'bbō</i> , <i>biy</i> .	<i>eyēbō</i> , <i>bēbō</i>	<i>sō</i> , —	<i>kṛnā</i> , mak.	<i>kṛnā</i> , mak.	<i>sō</i> , —
Krokodil <sup>2)</sup>	<i>ngāndō</i> , —	<i>ngāndō</i> , —	<i>ngān</i> , —	<i>ngāndē</i> , bong.	<i>ngāndē</i> , bong.	<i>ngān</i> , —
Hund	<i>mbā</i> , —	<i>mbōḍā</i> , —	<i>mbā</i> , —	<i>mb'ā</i> , bomb.	<i>mb'ā</i> , bomb.	<i>ngwā</i> , —
Ziege	<i>tābā</i> , —	<i>tābā</i> , —	<i>kāmād</i> , —	<i>kjēle</i> , bekj.	<i>kjēle</i> , bekj.	<i>kēmbē</i> , —
Schaf	<i>ndōmbē</i> , med.	<i>modōmbe</i> , med.	<i>ngōngō</i> , megong.	<i>ndōmbē</i> , mend.	<i>ndōmbē</i> , bend.	<i>nlū'mbā</i> , —
Huhn	<i>kābā</i> , —	<i>kābā</i> , k.	<i>pfō</i> , <i>bopf</i> .	<i>pfō</i> , <i>bopf</i> .	<i>pfōḍā</i> , <i>bopf</i> . ( <i>kfōḍā</i> )	<i>kōp</i> , —
Baum	<i>yēl'ē</i> , <i>bēl'ē</i>	<i>ebāngā</i> , beb.	<i>el'ē</i> , <i>bel'ē</i>	<i>l'ē</i> , bel.	<i>l'ē</i> , bel.	<i>bē</i> , —
gut	<i>bwāmbē</i>	<i>āndī mūāḍā</i>	<i>mbōñ</i>	<i>mbwā</i>	<i>mbwā</i>	<i>lām</i>
schlecht	<i>bābē</i>	<i>ebēbā</i>	<i>abē</i>	<i>abūō</i>	<i>bṛō</i>	<i>aj'imbē</i>
weiß	<i>ēlēlēlé</i>	<i>ēlēlēlé</i>	<i>ēlēlēlé</i>	<i>nabūmbala</i>	<i>nabūmbala</i>	<i>pūba</i>
rot	<i>bēbē</i>	<i>elēyā</i>	<i>evē</i>	<i>nābī</i>	<i>nābī</i>	<i>kojōb</i>
schwarz	<i>wēwyo</i>	<i>erindā</i>	<i>elāngō</i>	<i>nažūō</i>	<i>nažūō</i>	<i>nlangā</i>
Name des Volks-						
stammes	<i>banōō</i>	<i>ewānē</i>	<i>basīk</i>	<i>mabī</i>	<i>meḍmbā</i> , —	<i>mbēle</i> , —
Pangwe	<i>pāñ</i> , <i>pāñwē</i>	<i>pāñwē</i> Sing. et Pl.	<i>pōñ</i> ( <i>pāñwē</i> )	<i>pōñ</i> , —	<i>pōñ</i> , —	<i>bay'imb'ē</i>

<sup>1)</sup> *Cephalophus callipygus* Peters.

<sup>2)</sup> Langschnauziges Kr. *Mecistops cataphraetus* Cuv.

Vergleichende Sprachtabelle der Nachbarvölker.

	Bati (Batjenga)	Wute	Maká	Ndzem	Okande (Galoa)	Bafioti (Mayumba)
Haus	<i>yēandzē, bey.</i>	<i>dwēge, —</i>	<i>njab</i>		<i>nāxō, —</i>	<i>ndžō, —</i>
Wasser	<i>matēđ Pl.</i>	<i>mēým, —</i>	<i>mejiba</i>		<i>anđngō, —</i>	<i>māsī</i>
Feuer	<i>idžēđ, modž.</i>	<i>iyđn, —</i>	<i>koda</i>		<i>oxōnī, i.v.</i>	<i>bāsō</i>
Stein	<i>etđne, at.</i>	<i>bī, —</i>	<i>kogo</i>		<i>idō, ad.</i>	<i>limānī, mam.</i>
Elefant	<i>ndžō, —</i>	<i>ndžū, kāne</i>			<i>ndōxū, —</i>	<i>ndžđū, —</i>
Antilope <sup>1)</sup>	<i>ilībō, —</i>	<i>mbāndū, —</i>			<i>mbđndē, —</i>	<i>fōnō, —</i>
Krokodil <sup>2)</sup>	<i>mbābē, —</i>	<i>bō, —</i>			<i>nāndō, —</i>	<i>ngāndō, —</i>
Hund	<i>mbōđ, —</i>	<i>lî (lūī), —</i>			<i>mbōđ, —</i>	<i>mbđđ, —</i>
Ziege	<i>mbwñī, —</i>	<i>džī, —</i>			<i>mbōnī, —</i>	<i>kōmbō, —</i>
Schaf	<i>gehđmbđ, bitām.</i>	<i>sđmđ, —</i>			<i>idōmbē, ad.</i>	<i>lindōmbđ, mand.</i>
Huhn	<i>ngōđ, —</i>	<i>tšōne, —</i>			<i>ndžxōnī, —</i>	<i>šāsū, —</i>
Baum	<i>bōđē, mđēt.</i>	<i>ūgđ, —</i>			<i>řēřī</i>	<i>nlē, metč</i>
gut	<i>nobōlđ</i>	<i>nūōñi</i>			<i>ombđđ</i>	<i>mbōlī</i>
schlecht	<i>tī, mī</i>	<i>bđñhē</i>			<i>ombč</i>	<i>mbč</i>
weiß	<i>apfumámá</i>	<i>xūgelē</i>			<i>pápāpá</i>	<i>likēnda</i>
rot	<i>elđmá</i>	<i>džđntī</i>			<i>tēnātēnā</i>	<i>karnāđ</i>
schwarz	<i>ogī, lāmā</i>	<i>nōyōle</i>			<i>byōbyōbyō</i>	<i>libāndī</i>
Name des Volks-						
stammes	<i>botsēngđ</i>	<i>neřūtē, neřūtūb</i>			<i>xđlođ</i>	<i>mayđmbđ</i>
Pangwe	<i>einz. Unterstämme</i>	<i>einz. Unterstämme</i>			<i>pāñwē</i>	<i>bapāñō</i>

1) *Cephalophus callipygus* Peters.2) Langschnauziges Kr. *Mecistops cataphractus* Cuv.



Abb. 15. Blick auf die Ortschaft Afáetom (Fam. Oköng), Span. Guinea.  
Nur die Versammlungshäuser sind sichtbar; die Wohnhäuser sind von den Pflanzenpflanzungen verdeckt.

### Abschnitt III.

## Siedelungsgeschichte.

Wanderungsüberlieferungen, Wanderungsverlauf, Anlage von Siedelungen, Art und Weise der Wanderungen, Grundlage der politischen Ordnung. — Familienverbände, ihre Namen und deren Erklärung. — Verbreitung der Familienverbände. — Gruppierung der Ansiedelungen, Anzahl der Seelen für das Quadratkilometer, Hüttenzahl der Dörfer, Anzahl der Seelen für eine Hütte. — Einwohnerzahl des Pangwegebietes.

„Die Pangwe kommen“ war ein Ruf, der in früheren Zeiten unter den Küstennegern wie unter den Europäern ein ähnliches Entsetzen hervorrief, wie im alten Rom der Ruf: „Hannibal ante portas“. Daß die Pangwe nicht so ganz diese Furcht verdienten, gilt heute wohl als ausgemacht, immerhin sind sie auch jetzt noch durch ihre Masse und ihre Stoßkraft sowie durch ihre noch verhältnismäßig unverdorbene Kultur selbst für den Weißen beachtenswert, ja sie könnten — einsichtsvoll geleitet und zu einem festen politischen Verbands zusammengefügt — zu einer Macht werden, die den europäischen Kolonialbesitz zu gefährden oder wenigstens dessen Entwicklung auf längere Zeit zu hemmen imstande wäre. Freilich werden viele ihrer guten Charaktereigenschaften unter der Berührung mit den

Europäern sich rasch verändern, d. h. natürlich verschlechtern, aber die ungeheure, in der Masse schlummernde Lebenskraft wird noch lange wirksam bleiben, eine Kraft, die dieses Volk in unverwüstlicher Urtümlichkeit weit aus dem Osten des innersten Afrikas bis an die Westküste geführt hat. Getrieben wurden die Pangwe, die die ganze westafrikanische Völker-masse ins Wogen und Wanken und Wandern gebracht haben, teils von dem Druck äußerer Verhältnisse, teils von der Sehnsucht nach dem Gottesreich, das im Westen liegen mußte, dort, wo allabendlich das leuchtende Tagesgestirn versank<sup>1)</sup>. Daß wirklich das Streben nach einem besseren Lande, nach einem „Gottesreich“, ein Beweggrund gerade der westlichen Zugrichtung gewesen ist, zeigen die Worte Gottes, die er dem ersten Menschen (d. h. Pangwe) zurief, als er sie wegen ihrer Sünden verließ: „Dir sage ich, damit du allein es wissen sollst, ich bleibe nicht hier, und wenn du mich vergeblich suchst, so wisse, ich bin über das Meer gegangen, und auch dort suche mich nicht, denn ich bin auf zum Himmel gegangen.“ Gott nahm also an, daß die Menschen (Pangwe) ihn suchen würden, nachdem er sich von ihnen zurückgezogen hatte, und sein Abraten hat sie denn auch nicht davon zurückgehalten, ihm nachzugehen. Als dann später, zuerst durch Nachrichten, dann durch greifbare Beweise die Anwesenheit über das Meer gekommener weißer Menschen an der Küste bekannt wurde, da erschien dies wie eine Bestätigung der alten Überlieferung vom Gottesreich mit seinen geistigen wie sinnlichen Glücksgütern. Und als die damals in der Nähe der Küste wohnenden Stämme durch den Handel mit den Weißen und den Zwischenhandel mit dem Hinterland Reichtum und — was für den Neger dasselbe ist — Glück erwarben, da hieß es von ihnen, sie seien die von Gott bzw. seinen weißen Abgesandten Bevorzugten. In einer Sage z. B. sagt der älteste Sohn Nsambe (Gottes), der Stammvater der Pangwe: „Ich will meinem jüngeren Bruder folgen, der nach Westen gegangen ist“<sup>2)</sup>. So setzte die vielleicht schon zum Stillstand gekommene Bewegung mit erneuter Kraft wieder ein, und noch heute sehen wir den alten Drang nach Westen im Volke lebendig.

Obgleich ich es für sehr gewagt halte, auf die Übereinstimmung von Namen in den Wanderungssagen allzu großen Wert zu legen und schon jetzt danach den zurückgelegten Weg genau bestimmen zu wollen, scheint mir doch eine Geschichtsforschung bei den Pangwe von größtem Werte, zumal für das Sammeln der Überlieferungen, trotz der Abgeschlossenheit des Gebietes, schon die elfte Stunde geschlagen hat. Besonders Avelot hat in seiner bereits erwähnten vorzüglichen Arbeit alles Wichtige über die Wanderungsgeschichte der Völker des Ogoewebeckens, zu denen ja auch die Südpangwe gehören, zusammengestellt. Als Ursprungsland wurde L a r g e a u Mvoketanga angegeben, mir auch

<sup>1)</sup> Der Stamm des Namens „Nsambe“ = Gott ist von der Sonne hergeleitet, vgl. Abschnitt XI, Religion, Gott.

<sup>2)</sup> V. L a r g e a u, Encyclopédie Pahouine, Paris 1901, S. 27.



Mvokeji<sup>1)</sup>. Genaueres über die Wanderungen konnte ich nicht erfahren, und deshalb mag hier der Bericht folgen, den nach Avelot Missionar Trilles<sup>2)</sup> von den „Bedzi<sup>3)</sup> de la Mondah“ erhielt, sowie die Bemerkungen, die Avelot daran knüpft:

„Es ist sehr lange her, daß wir fruchtbare Täler bewohnten, welche angefüllt waren mit Planten, aber wo der Maniok und der Mais fehlten; wir hatten weder Pulver noch Flinten, sondern Bogen<sup>4)</sup> und Waffen, die wir uns selbst schmiedeten. Da wir angegriffen wurden von einem sehr bösartigen Volk von Menschenfressern, die stärker waren als wir, sind wir fortgezogen, wir sind ohne Unterlaß 13 Monate gegangen, haben sehr hohe Berge überschritten, wo das Wasser hart wird wie Stein; wir sind hinabgestiegen in die tiefen Täler, wo die Büffel in großen Herden lebten; da sind wir lange geblieben, und mein Großvater ist da gestorben. Das schnelle Anwachsen der Bevölkerung und der Nachschub unserer Brüder, welche uns folgten, zwang uns wieder, fortzugehen; ich war damals ein Kind; wir gingen während einer langen Zeit den großen Fluß Bah, welcher zu unserer Rechten floß, hinunter, und mit ihm gingen wir nach und nach wieder gegen Norden; wir wurden oft durch große Zuflüsse aufgehalten, die von Süden kamen, denn es gibt im Lande unserer Väter weder große Flüsse noch Kanus; wir hatten auch zahllose Kämpfe zu bestehen, besonders mit den Pygmäen „Be-kü“. Nach elf Monaten haben wir aufs neue

<sup>1)</sup> Auch Mvoketanga wurde mir genannt; da ich aber die Unvorsichtigkeit begangen hatte, den Namen schon vorher auszusprechen, so wird es — wie üblich — möglicherweise mir zuliebe geschehen sein.

<sup>2)</sup> R. P. Trilles, Chez les Fangs. (Miss cath. XXX 1898, p. 81—82 und 92—94.)

<sup>3)</sup> *ti* Pl. *bōti* oder *tši*, *bōtši* Verräter ist ein Name, der von den Fang den Ntum gegeben ist und, wie es scheint, auch anderswo als Bezeichnung der „Anderen“ üblich ist. Trilles Erklärung von *a dži* essen erscheint mir zweifelhaft, zumal das Wort bei den Okak *tši* heißt, und die Südfang die Neigung haben, die harten Laute in weiche zu verwandeln; vergleiche: *fōlefōs* (Höhenblitz) Nt. und *vōrōs* F., *apfān* (Urwald) Nt. und *afān* F., *ntūlūm* (Regenbogen) Nt. und *ndūlūm* F. Dann aber ist die Erklärung Trilles', daß die betr. Leute besonders gern Menschen verzehrt hätten, durchaus unpassend. Dieser Vorwurf würde für die Ntum noch weniger zutreffen als für die Fang, bei denen mir die Menschenfresserei, die überhaupt außerordentlich selten ist, nicht im Volke ursprünglich gewesen zu sein scheint. Bedenkt man nun noch, daß sich die Nordpangwe auch *bōti* (*bati*) nennen, daß es außerdem noch die Bati als fremdes Volk in der Nähe gibt, so dürfte man besser tun, den Namen zu vermeiden, da er überall zu Mißverständnissen führt.

<sup>4)</sup> Wahrscheinlich sind Armbrüste, nicht Bogen gemeint.

Halt gemacht in einem Lande von Ebenen und Sümpfen, durch das ein nach Norden fließender sehr großer Fluß lief, und diesen Ort haben wir Teuj genannt.

An einem unglücklichen Tage wurden wir von Leuten angegriffen, die eiserne Kleider und lange Lanzen hatten, und die fremdartige, vierfüßige Tiere bestiegen hatten; da die Unserigen nur ihre Schilde von Elefantenhaut, ihre Messer und ihre Wurfspieße hatten, mußten wir das Feld räumen; dann gingen wir beständig gegen Süden, zur Rechten ließen wir hohe Berge; oft beschloß man zu verweilen, um ein neues Dorf zu bauen, aber hinter uns kamen fortwährend andere Volksstämme, und aus Furcht, vor Hunger zu sterben, mußten wir unseren Vormarsch sehr schnell wieder aufnehmen. Alle Fang vereinigten sich endlich in einem Orte, genannt Ekoumaza, am Zusammenfluß von zwei großen Flüssen, und da trennten wir uns; die Fang zogen zur Rechten den Fluß Dzong entlang, die Meke verfolgten ihren Weg weiter nach Süden, den Fluß Dzoh entlang, und wir, die Bedzi, nahmen die Mitte ein, indem wir nach Westen hinabgingen. Nachdem wir den Berg Ekoumanzork (Elefantenvater) überschritten hatten, teilten wir uns noch einmal, die einen sind den Womm hinuntergegangen, die anderen den Komm und wir den Ntem, hierauf den Noya, dann den Ebé und endlich den Tsini, wo wir nun sind.“

Hierzu bemerkt Avelot: „R. P. Trilles, der diese Erzählung zu erklären suchte, verlegte den Ursprungsort der Pangwe auf die Hochebene, die im Westen das Becken des Bahr-el-Gazal begrenzt; die Vermutung ist berechtigt: der Name Bemvou, den Eindringlingen gegeben, läßt an die Momvou des oberen Arouhimi (Momvou, Plur. Bemvou) denken; überdies sind die Pangwe mit den Mombuttu vom anthropologischen Standpunkte aus durch enge Bande der Verwandtschaft verbunden<sup>1)</sup>. Aber was den nachher gegebenen Reise- weg betrifft, so wäre es mindestens verfrüht, ihn wiedererkennen zu wollen. Die Pangwe haben aber doch auf ihrem Wege Inseln als Zeugen hinterlassen, die Bendzi (die welche essen) am Uelle und die Dualla am oberen Sanga; diese letzteren haben wahrscheinlich einige Beziehung zu dem Lande der Ndoua, von dem der Admiral Fleuriot de Langle spricht<sup>2)</sup>. Der Platz Ekoumaza,

<sup>1)</sup> Was ich mangels jeglichen Beweises bezweifeln möchte. Übrigens hat Avelot neuerdings in den „Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris“, Ve Série, Paris 1909, eine Arbeit über das Ursprungsland der Pangwe und Bakele veröffentlicht. Er führt darin aus, daß die „Bemvou“ nicht mit den „Momvou“ gleichbedeutend sind, wie er irrtümlich angenommen hatte, sondern daß die Bemvou den Ababua im Gebiet zwischen dem Likati, Rubi, Bomokandi und dem Uelle entsprechen.

<sup>2)</sup> Fleuriot de Langle, Croisières à la côte d'Afrique. Tour du monde 1er sem. 1876, p. 268.

wo die große Trennung stattgefunden hat, ist bekannt: er liegt nahe dem Zusammenfluß des Kadéï und des Batouri (oberer Sangha) unweit des Gebietes der Fan-Dzem, Dzima oder Dziman (daß diese gar keine Pangwe sind, sagte ich schon früher. Anmerkung des Verfassers), der Mvôgh-Etangha des M. Largeau, im Winkel des Fächers, welcher durch folgende drei auseinanderlaufende Wasserstraßen gebildet wird:

R e c h t s der Dzong oder Nyong, welcher die Kolonie Kamerun von Osten nach Westen durchfließt;

l i n k s der Dzoh oder Dzah, ein Nebenfluß (Zufluß) des Sangha, des Dzama-nên des M. Largeau;

i n d e r M i t t e der Womm (Benito), der Komm und der Ntem (Quellflüsse des Kampo), der Noya (Muni) und der Ébé (Zufluß des Monda).

Was nun den Ekoumanzork betrifft, so ist er von Crampel nahe am Dzah wieder aufgefunden und zuletzt vom Pater Trilles wiedergesehen worden.“ —

Ich habe diesen Bericht ohne Erläuterungen wiedergegeben, da ich glaube, daß, wenn überhaupt der Wanderungszug der Pangwe wissenschaftlich festgelegt werden kann, dies nur mit Hinzuziehung und Vergleichung der gesamten mittelafrikanischen Völkerstämme und deren Kulturen geschehen kann, daß aber hierzu noch nicht die Zeit gekommen ist. Zweitens sind die geschichtlichen Überlieferungen der Pangwe selbst noch eingehender zu erforschen, und erst wenn größere Reihen von solchen Berichten vorliegen, kann man urteilen. Das hat auch Avelot ganz richtig gefühlt. Damit will ich nichts gegen die Theorie an sich sagen. Es ist ja möglich, daß das Ursprungsland der Pangwe das Bahr-el-Gazal-Gebiet ist, oder besser gesagt, daß sich in diesem Lande ein für das Leben des Volkes wichtiger Abschnitt abgespielt hat, und, wenn man das annehmen will, so ergibt sich eigentlich der Reiseweg nach Westen von selbst. Denn noch heute wandern die Pangwe mit den Strömen<sup>1)</sup>, sei es stromauf oder stromab, hauptsächlich ist natürlich letzteres der Fall. So mußten sie das Bahr-el-Gazal-System aufwärts ziehend zum Mbomu und Ubangi kommen. Diesen Flüssen folgten sie bis dorthin, wo der Ubangi sich nach Süden wendet. Vielleicht vermuteten sie, daß diese Südrichtung sie zu weit abführen würde, verließen deshalb den Ubangi an seinem Knie, zogen an den kleinen Zuflüssen dort in nordwestlicher Richtung aufwärts und gelangten in das Stromgebiet des

<sup>1)</sup> Vgl. die Stelle aus einem Seelenfestgesang: *mvida ya mayon ntē mbök*, d. h. Mwila (Nebenfluß des Kampo) und die Sippen eine Richtung, die Sippen der Pangwe sind in derselben Richtung wie der Fluß, also nach Südwest gewandert.

Schari. Diesem wären sie vermutlich gefolgt, wenn sie nicht bald auf die Reiter-völker des Scharibeckens gestoßen wären, vor deren überlegener Macht sie zur Umkehr genötigt und in die Südwestrichtung abgedrängt wurden, die sie noch heute einhalten. Über den allerletzten Abschnitt der Wanderung habe ich folgendes gehört: Die Ntum und Fang trafen nach ihrer Angabe im Ober- und Mittellaufe des Kampo keine Bevölkerung. Ihre zuerst dort eingetroffenen Stammesgenossen, die Mwai und Mokuk, waren von den dann folgenden Bulu durchbrochen und zersprengt worden, so daß man sie heute in der Nähe der Küste ebensogut wie an der Ostgrenze des Gebietes findet. Man kann also von westlichen und östlichen Mwai und Mokuk reden. Auf die Bulu stießen die Ntum, wurden aber von jenem kräftigen und zahlreichen Stamm (daher der Name *a bülü*, viel, in Menge da sein) nach Süden abgedrängt. Dasselbe Schicksal hatten die Fang, die in zwei Haufen ankamen, von denen der eine weiter südlich längs des Benito, der andere, die Okak, nördlich des Kampo in den Fußstapfen der Ntum nach Westen zog. Sie nennen die Ntum deshalb *ntümä* von *a lübü zën*, eigentlich den Weg aushöhlen, Wegfinder sein, weil sie ihnen bei der Wanderung vorausgegangen sind. Auf die Kämpfe zwischen den Bulu einerseits und den Ntum und Okak andererseits, auf den großen „Krieg“ (*obän*), so könnte man beinahe übersetzen, beziehen sich viele Seelenfestgesänge oder Stellen aus ihnen. Die Bulu blieben im ganzen Sieger und wahrten ihre Einheitlichkeit, kamen aber unter dem Druck der ganzen Bewegung wieder in Fluß und schoben sich hinter den Ntum und Okak in westöstlicher Richtung bis an den Dscha.

Wir haben so innerhalb der einzelnen Unterstämme der Pangwe dasselbe, was wir bei den Küstenvölkern gesehen haben: Vorwärtsdrängen nach Westen <sup>1)</sup> und Vorwärtsstoßen oder Zerspalten und Zersplittern der schwächeren Volksteile. Aber die Wanderungen gehen nicht bloß in dieser großzügigen, gewalt-samen Weise vor sich, sondern verlaufen auch in einem beständigen, friedlichen Fluß sich vorwärtsschiebender und die Vordermänner überspringender kleiner Verbände. Man kann sich das etwa so vorstellen, daß innerhalb nicht allzu-weiter Grenzen die Letzten sich an die vorderste Stelle schieben, indem sie über die dazwischen liegenden Massen hinausziehen; dann folgen die nunmehr Letzten

<sup>1)</sup> v. Stein erwähnt übrigens eine nord-nordwestliche Wanderungs-richtung der Pangwe in Kamerun, und seine Meinung ist als angeblich fest-stehende Tatsache in das Sammelwerk von Meyer: „Das deutsche Kolonial-reich“, 1907, S. 460, übergegangen. Die Ansicht besteht meiner Meinung nach nicht zu Recht und gründet sich, soweit das Innere Kameruns in Betracht kommt, wahrscheinlich auf örtliche Verschiebungen, soweit die Ostgrenze in Betracht kommt, auf eine unrichtige Zuweisung fremder Stämme, z. B. der Njem, zu den Pangwe.

bei ihrem Umzug den früher hinter ihnen sitzenden Familien und siedeln sich in deren Nähe oder gar noch weiter nach vorn an. So findet eine stetig wechselnde Abwanderung im Osten und Zuwanderung im Westen statt, die oft ein fast fluchtähnliches Gepräge aufweist, oft von Zeiten der Ruhe unterbrochen wird. Daher gibt es an gewissen Stellen Dörfer, deren Lebensdauer fünf Jahre nicht überschreitet, während anderswo, z. B. am Oberlauf des Kje, überhaupt im mittleren Fanggebiet, die Dörfer so lange stehen, wie sich die ältesten Leute erinnern können, oder gar schon die zweite Generation beherbergen sollen. Man sieht, die Verhältnisse sind äußerst verschiedenartig und schwer zu übersehen, so daß hier nur im großen und ganzen die wirksamen Kräfte genannt, nicht die Wanderungen im einzelnen beschrieben werden können. Dies für jedes einzelne Gebiet festzustellen, bleibt einer späteren Zeit vorbehalten. Wie die Wanderungen im kleinen vor sich gehen, beschreibt auch *L a r g e a u* in seiner Enzyklopädie ganz richtig. Die hinten (das ist immer im Osten), sei es aus Furcht vor feindlichen Überfällen, sei es weil zu viele Todesfälle in dem Dorfe vorkamen oder aus anderen Gründen, Fortziehenden überschlagen in der geschilderten Weise eine ganze Reihe vor ihnen liegender Landschaften und siedeln sich oft viele Meilen entfernt an der Spitze des Zuges wieder an. Die notwendigsten Habseligkeiten, Körbe, in die das bewegliche Gut verpackt wird, und Mahlsteine (*ngök*) nehmen die Leute mit; das Haus mit den Trockenbrettern und Fleischaufbewahrungskisten (*bübü*), das sie zurücklassen, ist ja jederzeit leicht aus der Raphiapalme (drüben Bambu, engl. Bamboo = Bambus, genannt) wieder hergestellt. So ein leeres Dorf gibt einen trostlosen Anblick, der erst freundlicher wird, wenn der früher abgeschlagene Busch wieder die alte Scholle erobert, wenn sich Gras und Kraut liebevoll an die kahlen Wände schmiegen, und Lianen und blütenbedeckte Winden eifern, das Haus einem Dornröschenschloß gleich zu überwuchern und zu umspinnen. Aber auch dann noch kommt es uns nirgends so einsam, so weltvergessen vor wie in solchen verlassenen Dörfern. Um so regeres Leben herrscht vorn in der neuen Siedelung, Hütten werden gebaut, nachdem ein geeigneter Platz gerodet und zurechtgemacht ist, und Pflanzungen werden angelegt. Solange diese keine Erträge liefern, vielleicht für ein paar Monate, wird das Essen (*bedži*) von benachbarten und befreundeten Sippen gekauft, oder man sieht sich, wo geeignete Beziehungen nicht vorhanden oder wegen der Entfernung der fremden Dörfer nicht anzuknüpfen waren, in der Weise vor, daß man einen Teil der Männer vom alten Platze aus vorausschickt, um den Wald zu roden, für sich und die Nachfolgenden kleine, vorläufige Hütten zu bauen, die später allmählich durch bessere, dauernde ersetzt werden, und den Boden um diese Häuser für den nunmehr in gleicher Weise

vorausgeschickten Weibertrupp vorzubereiten, der die Kulturgewächse pflanzen soll. Unterdessen schaffen die Männer weiteren Platz für den Anbau der größeren Pflanzungen. Wenn die ersten Feldfrüchte der Reife entgegengehen, folgt der Hauptteil der Familie mit Kind und Kegel nach und erntet die ihnen vor und hinter der Tür angebauten Kassave, Erdnüsse usw. sofort ein. Das bedeutet natürlich eine große Zeitersparnis. In diesen landwirtschaftlichen Maßnahmen ist ein gut Teil praktischen Sinns, überlegter Berechnung und planvollen Handelns enthalten; um so mehr muß es verwundern, daß die Pangwe durchaus kein Verständnis für die Berechnung der Pflanzungs- und Erntezeiten haben und jede dahin gehende Frage — wie bei Besprechung der Kulturpflanzen angeführt werden wird — geradezu als kleinlich und albern empfinden. Wenn das noch bei den Männern allein der Fall wäre, so könnte man es verzeihen, aber ich weiß auch von einer ganzen Reihe von Weibern, daß sie sich erst mit Mühe erinnerten, wie lange Zeit die Erdnuß vom Tage des Anpflanzens bis zur Ernte braucht. Was Wunder, wenn bei solcher Gleichgültigkeit Hungersnöte auftreten, wie sie uns in den Märchen vielfach erzählt werden. Aber nie würde der Pangwe auf den Gedanken kommen, sich selbst wegen seiner Denkfaulheit einen Vorwurf zu machen; ergeben trägt er vielmehr sein Schicksal, nimmt indes mit Waldfrüchten vorlieb, besonders den nahrhaften Nüssen von *Coula edulis* B a i l l. (Olacac.) *ewuōmo* F., Nuß selbst *kōmo*, *Irvingia barteri* H o o k. f. (Simiarubac.) *andōk*, Nuß *ndōk*, *Chonopetalum stenodictyum* R a d l k. (Sapindinac.) *nīm angōlōngō*, *Pachylobus tessmannii* E n g l. (Bursac.) *nga angōlōngō*, ferner mit Baumpilzen und sogar Blättern, besonders von *Pseuderanthemum nigritianum* (T. A n d.) R a d l k. (Acanthac.) *ndzēʼ*, der *Justicia insularis* T. A n d. (Acanthac.) *num e fāi*, der Urticacee *Fleurya aestuans* L. G a u d i c h *ngūkūʼn*, von Farnkraut und vielen anderen, und hilft sich so über die magere Zeit hinweg.

Daß nun eine derartige, in steter schwingender Bewegung befindliche Masse, in der die kleinsten Gruppen sich gewissermaßen anziehen und wieder abstoßen, keine umfassende politische Gestaltung gewinnen konnte, ist klar. Das äußere Leben des Pangwevolkes können wir uns — wie wir gesehen haben — als das langsame Fluten einer Wassermasse vorstellen, aber dieses gleicht nicht dem ebenmäßigen Dahinfließen eines Stromes in seinem Bett, sondern dem unmerklichen Vorrücken der Flut am Meeresstrande. In Bewegung, in Aufruhr sehen wir nur kleine und kleinste Teile, die als Wellen sich gegenseitig überstürzen, erdrücken, sich gegeneinander aufbäumen, gegeneinander anprallen, wenn sie auf ein Hindernis stoßen. In der Pangwe-Flut sind die einzelnen Wellen, die den Blick hauptsächlich fesseln, die Sippen oder Familienverbände, die sich wie die Wogen teilen und in immer kleinere Bestand-

teile auflösen, so daß es einem, wenn man sie greifen, wenn man sie fassen will, erscheint, als bliebe in der Hand nur ein einziger Tropfen, der einzelne Mensch. Aber das gehört in einen anderen Abschnitt.

Jedenfalls bleibt die größte politische Einheit der Familienverband, er gilt dem Pangwe als „Vaterland“, nicht etwa ein Unterstamm, wie die Fang, oder gar die gesamten Pangwe, von deren Zusammenhang er nun schon gar nichts weiß. Mancher Fang wird freilich dem Europäer zuliebe sagen: ich bin ein Fang oder, wenn ihm unglücklicherweise dies Buch zu Gesicht und Verständnis gelangen sollte: ich bin ein Pangwe, aber der unberührte Fang sagt nie anders wie: „*ma ne mōne esāwōñ*“ = ich bin ein Essauong, oder wie der Familienverband sonst heißen mag. Fragen wir einen solchen Essauong, ob er ein Ntum oder Fang sei, so pflegt er uns oft recht dumm anzusehen, gerade wie vor nicht allzu langer Zeit ein deutscher Bauer, der sich als „Meckelnbürger“ oder „Bayer“ vorgestellt hat, geglottzt hätte, wollte man von ihm hören, ob er ein Deutscher sei.

Also der Familienverband ist für den Pangwe die höchste politische Verfassung, die soziale und sittliche Ordnung. Nur innerhalb des Familienverbandes gelten seine Rechtsgrundsätze, und wer nicht mit ihm auf diesem Boden steht, ist fremd, rechtlos, sein Feind. Ein Haupt hat diese Verfassung nicht, sie verkörpert sich nicht in einem einzelnen Menschen, sondern in der Gesamtheit aller älteren Familienmitglieder, und der jeweilige Familienvater hat sie nur nach außen hin zu vertreten. Ein Herrschaftsverhältnis in unserem Sinne wird dadurch verhindert, daß die ursprünglichen, kleinen Familienverbände sich nur vergrößern, um sich sofort wieder, wie ich im Vergleich schon andeutete, in kleine Einzelteile aufzulösen. Diese werden ganz selbständig und behalten entweder den alten Namen bei oder legen sich einen eigenen zu, zumal, wenn sie anfangen, sich zu vergrößern, wie man noch heute beobachten kann. Sie übernehmen die Sippenordnung der früheren Gemeinschaft. Die wechselnden Erscheinungen auf diesem Gebiete fallen in die gesellschaftliche Ordnung im engeren Sinne und werden später besprochen werden. Es bleibt hier nur festzustellen, daß der Pangwe den Schritt von einer gesellschaftlichen Ordnung zu einer staatlichen Ordnung nicht hat machen können. Wie er nicht gerade feige ist, aber auch nicht mutig, so ist er andererseits nicht gerade schwächlich, aber auch nicht willensstark, durchgreifend, keine rücksichtslose Herrennatur. Er gehört zu den „Halben“, und solche Leute taugen nicht zur Herrschaft. Allerdings ist im Norden, besonders bei den Mwele, der Häuptling eine Persönlichkeit mit fast politischer Macht (Mwelehäuptlinge Simekoa und Kombokoto)<sup>1)</sup>, aber auch da erstreckt sich diese nicht einmal immer über eine ganze Sippe, wenigstens seit der europäischen Machtentfaltung nicht mehr;

<sup>1)</sup> Wegen der Kriegslust dieser Leute; der Name *mvele* kommt von *a vele*: bekriegen, die Jaunde nennen außerdem die Bassá *mvele*, ein Wort, das nur durch die Tonhöhen von dem Namen des Unterstammes unterschieden ist.

andererseits haben wir wohl in der strafferen, machtvolleren Organisation der Nordpangwe den Einfluß der Grasland- und Gebirgsvölker des Nordens (siehe Abschnitt I) vor uns. Mag nun ein Häuptling größere oder geringere Macht haben, jedenfalls dreht sich für den Pangwe alles um den Familienverband, nicht um Person oder Volk. Und daher ist der Familienverband so ungeheuer wichtig. Von den kleineren Eton abgesehen, kann man vielleicht im Mittel für jeden der übrigen acht Unterstämme 30 — vielleicht noch mehr — Familienverbände, bei den Mwele, Jaunde und Bene *ndā* = Haus, bei den anderen Pangwe von den Bulu an *ayōñ* = Familie genannt, rechnen, so daß ihre Gesamtzahl für die Pangwe wohl 240—300 betragen dürfte. Bei den verschiedenen Unterstämmen sind mir folgende bekannt:

*Yim̄isōm̄ō*, *Menk̄ūn*, *Emb̄ūni* (*Yemb̄ūni*), *Yenk̄ūndā*, *Yež̄ūm*, *Bōkōā*, *Yībik̄ōlō*, *Yemb̄ū'dāk*, *Yemv̄ēla*, *Yenḡōnō* (*Enḡōnō*), *Yemb̄ū'ma*, *Mbidamb̄āne*, *Edūma*, *Ndōñ*, *Mrog-Eyā*, *Mrog-Nāna*, *Mrog-Ebēla*, *Mrog-Ež̄ūmbū*.

#### J a u n d e

(*Yēñndō* J. B. auch *Yehñndō* und *Yewñnō* Nt. F.).

*Evñndō* (*Ehñndō*), *Bāvā* (*Bābā*), *Yehñndā* (*Yeñndā*), *Yetēnga* (*Etēnga*), *Yemr̄ōñ* (*Emr̄ōñ*), *Etūdī*, *Jenō*, *Edzō*, *Embūmbūn*, *Ngoe*, *Elēga*, *Evunzok*, *Betsēnga*<sup>1)</sup>, *Mrog-Adā*, *Mroge-Fūdā*, *Mrog-Esūmendā'nā*, *Mrog-Ebānda*, *Mroge-Betsī*, *Mroge-Bōlō*, *Mroge-Tšungobāla*, *Mrog-Antaŋganabāla*, *Elāndī*.

#### B e n e.

*Mroge-Bōlēnga*, *Mrog-Ehñndu*, *Mroge-Bāla*, *Mroge-Bālabesōlo*, *Mrog-Amūk*, *Mrog-Amugetsōgo*, *Mroge-Žānga*, *Mroge-Mānga*, *Mroge-Nsōk*, *Mroge-Manezō*, *Mrog-Eyēnge*, *Amugobāne*, *Emūmbō*, *Tsiŋga*, *Abī*.

Nach v. Stein<sup>2)</sup> noch: *Mrog-Ndī*, *Mroge-Nomo*, *Mrog-Aka*, *Mroge-Sambo*, *Mvoge-Nkū*, *Mroge-Bobjāla*, *Mroge-Matsā*, *Mroge-Yōmo*, *Mroge-Tēta*, *Mroge-Memūnu* (*Mroge-Ngandzoke*), *Mroge-Menkulu*, *Mroge-Sa*, *Mroge-Mayē*, *Mroge-Ngele*, *Mroge-Ndzek*, *Mroge-Ngame*, *Mroge-Sisema*, *Ntulu*. Die von ihm angeführten *Erundo*, *Mrog-Ada* (Mvogada) und *Mrog-Ebanda* (Mvogebande) gehören nach meinen Erkundigungen zu den Jaunde, oder sie zählen sich teils zu den Jaunde, teils zu den Bene.

#### B u l u.

1. *Yemr̄āk* von *mvāk* = Ichneumon, *Herpestes galera* Er x l. und *almodovari* C a b r e r a, weil die Ersten diese Tiere besonders viel erlegt haben sollen.

<sup>1)</sup> Die letzteren sechs nach Angabe des Herrn P. H. N e k e s.

<sup>2)</sup> v. Stein, Über die geographischen Verhältnisse des Bezirkes Lolordorf usw. in „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“ von Dr. Freiherr v. Danckelman, XII. Bd. 3. Heft, Berlin 1899.



2. *Pfũñ (Fũñ)* von *apfũñ (afũñ)* = ein wohlriechendes, zur Suppe benutztes Kraut. Dies soll diese Familie zuerst „gehabt“ haben.
3. *Yembũñ* von *mbũñ* = Tragbalken. Diese Leute sollen jede Kleinigkeit, z. B. eine erlegte Meerkatze, an einem Tragbalken zu zweien getragen haben.
4. *Yempfõk* von *mpfõk* = Umhängetasche aus Ananasfasern. Die Leute sollen immer derartige Taschen, nie Felttaschen, getragen haben.
5. *Yeyẽme* von *a yẽm mãm* = Sachen kennen, etwas wissen; sie sollen alles gewußt haben. Dieser Stamm sitzt heute am weitesten westlich zwischen Kribi und Nkomakak.
6. *Esakãk* von *a kãk mãm (a tẽne mãm)* = in Sachen schwankend, wetterwendisch sein, Eigenschaft des oder der Ersten dieser Familie. (In folgendem ist diese Beziehung als selbstverständlich nicht mehr erwähnt.)
7. *Esampfãñ* von *a pfãñe bõl* = Leute verleunden, fälschlich beschuldigen.
8. *Yesãmãn* von *a sãmã mot* = jemand in seiner Nacktheit sehen bzw. dahin wirken. Es geht die Sage, daß die Weiber mit ihren Schwiegersöhnen „gespielt“, d. h. ihnen das Zeug hochgehoben und sie so in ihrer Blöße gesehen hätten (gerade für den Pangwe etwas Unerhörtes).
9. *Yekũmbõ*. 10. *Yetsãñ*. 11. *Yekõç*.

Die Namen konnten nicht erklärt werden.

Die Familienverbände der Bulu sind mit vorstehend aufgeführten noch lange nicht erschöpft.

#### N t u m.

1. *Esamvũn* von *mvũn* = Schwarzsteiß-Schopfantilope, *Cephalophus callipygus* P e t e r s.
2. *Esamvẽi* von *mvẽi (mvãi)* = Fleckenroller, *Nandinia binotata* R e i n w a r d t.
3. *Nkõodžũõ* von *nkõ* = Hügel, Berg und *odžũõ* = Zwergböckchen, *Neotragus batesi* W i n t o n , auf einem Hügel, wo Faimen gemacht wurden, töteten die Leute stets Zwergböckchen.
4. *Obãkũi* von *a ba* = teilen, zerlegen und *kũi* = Hamsterratte, *Cricetomys* (aff.) *dissimilis* R o c h e b r u n e , die Leute sollten immer Fallen für Hamsterratten, die sie dann unter sich teilten, aufgestellt haben.
5. *Esõñ* von *asõñ* = Schirmbaum, *Musanga smithii* R. B r. (Moraceae).
6. *Ndõñ* oder *Ndõñobokoe* von *ndonõ* = Kreisel bzw. Schneckenkreisel, weil der Erste immer damit gespielt haben soll.
7. *Esangbuãk* von *ngbuãk* = Deissel, weil der Erste stets einen Deissel genommen haben soll.
8. *Esabẽĩ* von *ebẽi* = Raphiablatstielstreifen, die zum Hausbau verwendet werden, denn die soll der Erste gemacht haben.
9. *Esamõngũn* von *a ngũnõ o jõb* = überragen, z. B. *eli a ngũnõ o jõb* = der Baum ragt über, weil diese Familie (auch noch heute) alle andern an Stärke überragt.
10. *Yegbõ* von *a gbõ bõl* = Leute niederwerfen beim Ringkampf, das haben diese immer getan.

11. *Esakūnān* von *a kūne mebīm* = die Toten (eigentlich Leichen) rächen (Blutrache nehmen).
12. *Esatūk* von *elūk* = Topfscherbe, die als Unterlage für den Kochtopf dient. Der Erste soll immer im Hause der Mutter geblieben sein, wie die Scherbe, die im Gegensatz zum Topf immer an derselben Stelle bleibt.
13. *Esatōb* von *a tōbō* = bleiben, sitzen bleiben. Wenn von dieser Familie Leute als Gastfreunde kamen, so „saßen sie fest“ und zeigten nicht sobald Lust, nach Hause zu gehen.
14. *Epjāk* von *a pjā[k] ašēj* = Eisenstein ausgraben. Diese Familie soll sich noch heute am meisten mit Eisenschmelzerei abgeben.
15. *Esabūmān* (*Mebūman*) von *a būmān a nzēn* = (jem.) unterwegs treffen, sich begegnen. Als Nsambe (Gott) seine „Kinder“ besuchen wollte, soll er diese unterwegs getroffen haben (vgl. Essapfuman bei den Fang).
16. *Ažōk* von *a šōk* (Hauptwort *nžōk*) = durcheinanderreden, weil sie bei Verhandlung von Prozessen alle durcheinander geredet haben.
17. *Esabiūā* von *a būiō mōt* = jemand verfluchen, sie sollen stets den Fluch ausgesprochen haben.
18. *Esandūn* von *a ndūnebō* = gebückt gehen, weil der erste im Kriege durch ein feindliches Dorf — anstatt zu schleichen — gebückt ging.
19. *Zūmā* von *a žūmā mām* = Streitsachen ruhig entgegensehen; sich nicht fürchten, Streitsachen zu bekommen.
20. *Esasūn* von *a šume mvūān* = Tiere treiben, Treibjagd abhalten, weil die Familie darin groß gewesen ist.
21. *Esambē* von *mbē* = Schlechtigkeit; die Familie ist streitsüchtig, roh, die Leute sollen ihre eigenen Weiber töten und, wenn diese ein Kind von einem andern bekommen, es wegwerfen, indem sie sagen: Nicht ich war es, der dieses Kind gezeugt hat.
22. *Mabān* von *a bāne elān* = den Hintern hervorstrecken (zeigen), vgl. Abschnitt XI, 6, Seelenfest.
23. *Esambādā* von *a bādān bin* = Sachen verderben.
24. *Obūk* von *a būge mām* = falsche Dinge erzählen, verleumden.
25. *Odžāb* von *a džāb ebōn* = eine Frau beschlafen, wenn sie schwanger ist oder ein Kind hat, das noch nicht geht (ist *ekī* = verboten).
26. *Esakūdān* nicht zu erklären.

## M w a i.

1. *Esabām* von *obām* = Raubvogel, insbesondere Schmarotzermilan; die Familie pflegte diese Vögel zu erlegen.
2. *Esabedānga* von *a dān* = übertreffen, weil sie alle andern übertrafen, vgl. Essamongun (Ntum).
3. *Ekāna* von *a kāna bōt* = allen Leuten gehorchen, jedem gehorchen, der einem Anweisung gibt (ohne Überlegung).
4. *Esaekjē* von *ekjē* = Eisen, sie pflegten viel Eisen zu machen oder zu haben.
5. *Esasūn* von *sūn* = altes, bereits bitteres und schlecht schmeckendes Bündel mit Essen, dieses pflegten die Leute zu essen.

6. *Esamedžāñ* von *adžāñ* = Tod, weil viele starben.
7. *Esamabōña* von *a bōñe* = verscheuchen, wegjagen, sie pflegten die Ziegen, die ihre Vorräte plünderten, wegzujagen.
8. *Yebō*, von *ebō*, = verdorben, weil sie verdorbenes Fleisch (!?) essen.
9. *Esatūñ* von *a tūñe* = folgen, weil sie Nsambe (Gott) immer folgten.
10. *Esamenūñ* von *anūñ* = Abfall von Speisen usw., die Leute ließen das Essen verkommen.
11. *Esabī* von *a bī* = fangen, diese Leute fingen die Fremden stets weg.
12. *Esakūm* von *akūm* = Holzmirliton, das bei den Liebesgesängen und -tänzen gebraucht wird, sie pflegten solche Vorführungen zu machen.
13. *Yemfōk* Name nicht zu erklären.

#### F a n g.

In dem Namen *Fāñ* steckt der Stamm *fā(fe)* Busch, Wildnis, die Nachsilbe *ñ* ist angehängt, und da sie — wie in Abschnitt II erwähnt — eine Ableitung bedeutet, würde Fang also heißen „der vom Busch stammt“, also Buschmann, daher auch die leichte Verallgemeinerung in Pangwe. *Okāk* soll von *akāk* = Geiz, geizig kommen, ein Name, mit dem die Ntum sich für das *Bōlši* (siehe S. 37 Anmerkung 3) „revanchiert“ haben.

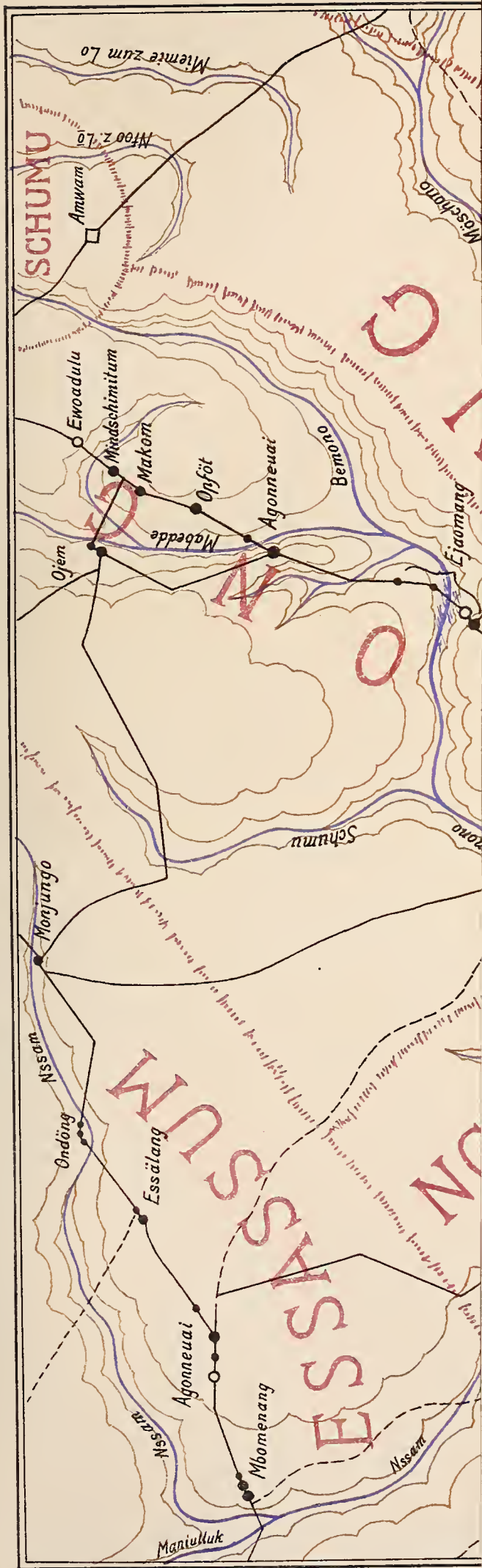
1. *Ngūē*, *Ngbwē*, von *ngūī*, = Schwein.
2. *Esengī* von *ngī* = Gorilla, sie sollen viele Gorillas getötet haben.
3. *Bokōē*, von *kōē* = Schnecke, die Leute sollen Schnecken gegessen haben (heute für alle Weiber und für Männer, deren Frauen schwanger sind, verboten).
4. *Evūnzōk* von *evū* = Sitz der Zauberkraft, *zōk* = Elefant, weil die Leute die Ewu des Elefanten aßen.
5. *Pfūñ* siehe S. 45 (unter Bulufamilien).
6. *Esabōk* von *abōk* = eßbares Kürbisgewächs, *Cucurbita maxima* D u c h., weil die Leute dies viel essen.
7. *Yebekōn* von *ekōn* = Pflanze, diese Familie liebt noch heute die Pflanzen sehr.
8. *Esesīs* von *ēsīs* (*līsīs*) = Schattendarsteller beim Mondkult (*so*).
9. *Omēñ* von *mēñ* = Ziernarbe, sie sind noch heute besonders mit Ziernarben geschmückt.
10. *Yemandžīm* von *mandžīm* = Wasser, weil die Familie so zahlreich ist wie Wasser.
11. *Okōñ* von *akōñ* = Geschicklichkeit, geschickt, in praktischer Arbeit erfahren.
12. *Abēī* von *a bēī* = gebären, die Frauen sollen schon früh geboren haben.
13. *Esapfōē* von *a pfōē bim* = Sachen hinstellen und dann vergessen.
14. *Yenāñ* von *nāñe mol* = Mann mit gelblicher Hautfärbung.
15. *Esabāñ* von *a bāñe bīm* = Sachen beginnen, bevor die alten fertig sind, immer etwas Neues anfangen.
16. *Esazñ* von *a sñ* (Hauptwort *zñ*) = nicht gern sehen, nicht lieben, hassen.
17. *Esapfūmān* von *a pfūman* = verfehlen, weil Nsambe, als er ausging, seine Kinder zu besuchen, die Leute dieser Familie nicht antraf.

18. *Asōbo* (*Ašōbō*) von *a šōgebō* = sich zusammenziehen, sich ziehen, z. B. Rinde der Bäume, dann der Schultermuskel; bei allen Leuten ist nämlich dieser Muskel stark ausgebildet.
19. *Okā's* von *a kā[s] bīm* = Sachen auffangen, die Leute pflegten die Sachen, die sie sich zuwarfen, aufzufangen.
20. *Esawōñ* von *a wō'n* = sich fürchten, feige sein.
21. *Oyčk* von *a yčk* = ausweichen, ebenso.
22. *Esandōñ* von *a ndōñe mam* = von jemand Sachen, die man nicht genau weiß, erzählen, andere in schlechten Ruf bringen (vgl. *Esapjan* unter Bulu).
23. *Ngāmā*. 24. *Yemrām*. 25. *Esametsūā*. 26. *Olā*. Namen nicht zu erklären.

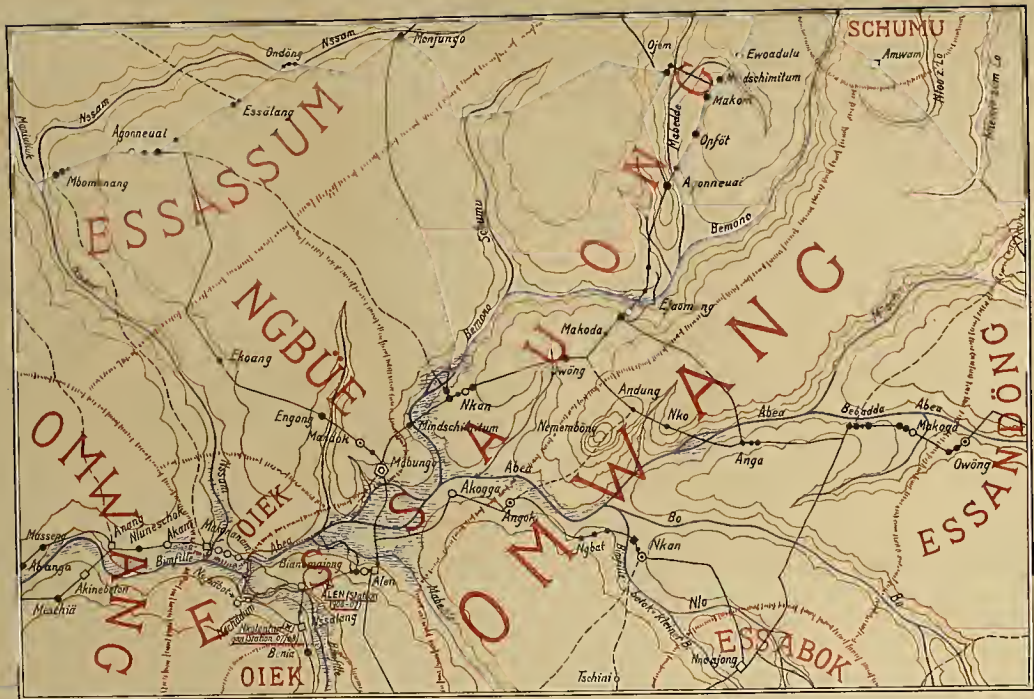
Im einzelnen weichen die Erklärungen etwas voneinander ab, aber die angegebenen mögen als Anhalt dienen. Die vorausgesetzte Silbe *ye* oder *esa* (von *tā*, *sā* = Stamm für Vater) bedeutet wohl soviel wie Sippe, ihr entspricht bei den Jaunde und Bene *mṽōk* (eigentlich Heimat, Stammesplatz), nur scheinen alle mit *mṽōk* zusammengesetzten Familienverbände spätere kleine Abzweigungen von Sippschaften zu sein, wenn sie heute auch vollkommen den Rang einer solchen haben.

Auffallen muß es, daß in den Namen Wörter vorkommen, die heute nicht mehr oder selten gebraucht werden, so *adžan* = Tod; ferner, daß vielfach eine Verschiedenheit der Tonhöhen vorhanden ist, so in *Ngū,é* und *ngūī*, und in *Bokōe*, und *kō,e*; letzteres Wort ist außerdem dadurch wichtig, daß es bei den Familiennamen (*Ndonobokoe* und *Bokoe*) nach der Menschenklasse geht, *kō,e*, Plural *bokō,e*, während es heute nur nach der IV. Klasse (Tierklasse) geht.

Eine Karte des Pangwegebietes, mit farbiger Eintragung der Familienverbände, würde, selbst in großem Maßstabe gezeichnet, bunter aussehen als eine Karte der deutschen Fürstentümer im Mittelalter. Eine Vorstellung von dem Durcheinander kann man sich nach der beigegebenen, im Maßstab 1:100 000 gehaltenen Karte machen (zwischen S. 48 u. 49), auf der sämtliche Dorfschaften in einem Gebiet von 600 qkm verzeichnet sind. Das Stück ist auf der Hauptkarte rot umgrenzt. Man sieht als größte Sippschaft die Essauong (*Esawōñ*), die 18 Ortschaften (zwei liegen außerhalb des Rahmens der Karte) einnehmen. Wie man nach dem, was über die Wanderung gesagt ist, nicht anders erwarten wird, ist dies natürlich nur ein Teil, wenn auch der Hauptteil der Essauong; andere Trupps wohnen viele Meilen entfernt am oberen Bimfille und am Ober- und Unterlauf des Uelle. Ebenso steht es mit den übrigen Familienverbänden. Schlimmer als diese Zersplitterung ist für die ethnologische Betrachtung die Tatsache, daß Ntum und Fang durcheinander wohnen. So ist die Familie der Omwang die nämliche wie die Familie der Essandun, also ursprünglich eine Ntumfamilie; da sie sich aber früh abgetrennt











hat, und einzelne Trupps bei der Wanderung zwischen die Fang-Okak geraten sind, so rechnen sie sich eben unter dem Namen Omwang heute zu den Fang. Andererseits ist zwischen beiden eine tatsächliche Verschmelzung eingetreten, weil die Angehörigen einer Sippe nur die Frauen einer anderen heiraten dürfen, die Omwang also meistens Fangfrauen genommen haben, und wir verstehen, daß die Frage, ob Ntum, ob Fang, den Eingeborenen tatsächlich oft in Verlegenheit bringen kann. Man darf bei vergleichender Betrachtung der Pangwe-Kultur also nicht zu fest an den Unterstämmen kleben, sondern in Betracht ziehen, daß überall Mischungen stattgefunden haben.

Die Karte zeigt weiter die Verteilung von Ortschaften und Dörfern in dem dargestellten Gebiet und deren Bevölkerungsmenge. Ortschaften (Abb. 15) nenne ich Gruppen von Dörfern, die mit einem Namen bezeichnet werden. Der Pangwe nennt sie: *nnäm I*. Die Dörfer einer Ortschaft gehören natürlich meist zu einem Familienverband, doch können sich auch zwei Familienverbände einigen und eine Ansiedlung gemeinsam begründen. Zum größten Teile folgen die Dörfer einer solchen Ortschaft hintereinander wie die Perlen an der Schnur und sind höchstens ein oder zwei Minuten Wegs voneinander entfernt. Dörfer, die weiter als  $\frac{1}{4}$  Stunde auseinanderliegen, gehören selten zu einer Ortschaft, und wenn, so hat sich meist ein Teil der Einwohner des alten Dorfes wegen Streitigkeiten oder aus anderen Gründen abgetrennt und sich ein paar Kilometer weiterhin angesiedelt, der Name der neuen Ortschaft ist aber noch nicht gefunden. Wie ein Blick auf die Karte lehrt — man nehme z. B. die östlichen Ortschaften Owöng, Makoga und Bebadda —, sind meist 3—4, auch 5 Dörfer zu einer Ortschaft vereinigt, 6—8 gehören schon zu den Seltenheiten, doch kommt es auch vor, daß man eine ganze Stunde braucht, um eine Ortschaft zu durchschreiten, aber das sind Ausnahmen. Ein derartiges Beispiel ist die Schumuortschaft Melé mit 17 Dörfern. Im Nordpangwegebiet, wo die gesellschaftliche Ordnung fester ist, werden im allgemeinen größere Dörfer gebaut als im Süden.

Um zu einer ungefähren Schätzung der Einwohnerzahl zu kommen, muß man auf die Hütte zurückgehen. Die Anzahl der Hütten eines Dorfes, die ebenfalls (auf ein Mittel gebracht) aus der Karte zu ersehen ist, schwankt zwischen 2 und 50, sie ist im mittleren Fanggebiet selten höher. Eine Ausnahme ist das Dorf Mabungo mit 75 Häusern. Dagegen findet man im Norden bei den Jaunde, Mwele und Bene, wie gesagt, größere, dafür aber weniger zahlreiche Dörfer. Nach meiner Erfahrung darf man für jede Hütte nur  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Seelen im Durchschnitt rechnen und auf ein Gebiet von 2000 qkm ungefähr 2770 Hütten, auf 90 Ortschaften verteilt, annehmen. Danach kämen auf das Quadratkilometer 2—3 Seelen. Da aber das der Berechnung zugrunde

gelegte Stück<sup>1)</sup> relativ dicht bevölkert ist im Gegensatz zu weiten im Südosten und Süden gelegenen Gebieten, in denen man z. B. in der Nähe des Jwindo 7—8 Stunden von einem Dorf zum andern gehen muß, so glaube ich für das gesamte Pangwegebiet nicht mehr als 2 Seelen für das Quadratkilometer annehmen zu dürfen. Das wäre also im ganzen eine Pangwebevölkerung von ungefähr 300 000 bis 400 000 Seelen<sup>2)</sup>.

---

1) Ein Viereck von der deutschen Grenze südlich bis an den Bimfille und die Abea.

2) Im Heft 5/6 des vierten Bandes des „Anthropos“ veröffentlicht P. H. Trilles eine Studie unter der Überschrift „Les Légendes des Bena Kanioka et le Folk-lore Bantou“, in der er S. 947 in der Anmerkung 2 sagt: „L'ensemble des clans fang dépasse dix millions d'individus“. Diese ungeheuerliche Übertreibung brauchte eigentlich kaum zurückgewiesen zu werden, nachdem bekannt ist, daß ganz Kamerun, dem der französische Kongo an Größe nahesteht, überhaupt nur 3 500 000 Einwohner hat. Die Familienverbände der Fang schätzt Trilles an derselben Stelle auf 400, was selbst für die gesamten Pangwe zu hoch sein dürfte.

## Abschnitt IV.

### Dorf und Haus.

Namen für Ortschaften (Herleitung und Erklärung). — Flurnamen. — Anlage der Dörfer. — Siedelung; Entwicklung einer Siedelung zu einem Dorf; Dorf; Bedeutung des Namens; Vergrößerung des Dorfes. — Vorläufige Versammlungshäuser: Anlage, Form. — Endgültige Versammlungshäuser: Gerüst; Dachdeckung (Verfahren, Material zu Sparren und Belag); Seitenwände (Material, Ausführung, Aussehen); Veranda. — Inneres der Versammlungshäuser: Pfeiler; Ruhebänke; Feuerstellen; Gerät (Gewehrhalter, Trophäen u. a.). — Leben im Versammlungshause. — Wohnhäuser: Formen; Aussehen; Türstück; Tür; Zustand. — Inneres der Wohnhäuser: Schlafbänke; Hängeböden und Speisekammer; Rahmen mit Trockenbrettern und Körben; Haken; Schmel; Feger. — Raphiapalme: Arten; Namen; Ausnutzung. — Vorrathshäuser; Fremdenhäuser; Feldhütten; Krankenhäuser. — Pfahlhäuser. — Beleuchtung: Herdfeuer; Fackeln; Lampe; Pilzfackeln; Feuerbereitung. — Dorfplatz (Aussehen, Reinlichkeit). — Abort. — Zicrpflanzen. — Verkehrswege. — Verkehr zu Wasser. — Brücken.

In dem großen, mit Urwald bedeckten Pangwegebiete liegen die Ortschaften zerstreut wie Oasen in der Wüste und ungleichmäßig verteilt derart, daß sie in der Richtung der Hauptverkehrswege, die das Land in der überwiegenden Mehrzahl von Ost nach West durchziehen, gehäuft auftreten.

Die Ortsnamen knüpfen sich meist an hervorstechende Merkmale der umgebenden Natur, an Gegenstände, Erlebnisse oder Eigenschaften der betreffenden Einwohner. So sind benannt

#### a) n a c h P a l m e n .

1. Niescham von *a nī* = legen, *šām* = Sumpf, Raphia, d. h. das Dorf ist dahin gelegt, wo es Raphia, die wichtigste Pflanze für den Hausbau, gibt.
2. Mabäscham von *a bē* = folgen, *šām* = Sumpf, Raphia.
3. Makoda von *akōda*, Mehrzahl *makōda* = Sumpfpalme, *Sclerosperma manni*, M a n n e t W e n d l., zum Hausbau benutzt wie Raphia.
4. Nkan von *nkān(e)* = *Ancistrophyllum acutiflorum* B e c c., Kletterpalme, zur Flechtereie benutzt.
5. Mekan, ebenso, Mehrzahl.
6. Nsamenkan von *šām (nšām)* = Sumpf, Sumpf von der Kletterpalme *Ancistrophyllum*.
7. Alen von *alēn* = Ölpalme.
8. Malen, ebenso, Mehrzahl.

#### b) n a c h K u l t u r p f l a n z e n .

9. Matumabai von *atū*, Mehrzahl *matū* = Taro, *Colocasia antiquorum* (L.) S c h o t t, *mabai* = zwei, also zwei Taro.

10. Bekaba von *ekāba*, Mehrzahl *bekāba* = *Xanthosoma violaceum* Schott.  
 11. Emāngon von *a mē ngôn* = Ngon austreuen, d. h. zum Trocknen auf dem Dorfplatz.

c) nach eßbaren wilden Früchten oder Fruchtbäumen.

12. Essun von *esūn* = Frucht des Kardamom, *Aframomum alboviolaceum* K. Sch.  
 13. Madschab von *madžāb* = Öl von *Mimusops djave* (Lan.) Engl.  
 14. Fan von *fāne* = Frucht der Anacardiacee *Sorindeia rubriflora* Engl. (*afāne*).  
 15. Abe von *abē* = Kolanuß und -baum, *Cola acuminata* (P. Beauv.).  
 16. Andok von *andōk* = *Irvingia barteri* Hook. f., Simarubaceae. Mandok.  
 17. Nkoandok von *nkōk* = niedergefallener Baumstamm, d. h. der *Irvingia*.  
 18. Ngong von *ngōn IV* = Früchte der *Trichoseypha* sp. (*engōn*).  
 19. Alöb von *alōb* = *Desbordesia glaucescens* Engl. (Simarubaceae).  
 20. Mangame von *mangāme III* = *Myrianthus arboreus* P. B. (Moraceae), vielleicht auch das Sinnbild der Vereinigung, der Sammelfrucht entnommen.

d) nach sonstigen Bäumen.

21. Akak von *akāk* = *Leptonychia tessmannii* Engl., Sterculiacee, der Friedensbaum, die Friedenslinde.  
 22. Makak ebenso, Mehrzahl.  
 23. Nkomakak oder Nkolemakak von *nkō[l]* = Hügel, d. h. Hügel von *Leptonychia*-Bäumen (*makak*).  
 24. Abang (Abanga) von *abān* = *Ficus*art, zur Rindenzeugherstellung beliebt.  
 25. Mabang (Mabanga), ebenso, Mehrzahl.  
 26. Akam von *akām* = große *Ficus*arten, z. B. *F. preussii* Warb. und *laurentii* Warb., auffallende Bäume und zur Zeugherstellung benutzt.  
 27. Ajo, Jusch (Ajusch) von *ayūš* = *Triplochiton tessmannii*, zur Herstellung von Hausrinde beliebt.  
 28. Majo (Majusch), ebenso, Mehrzahl.  
 29. Nkolemajo = Nkolajo von *nko[l]* = Hügel von *Triplochiton*.  
 30. Owöng von *ovōn* = *Copaifera tessmannii* Harms, berühmter Geisterbaum, größter Baum des Fanggebietes.  
 31. Awöngabai, zwei *Copaifera* (*abai* = zwei).  
 31a. Ndschiowöng von *ndžēi*, = Brücke, Brücke von *Copaifera*.  
 32. Elun von *elūn* = *Erythrophloeum guineense* Don. (Leguminosae). Auffallend durch seine rote Rinde, Giftbaum.  
 33. Belun, Mehrzahl.  
 34. Ejen (Elibengang) von *ejēn*, *elībengān* = *Distemonanthus benthamianus* Baill., auffallend durch schöne, lilarote Rinde, Medizinbaum.  
 35. Andung von *andūn* = *Croton welwitschianus* Muell. Arg. (Euphorbiac.), schön wegen der silberglänzenden Blätter.  
 36. Akom von *akōm* = *Terminalia superba* Engl. u. Diels.

37. Makom (Makomo), ebenso, Mehrzahl.
38. Nkoakom von *nkok* = niedergefallener Stamm, d. h. der **Terminalia**.
39. Engo von *engō*, nicht bestimmbarer Baum.
40. Akoga von *akōga* = **Lophira alata** Banks, schöne, duftende Blüten.
41. Makoga, ebenso, Mehrzahl.
42. Assam von *asām* = **Uapaca guineensis** Muell. Arg., reicher, duftender Blütenschmuck.
43. Massam (Massama), ebenso, Mehrzahl.
44. Angok von *angōk* = **Albizia brownei** Oliv., schöner Baum.
45. Dum von *dum* = **Ceiba pentandra** (L.) Gärtner.
46. Medschinitum von *medžī* = Wurzeln, *līm* = **Piptadenia africana** Hook. f.
47. Asseng oder Assöng von *asōñ* = Schirmbaum, **Musanga smithii** R. Br.
48. Massöng, ebenso, Mehrzahl.
49. Nkoassöng von *nkok* = niedergefallener Stamm vom Schirmbaum.

e) nach landschaftlichen Merkmalen.

50. Ngbai von *ngbǎ* = entblätterter lebender Baum (Winterzustand).
51. Mekumu von *nkūm* I trockener, aufrechtstehender Baumstamm ohne Krone.
52. Ndangöng von *ndāngōñ* = Lichtung.
53. Ewüöle von *ewūōle* = Lichtung.
54. Nko von *nkō* = Hügel.
55. Anko = am Hügel.
56. Akok von *akōk* = Stein, Fels.
57. Makok, ebenso, Mehrzahl.
58. Maschok von *mažok* = Wasserschnellen, Fälle.

f) nach Tieren bzw. Teilen von ihnen.

59. Schok von *žok* = Elefant.
60. Mbang und 61. Mbangschok von *mbāñ* = Elfenbein, *žok* vom Elefanten.
62. Mboleschok von *ebō[l]* verdorben, d. i. verdorbener Elefant.
63. Akuleschok von *aku[l]* = Füße von Tieren, Füße des Elefanten.
64. Nnoschok = Nloschok von *nlō*, *nnō* = Kopf, Kopf des Elefanten.
65. Abumeschok von *abūm* = Bauch, Bauch des Elefanten, weil sie die Pflanzungen des Dorfes aufgefressen hatten.
66. Bindeme von *indēm* V = fliegender Hund.
67. Böngomo von *ongōmo* III = Schimpanse.
68. Akulangomo von *akū[l]* = Füße, Klauen des Schimpansen.
69. Ebóloua <sup>1)</sup> von *ebō[l]-o-wōǎ* = Verdorbenes vom Schimpansen, verdorbener Schimpanse.
70. Akuasö von *akūa* = Lager von Tieren, *zō* = Leopard.
71. Olamesö von *olām* = Falle, Zugfalle, *zō* Leopard.
72. Ewes von *ewēs* = Knochen.

<sup>1)</sup> Die amtliche Schreibweise ist Ebolowa. Um indessen folgerichtig zu bleiben, schreibe ich Ebóloua, da ich durch w in deutscher Schreibung nur Lippenlaute wiedergebe.

73. Bojabúnkulu von *boyá* = Weibchen, Mehrzahl, *bo* = von, *(n)kū[l]u* = Schildkröten, also Schildkrötenweibchen.  
 74. Bebass von *ebās* = Schuppe, die Leute essen wohl viele Fische.

## g) n a c h G e g e n s t ä n d e n .

75. Ntum von *ntúm* = Spazierstock.  
 76. Ebai von *ebai* = Raphiablattstielstreifen, zum Hausbau benutzt.  
 77. Bebai, ebenso, Mehrzahl.  
 78. Ngam von *ngám* = Widerhaken am Speer.  
 79. Bebada von *ebāda* = Tragkörbchen der Männer.

h) n a c h E r l e b n i s s e n o d e r E i g e n s c h a f t e n d e r O r t s -  
b e w o h n e r .

80. Bissis von *isīs V* = Schattendarsteller im Mondkult.  
 81. Ełanga von *elān* eigentlich = After, übertragen = schlechte Leute.  
 82. Ekekö von *a ke ekəkō*, = gänzlich ausbleiben, weil die Fremden abgefangen und getötet wurden, so daß sie nicht wieder zurückkamen.  
 83. Esamedulu von *a zāmādūlū* = Schande treiben, d. h. mit einer Frau aus derselben Familie geschlechtlich verkehren.  
 84. Nssäläng von *nsēn* = Dorfplatz, *elān* (siehe unter 81), die Leute trieben auf dem Dorfplatze Schlechtigkeiten, Feindseligkeiten, wenn ein Fremder durchkam.  
 85. Biānemajong von *a bēne, biēne* = sich nicht vor jemand fürchten, d. h. keine Rücksicht üben, *mayōn* = Familien, die Leute üben gegen Angehörige anderer Familien keine Rücksicht.  
 86. Ajaofun von *a nā* oder *njā* = sich nähren, *fūn* = Mais.  
 87. Akinebetom von *a kīne* = zusammenlaufen, herbeilaufen, *etōm* = Streit, die Leute laufen zusammen, um Streit zu machen.  
 88. Olunemang von *olūn* = Unwille, Ärger, *mān* = Küste, die Leute waren über die Bewohner der Küste — vielleicht Weiße — unwillig gewesen, oder aber auch wegen der Entfernung.  
 89. Ngba von *ngbā* = ruhige, friedliche Leute (Gegensatz zu 82).  
 90. Massambe von *a sā mā tūn* = mit dem Netz fischen.  
 91. Nschugebot von *nšuge* = viel durcheinanderreden, *bōl* = Leute, es sind viele Leute, die dort reden.  
 92. Euumama von *a wū mān* = einen Rückfall in einer Krankheit haben.  
 93. Awomo von *a ūmō* = in Ohnmacht fallen, dieser Name spielt wie der vorige auf die Verwicklungen dieser Grenzdörfer zwischen Ntum und Bulu an.  
 94. Nnoajong von *nnō* = das Haupt, *ayōn* = Familie, also die „Hauptvertreter“ der Sippe.  
 95. Ajene von *a yēn* = sehen, auf die Berge, die vom Dorf aus sichtbar sind, bezogen: „Montevideo“.  
 96. Ntedenga von *ntēt* = hundert, *ngā* = Gewehr; hundert, also unendlich viele Gewehre.

97. Makunanam oder Makonanam von *akün* = Pfahl, Pfeiler, *nnäm* = die Ortschaft, d. h. eine Ortschaft, die so fest steht, wie ein Pfeiler.
98. Ndschiabot von *ndžéi*, = Brücke, *bōt* = Leute, d. h. Brücke für Menschen.
99. Ejamang von *a yāk* = über Nacht bleiben, *a mān* = auf dem Wege zur Küste, also eins der wenigen verkehrs- und fortschrittsfreundlichen Dörfer, sogar:
100. Ajaamentangan von *a yāk* = rasten, *mentaŋgan* = Weiße.
101. Akunekiä von *akūn* = Pfahl, Pfeiler, Pflock, *ekiēi* von Eisen (vgl. 98).
102. Ebualebambe von *a büe,le* = zerbrochen sein, *mbā,mā III* = großes Dorf, die Häuser waren äußerst auffällig.
103. Niemajong von *a nī,é* = hineinlegen, *mayōn* = Familienverband, d. h. das Dorf war zwischen Dörfern anderer Sippen angelegt.
104. Ndschobangon von *džōb* = Himmel, *ngōn* = Mond, also Mondhimmel.
105. Olöadzob von *olōr*, = Loch, *džōb* = Himmel, Loch am Himmel (wohl zwischen den Wolken).

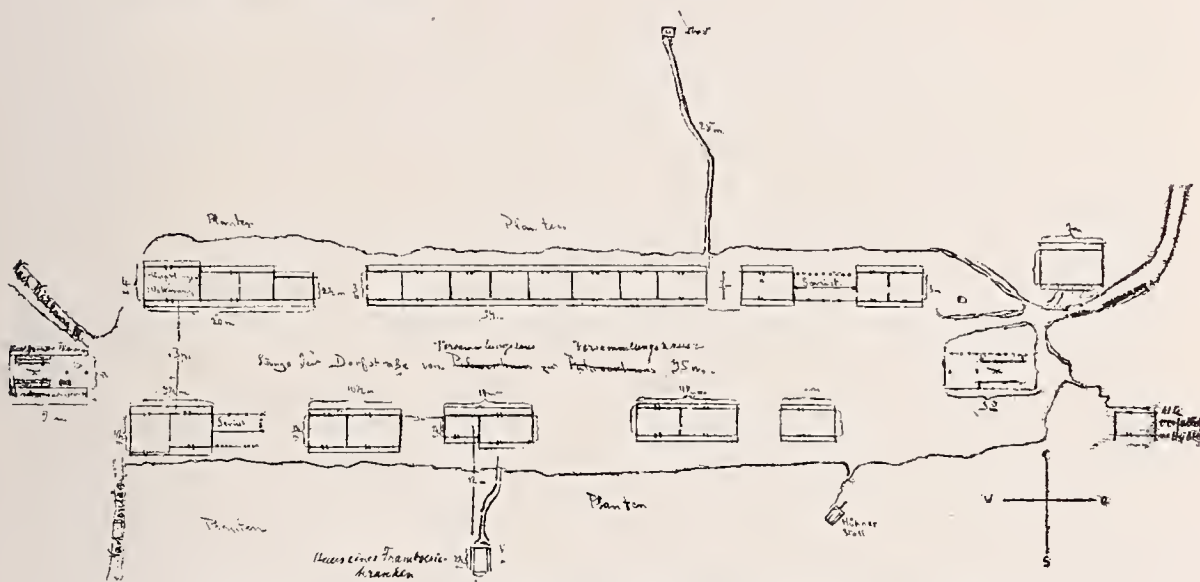


Abb. 16. Plan eines Dorfes der Ortschaft Nssäläng (Fam. Essauong) Fang. Aufgenommen 1908.

Außer den Ortsnamen kennt der Pangwe noch Flurnamen, so z. B. in der Umgebung der Ortschaft Alén (Essauong) folgende: *enumepjidi* = Pulverpfad, *nsa[k]-abea* = Abeasumpfwald. Eigene Bezeichnungen für Berge gibt es nur wenige, z. B. Nememböng = gutes Herz (siehe Karte); meist ist der Name von Bergen und Gebirgen dem der umliegenden Ortschaften entlehnt. Flußnamen lassen sich nach Angabe der heutigen Einwohner zum größten Teil nicht mehr erklären, weil sie, wie zum Teil auch die Ortsnamen, von den früheren Bewohnern des Landes übernommen seien.

Wie im vorigen Abschnitt erwähnt, werden die Dörfer längs der Wege angelegt, und zwar immer in der Richtung von Ost nach West (vgl. Abb. 16).

Merkwürdigerweise gaben die Leute als Grund hierfür an, daß das Land nach Westen (zum Meere hin) abfiele, und das Regenwasser dahin ablaufen könne. Natürlich spielt dieser Punkt insofern eine große Rolle, als man sich hütet, das Dorf derart anzulegen, daß das Regenwasser eine der Hüttenreihen überschwemmt, indessen kann das nicht der einzige Grund sein; ich habe auch auf vollkommen ebenem Boden, der einen Wasserablauf in gedachter Richtung nicht begünstigt, die Ost-Westrichtung als die bevorzugte festgestellt. Wenn z. B. ein Weg nach Süden führt, so biegt er vor dem Dorfe um, läuft in ihm von Ost nach West und nimmt am anderen Ende die alte Südrichtung wieder auf (vgl. Abb. 16, Weg Nssäläng I-Beniaa). Offenbar spielen hier noch andere Gründe mit, so der allgemeine Zug nach Westen, von dem schon im vorigen Abschnitt die Rede war<sup>1)</sup>.

Das Pangwedorf besteht meist aus zwei gleichlaufenden Häuserreihen, die den Weg zwischen sich lassen (Tafel IV und Abb. 16), selten aus einer einzigen an der Straße liegenden Reihe, ist aus dem Zusammenschluß zweier oder mehrerer Einzelansiedlungen entstanden und zeigt hiernach verschiedene Entwicklungszustände, die wir überall im Gebiete nebeneinander beobachten können.

Will ein Familienvater eine Ansiedlung gründen, so baut er zwei Häuser, ein Wohnhaus und ein Versammlungshaus. Das Wohnhaus ist das eigentliche Reich der Frau, in dem sie mit ihren Kindern lebt und schafft, und in dem sich der Mann eigentlich nur nachts, am Tage nur gelegentlich aufhält. Das Versammlungshaus ist umgekehrt der gewöhnliche Aufenthaltsort des Mannes, in dem er sich tagsüber beschäftigt, seine Nebenarbeiten verrichtet, Besuche empfängt, und in das die Frau nur hin und wieder kommt. Werden die Kinder größer, so baut der Vater jedem ein eigenes Haus anschließend an das ursprüngliche erste Wohnhaus, ebenso bekommt jede seiner weiteren Frauen ihr eigenes Haus. Die erste Frau bleibt jedoch seine Lieblingsfrau, und infolgedessen ihr Haus, das ist das erste, das er gebaut, und das neben dem Versammlungshause liegt, sein Heim, das er auch nach dem Tode der Frau behält.

Der nächste Schritt der Entwicklung zum Dorfe wird dadurch getan, daß aus irgendwelchen Gründen ein zweiter Familienvater seine Siedlung an die des ersten anschließt. Das geschieht z. B., wenn ein Angehöriger des gleichen oder eines anderen Familienverbandes zuwandert, oder wenn nach dem Tode des Vaters der älteste Sohn dessen Versammlungshaus, Wohnhäuser und Frauen erbt, der jüngere Sohn sich aber nicht seinem älteren Bruder und nunmehrigen Häuptlinge unterordnen will. Er bzw. der neue Ankömmling baut sich für seine Familie in derselben Flucht die nötige Anzahl Häuser, zum Teil sogar in un-

<sup>1)</sup> Vgl. auch die meist ostwestliche Richtung der Gräber.





DORF MAKONANÁM (FAM. OJEK), SPAN. GUINEA





Abb. 17. Pangwedorf, Span. Guinea.

mittelbarem Anschluß an die bestehenden, und schließt seine Siedlung ebenfalls durch ein am Ende aus der Reihe herausgerücktes Versammlungshaus ab, das, wenn es ein vorläufiges ist, längs (vgl. Abb. 16), wenn es ein dauerndes ist, quer gestellt wird (vgl. Tafel IV).

Dadurch ist aus der bisherigen Einzelsiedlung ein „Dorf“ geworden, das deshalb, weil es wie das Augenpaar (*dž̄s*, Mehrzahl *m̄s*) aus zwei Hälften besteht (Abb. 18), „*dž̄ä*, Mehrzahl *m̄ä*“ heißt (vgl. das über die Bedeutung der Vorsilben Gesagte). Es gibt also zwei Familienväter in jedem Dorfe, deren Häuserreihen in der Mitte irgendwo zusammenstoßen, eine Grenzlinie, die natürlich nur Eingeweihten erkennbar ist. Was aber jeder sieht, sind die zwei in der Flucht des Dorfplatzes jederseits liegenden Versammlungshäuser, die eben den beiden Familienvätern gehören.

Diese beiden stehen sich rechtlich gleich, nur verleihen dem einen bestimmte Verhältnisse, auf die in einem späteren Abschnitte zurückzukommen sein wird, ein gewisses Übergewicht. Unter Umständen tritt zu den zwei das Dorf bildenden Einzelsiedlungen noch eine dritte mit ebenso anschließenden Häuserreihen und ebenfalls einem Versammlungshause (vgl. Abb. 18).

Das Versammlungshaus ist, wie gesagt, der Hauptaufenthalt des Häuptlings, aber auch aller seiner Söhne, männlichen Verwandten und Anhänger, die ihm beim Bau helfen und ein dauerndes Benutzungsrecht darauf haben.

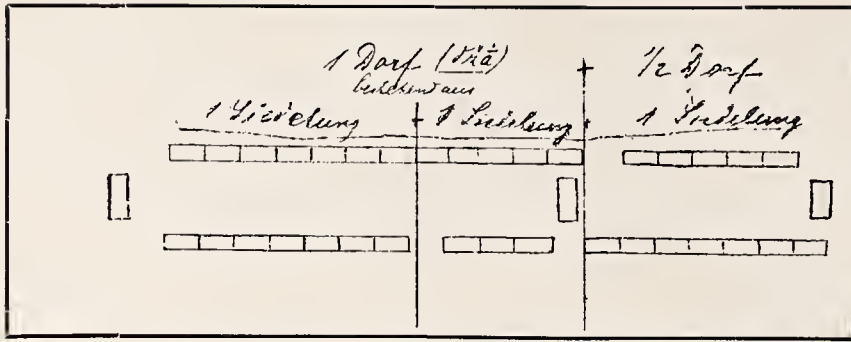


Abb. 18. Entstehung einer Dorfschaft aus Einzelsiedelungen.

Daher die Beziehungsvorsilbe *a* in *abā* = Versammlungshaus, daher wahrscheinlich auch der Januskopf, den ich an dem Pfeiler eines Versammlungshauses sah.

(vgl. Abb. 19). Den Stamm des Wortes *a-bā* führe ich zurück auf *ba* = teilen, verteilen<sup>1)</sup> und glaube, daß es ursprünglich den Platz bezeichnen soll, auf dem das erlegte Wild verteilt wurde. Das Versammlungshaus ist jetzt der Ort, an dem sich alle öffentlichen Vorgänge, vom Verteilen von Fleisch an bis zu Gerichtsverhandlungen, gemeinsamen Beratungen und Fremdenempfangen abspielen.

Das bei der Siedlungsgründung errichtete Versammlungshaus behält zuweilen dauernd den Charakter des vorläufigen, es bleibt unvollendet, weil die Leute zu faul sind — jeder meint, der andere solle zuerst anfangen —, und der Häuptling keine Macht hat, seine Leute dazu zu zwingen. So stellte einmal der Häuptling des Dorfes Nssäläng, von dessen vorläufigen Versammlungshäusern Abb. 23 eines zeigt, an mich das Ansinnen — das ich natürlich dankend abgelehnt habe —, ich sollte seine Leute zwangsweise dazu bringen bzw. ihm meine Leute zur Verfügung stellen, ihm ein neues Versammlungshaus zu bauen, denn dann würden alle Leute sagen: „Ja, dieser Häuptling des Weißen ist ein ganzer Kerl, man sieht doch gleich, daß hier ein Weißer bei seinem Dorfe wohnt.“ Wenn es hoch kommt, bringen die Leute ihm einige Dachmatten zu dem Bau und glauben so ihre Pflichten gegen das gemeinschaftliche Werk erfüllt zu haben, die eigentliche Arbeit bleibt immer auf dem Häuptling sitzen. Sein Eigen wird das Haus aber dadurch nicht, es ist vielmehr in jedem Falle der gemeinsame Besitz der Männer, und wenn jener sagt: „Es ist m e i n Versammlungshaus“, so tut ihnen das nicht weh. Der Pangwe meidet alles, was ihn in seiner gewohnten Ruhe und Bequemlichkeit stören könnte, scheut die Arbeit und läßt den Dingen ihren Lauf:

*žō[k] e tšrdan ebēi-asēi, a ve oa atēi, a nī*  
 Elefant, er fortscheuchte (von) Grube-Eisenstein, er gab dir Armut, er nahm  
*oa adžit*  
 dir Schwere,

<sup>1)</sup> Derselbe Stamm in dem Zahlwort zwei (*bai*), das ja gefunden ist durch Teilen eines Gegenstandes.

Das heißt: Der Elefant, welcher dich von einer Eisensteingrube fortscheuchte, machte dich zwar arm, aber er nahm dir eine Last ab (nämlich das Eisen zuzubereiten).

In einigen Fällen hatte man bei der Herrichtung des Baugrundes an der üblichen Stelle Schwierigkeiten (Baumstümpfe, Wurzeln und dergl.) und legte das Versammlungshaus seitlich in die Reihe der Häuser, freilich in der Querstellung (vgl. Abb. 44). „Man“ kam dann öfter nicht dazu, dieses später durch ein neues an der richtigen Stelle zu ersetzen, mochte der Häuptling es wegen der Leute auch noch so sehr wünschen. Wo es doch geschah, pflegte man das alte nicht gleich abzubrechen, sondern mit dem neuen zusammen noch weiter zu benutzen.

Das Versammlungshaus (Abb. 20, 21) ist seiner Form nach ein Giebeldachhaus mit quadratischem oder rechteckigem Grundriß. Der erwähnte Brauch, sich bei

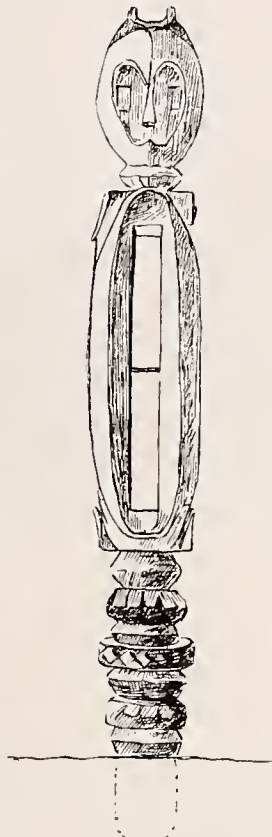


Abb. 19. Pfeiler aus einem Versammlungshaus in Malén (Fam. Essauong) Fang.

zubereiteten, dann geebneten und geglätteten Boden gestoßen werden. Über den Firstbalken sind in kürzeren oder längeren Abständen als Dachsparren in der Mitte geknickte Raphiastengel gelegt (vgl. Abb. 24 f.). Sie liegen mit dem unteren Ende direkt — ohne Unterlage — dem Boden auf. Das Sparrenwerk wird mit Matten aus Raphiablattfiedern gedeckt. Diese Matten (*esēi*), (Abb. 22), werden derart zubereitet, daß mehrere Stöcke in den Boden gesteckt, an ihnen zwei lange Raphiastengelstäbe (*a*) quer angebunden werden, und hierüber eine in der Mitte umgebrochene Fieder gelegt wird (*b*), die man unterhalb der Querstäbe durch je ein Stück Raphiablattstielrinde zusammenheftet. Eine zweite Fieder (*c*) wird bis an die Mittelrippe über die erste gelegt und nun in derselben Weise an diese geheftet. Darauf folgt die dritte und so fort, bis die gewünschte Länge von mehreren Metern erreicht ist. Die Matten werden dachziegelartig übereinander an den Sparren befestigt.

neuen Siedlungen mit flüchtigen, vorläufigen Versammlungshäusern (*ongō,ñ e ng̃*) zu begnügen, denen erst später, wenn das wirtschaftliche Leben einen gewissen Beharrungszustand erreicht hat, die endgültigen (*tsēñanā III*) folgen — oder auch nicht folgen, bedingt im übrigen Formenverschiedenheiten, die zugleich ein Bild ihrer Entwicklung geben. Die einfachsten Häuser (vgl. Abb. 110) sind im Grunde nur Schutzdächer: ein Firstbalken ist über zwei, zuweilen drei oben gabelig auslaufende Pfeiler (*akūn*) von etwa 2 m Höhe gelegt, die tief in den durch Roden



Abb. 20. Versammlungshaus in Olanga (Fam Essángbuak).

Eine zweite Form des Versammlungshauses (Abb. 23) ist aus der beschriebenen dadurch entstanden, daß das Verfaulen der Sparrenenden auf dem feuchten Boden sowie häufige Besuche von allerlei unliebsamen Kriechtieren es notwendig machten, die Sparren durch Unterschieben von Balken zu lüften. Diese Balken sind entweder unbehauene Stämme und Knüppel oder längshalbierte Hölzer, die dann mit ihrer Schnittfläche meist nach außen gekehrt liegen und zwischen mehreren Paaren von senkrecht in den Boden gesteckten Pfosten übereinandergeschichtet werden. Dem obersten liegt das Dach lose auf. Damit ist der erste Ansatz zu einer Hauswand gegeben. Außer den genannten Beweggründen war noch der Gedanke bestimmend, bei einem plötzlichen Angriffe hinter den Schutzwänden vor feindlichen Speerwürfen besser gesichert zu sein, als unter den einfachen Schrägdächern.

Bei den endgültigen besseren Versammlungshäusern erfahren Wand und Dach eine sorgfältigere Ausbildung. Der Hauptunterschied ist jedoch der, daß sie niemals mit dem Giebel auf den Dorfplatz schauen wie jene, sondern mit der Langseite, entsprechend tritt man durch diese ins Haus.

Zuerst wird, wie überall, das Gerüst aufgestellt, eine Arbeit, die in verhältnismäßig kurzer Zeit geschehen ist. Es entspricht in allen seinen Teilen dem des vorläufigen Versammlungshauses, nur ist es größer und weitläufiger (Abb. 24). Auf den in die Längsachse gestellten Hauptpfählen (*db̄m*) a, von



Abb. 21. Versammlungshaus eines Ntumdorfes in Neu-Kamerun.

denen je nach der Größe des Versammlungshauses zwei bis fünf vorhanden sind, ruht der Firstbalken (*mbÿñ I*) b. Das Gerippe der Vorder- und Rückwand besteht aus einer Reihe von Wandpfosten (*mÿï, IV*) c, die oben zugespitzt werden. Über die Spitzen wird als Gesimsbalken (*mfäš I*) e ein längshalbierter Raphiastengel gelegt und durch Schlag oder Zug festgedrückt. Über den First kommen dann die Dachsparren f, wie vorher beschrieben, wobei man sie ein Stück über den Gesimsbalken vorstehen läßt. Die beiden äußersten Sparren ruhen auf den Pfosten, die das Gerüst der Seitenwand bilden (*mÿï, esü*) d. Darauf beginnt man mit dem Eindecken (Abb. 26), das mehr Mühe erfordert als das Gerüst und weit sorgsamer ausgeführt ist als bei den vorläufigen Versammlungshäusern. Zuerst werden die Dachsparren (*ntü, en I*) f durch eine in der Firstlinie quer über sie hinweggelegte und mit dem Dachbalken verschnürte Leiste aus Raphia (*obÿbÿ*) g festgeklemmt. Ähnlich wird ein Verschieben der Sparren an den unteren Enden durch zwei auf der Ober- und Unterseite über sie hinweglaufende Leisten verhindert. Eine abweichende Bauart sah ich bei Versammlungshäusern der Fang im Gebiete des Komo (Abb. 25). Hier war der Firstbalken an den freien Enden nicht gestützt, sondern mit Lianenstricken im Boden verankert und durch scharfes Anziehen der Stricke heruntergebogen.

Die Matten werden nun von oben, wo etwas unter dem First mit Matte k

(vgl. Abb. 26), begonnen wird, nach unten oder umgekehrt, von unten nach oben, dachziegelartig übereinandergelegt und entweder an jedem zweiten Dachsparren oder an eigenen Halttauen (*mbēyá-esēī*) festgebunden, die vom First zu dem die Sparrenenden zwischen sich fassenden

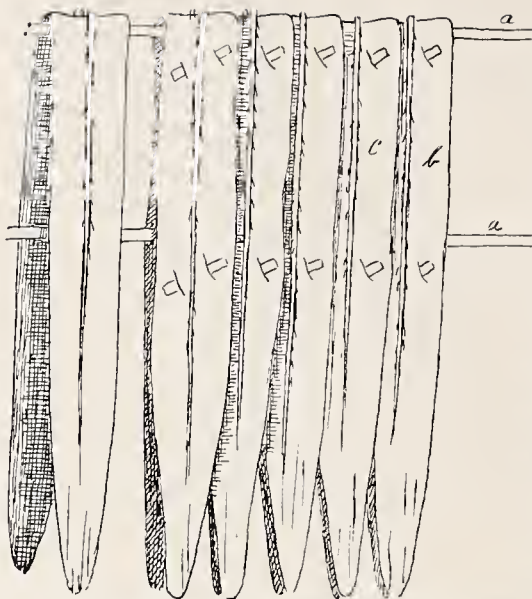


Abb. 22. Stück einer Dachmatte, mit deren Herstellung eben begonnen worden ist.

über den First gelegt. Zum Schutz kommt darüber noch die eigentliche Firstmatte (*ngūm IV*) i, eine in der Mitte gebogene Matte, die mit Stiften aus Raphiastengelrinde l an die Doppelmatte geheftet wird.

Da, wo es Raphia nicht gibt, werden an Stelle der Sparren aus Raphia- solche aus Ölpalmblattstielen (so in Jaunde) oder aus Stämmchen,

Raphiastreifen laufen; seltener legt man über die Sparren in der Längsrichtung Leisten und befestigt an ihnen die Matten. Zuletzt wird die Eindeckung des Firstes selbst vorgenommen. Dazu werden zwei Dachmatten (*obūl, elā'l-esēī*) h mit den oberen Kanten aneinandergenäht und als oberste Schicht



Abb. 23. Kleines Dorf der Ortschaft Nssälang (Fam. Essäuong) Span. Guinea.



an Stelle von Matten die Blätter von *Sarcophrynium velutinum* (B a k.) K. S c h u m. (*okāikāi*), vgl. Tafel XI, und der Sumpfpalme, *Sclerosperma mannii* M a n n et W e n d l. (*akōda*) verwendet, zum Verdecken von Lücken auch Bananenblätter. Dieser Mattenersatz ist wenig haltbar und mühevoll herzustellen, da man stets Dachlatten braucht, um die Blätter zu befestigen, und vom First zum Dachrand dicht an dicht Aframumstengel legen muß, da die Blätter sich sonst ziehen oder abgeweht werden. Die Haltbarkeit eines mit Sumpfpalmenblättern gedeckten Daches ist so mäßig, daß es — wie die Leute angaben — nur ein Jahr tadellos bleibt, während sich ein Mattendach fünf Jahre hält, ehe Ausbesserungen nötig werden.

Ein mit *Sarcophrynium*blättern belegtes Dach sieht außerdem sehr unschön aus, besonders von innen, wo die in der Nähe der Spreite abgeschnittenen Blattstiele ins Haus hineinragen.

Ist das Haus unter Dach gebracht, so geht es an die Seitenwände. Als Material nimmt man die Rinden bestimmter Bäume, deren Namen bei den Rindenarbeiten (Abschnitt VIII S. 205) aufgeführt sind, Sumpfpalmen- und *Sarcophrynium*blätter, beide mehr für die Giebelwände, sowie schließlich Raphiamarkstreifen und Matten, diese aber wegen ihrer vielen kleinen Stacheln nur ungern.

Die 1—2 m langen, ungefähr  $\frac{1}{2}$  m breiten Rindenstücke werden in folgender Weise am Gerüst angebracht: Auf der Innenseite der Wandpfosten werden

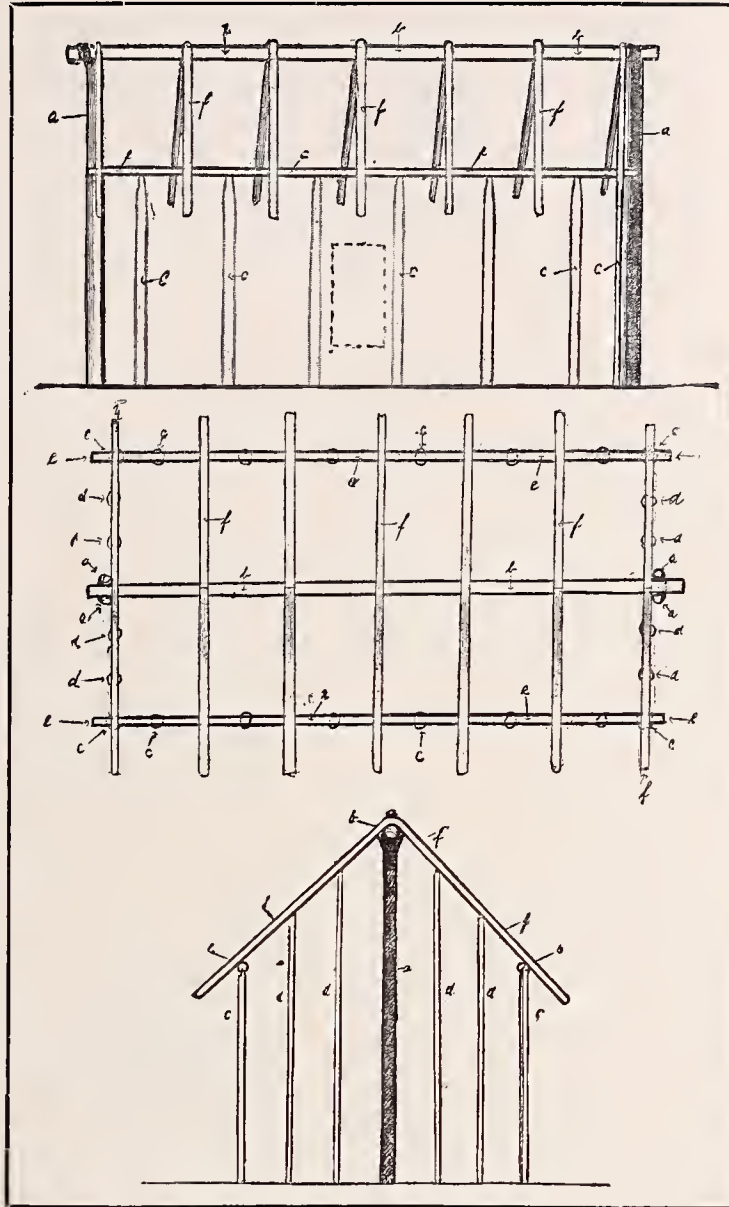


Abb. 24. Gerüst eines Hauses.

Fig. 1 von oben, Fig. 2 von vorne, Fig. 3 von der Seite.

in gewissen  
Abständen  
Längsstreifen  
aus Raphia-  
blattstielen

(*ebai*) als  
Latten be-

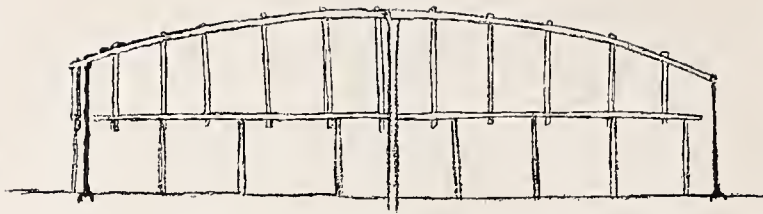


Abb. 25. Gerüst eines Versammlungshauses der Fang aus dem Gebiete des Komo (Dorf Omvan, Fr. Kongo). Längsdurchschnitt.

festigt, und  
an sie die  
Rindenstücke  
mittelst Ra-  
phiestreifen  
festgedrückt,  
die genau den

Latten entsprechend verlaufen. Die Pfosten stehen also meistens außerhalb des Hauses, nur sehr selten auch innen. Zusammengehalten werden Rindenstücke und Raphiestreifen durch Bänder aus *Oncocalamus* (*nloñ I* = *Oncocalamus* und Band)<sup>1)</sup>, vgl. Tafel XVI, und von zwei Leuten gleichzeitig in der Weise verfertigt, daß der eine drinnen, der andere draußen hockt, und nun dieser das von jenem durchgesteckte Band wieder nach innen zurückführt usw. Zum Durchbohren der Rindenstücke bedient man sich eines Pfriemens (*nsoñ I*). Wie bei uns die Nägel in einer Linie untereinander eingeschlagen werden, so müssen auch bei den Pangwe die Heftstellen der verschiedenen Längsstreifen genau in einer Linie liegen (vgl. Abb. 35). Bei Raphiamatten pflegt man wegen der erwähnten kleinen Stacheln — übrigens oft auch bei Rindenstücken — die Latten so dicht übereinander zu legen, daß von den Matten nur wenig oder gar nichts zu sehen bleibt (wie in Abb. 33). In gleicher Weise wie die Rinden werden die Raphiamarkstücke zwischen Latten festgehalten, indem man von oben nach unten Markstreifen nebeneinander stellt und nur in größeren Abständen mit den Latten verschnürt.

Die Behandlung der Wände ist mit Ausnahme der stets ganz geschlossenen Giebelwände eine sehr verschiedene; die nie fehlende Rückwand ist meist mit einigen Fensteröffnungen versehen, einer mittleren, in Form eines Quadrates oder Rechtecks, und je einer seitlichen, in Form einer horizontalen Längs-

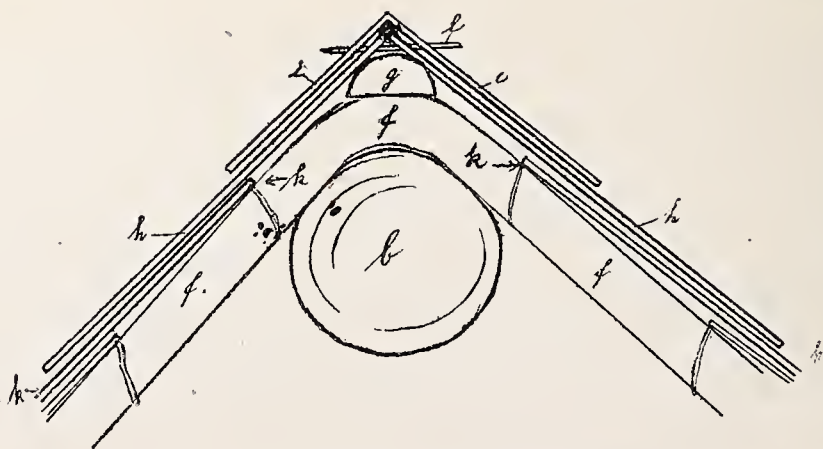


Abb. 26. Querschnitt durch den First eines Hauses.

<sup>1)</sup> Die Jaunde kaufen dieses „Buschtau“ von Elandi, wo es für das Jaundeggebiet allein noch Buschtau gibt, sonst verwenden sie statt dessen *Dipteropeltis poranoides* Hallier f. (*atw/kje ndžik*).

spalte. Die mittlere Öffnung wird meist zugleich als Fenster und Tür benutzt, ist aber so klein, daß man sich nur mit einiger Geschicklichkeit hindurchzwängen kann. Es gibt an dieser Stelle jedoch auch Türen in unserem Sinne, die bis zur Erde reichen, und zwar mit oder ohne Schwellen.

Die Vorderwand gleicht entweder genau der

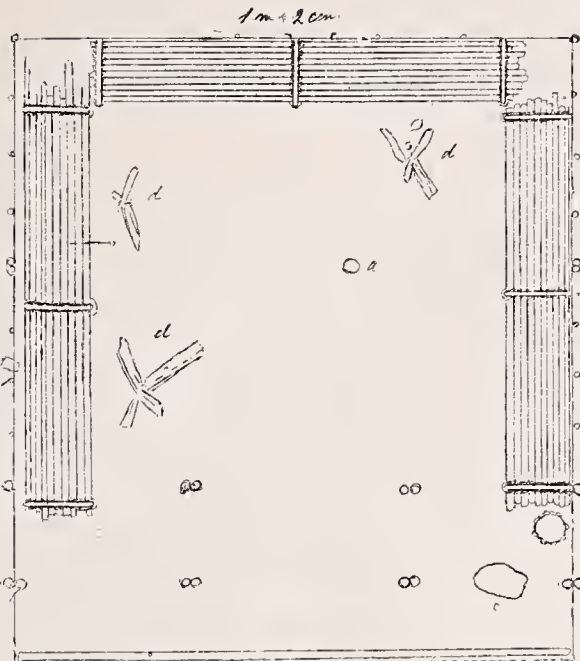


Fig. 1.



Fig. 2.

Abb. 27a. Fig. 1. Grundriß eines Versammlungshauses in Majo (Fam. Schumu).  
a Hauptpfeiler, b Felltrommel, c Schleifstein, d Feuerstellen.  
Fig. 2. Seitenansicht.

Hinterwand, ist also bis auf seitliche und mittlere Fensteröffnungen geschlossen, oder sie ist nur bis zur halben Höhe aufgeführt oder ist nichts anderes als eine Brüstung bzw. ein Geländer aus Raphia-stengeln, oder sie fehlt auf der einen Seite oder schließlich ganz.

Das Dach läßt man vorn gern so weit vorspringen, daß eine

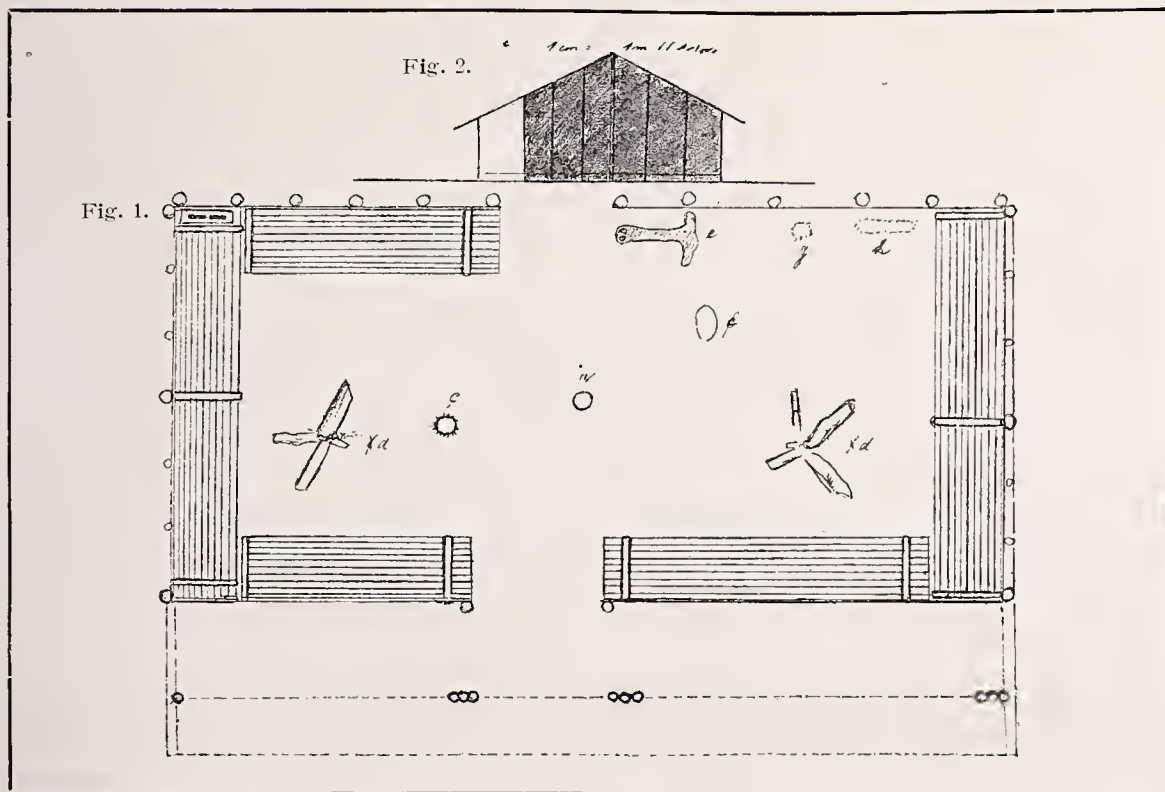


Fig. 1.

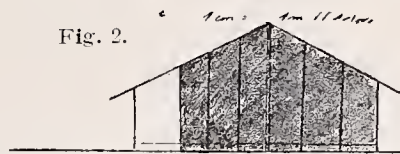


Fig. 2.

Abb. 27b. Fig. 1. Grundriß eines Versammlungshauses in Mbä (Fam. Essäkunan).  
a Hauptpfeiler, b Schmiedegrube, c Blasebalg, d Stellnetz für Wild (c und d hängend), e Amboß (Stein),  
f Feuerstellen, g Sitz (Baumstumpf), h Holztrommel. — Fig. 2. Seitenansicht.

gedeckte Veranda entsteht, und stützt es durch einige Pfeiler (*omrĩmrĩ*); vorn oder an den Seiten schließt man den Vorraum mitunter durch eine Brüstung oder ein Geländer ab. Ein Holzbalken als Schwelle hindert den vom Dach abtropfenden Regen daran, ins Haus einzudringen <sup>1)</sup>.

Das Innere (Tafel V, Abb. 27 a und 27 b) bildet einen einzigen leeren Raum, der nur von den freistehenden Pfeilern (mittleren Trägern des Firstbalkens) unterbrochen wird. Vereinzelt sah ich diese schön geschnitzt, aber nur dann, wenn das Haus bloß einen Mittelpfeiler besaß. Die Schnitzerei zeigte stilisierte oder abgewandelte menschliche Figuren (Abb. 19) und recht naturgetreue Darstellungen von Tieren; so erinnere ich mich eines sehr schönen Pfeilers mit einem Schwein, das einen Leoparden in den Schwanz beißt, aus dem Dorfe Bingomo (Fam. Abái).

An den Wänden stehen niedere Ruhebänke, von denen ich zwei Formen gesehen habe. Die einfachsten und deshalb mehr für vorläufige Versammlungshäuser berechneten bestehen aus längshalbierten Stämmchen des Schirmbaumes (*Musanga*) oder Raphiastengeln, die einfach über zwei Querrollen aus demselben Holz gelegt sind (*kũdũ III*). Sie finden sich dauernd auch dort, wo man keine Raphia hat, und ferner in Unterkunftshütten für Gäste. Die zweite Form (vgl. Abb. 28—29) ist ein rechteckiges Gestell aus längshalbierten Raphiastengeln (*enõñ*); die Schmalseite besteht aus je zwei Füßen (*a = akõkõnõk*) mit spitzen Zapfen (*c = mbẽn -ak. I F. ojẽn J.*), auf die zu unterst eine Holzleiste, dann drei Raphiastengel übereinander gesteckt sind. Die Holzleiste (*b = ojẽmẽja-enõñ*) ist bis auf die Enden zur Aufnahme von neun oder mehr hineingeschobenen Stengeln *e* ausgeschnitten, die den Boden des Gestelles zusammensetzen; die drei Raphiastengel (*d = kũdũ -enõñ III*) dienen zum Festhalten der letzteren und als Nacken- und Fußstütze. Mitunter kommt auch eine Rückenlehne (*f = ajẽgebẽ -enõñ*) vor, ein Raphiastengel, längshalbiert, der einfach auf die verlängerten Zapfen der hinteren Füße aufgesetzt wird.

In einigen Versammlungshäusern laufen die vorderen Füße nach oben in einen halbrunden Fortsatz aus, der die Schmalseiten der Nackenstützen verdeckt und auf der Außenfläche entweder

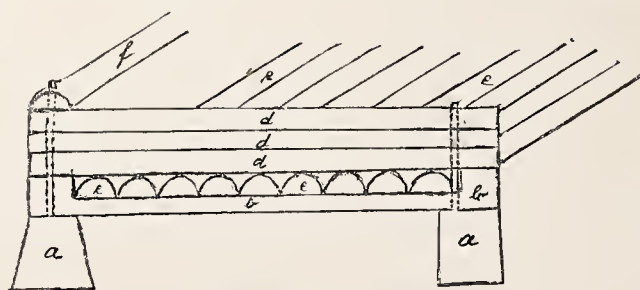
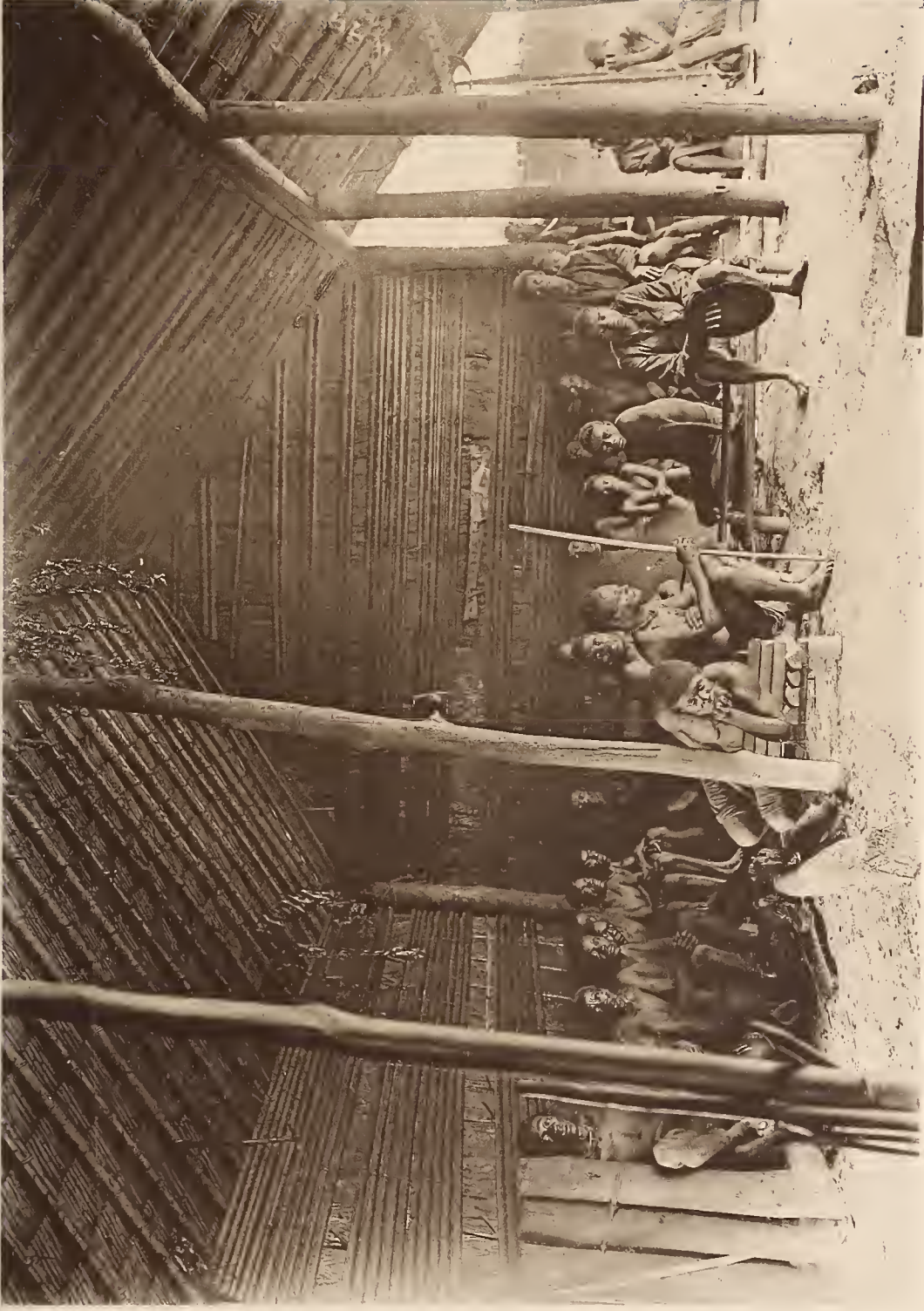


Abb. 28. Seitenwand einer Ruhebänk.

zu einem Gesicht ausgeschnitten oder zu rot und weiß bemalten Zierflächen eingeschnitten ist (Abb. 29).

<sup>1)</sup> Nach Fertigstellung des Hauses pflegt man im Innern die Erde feucht zu machen und dann einige Tage Bananenblätter darauf zu legen, damit, wie man sagt, die Erde „stark“ würde.



INNERES DES VERSAMMLUNGSHAUSES VON OLANGA  
(FAM. ESSÁNGBUAK), NTUMGEBIET.



Nächst den Ruhebänken sind das wichtigste Ausstattungsstück des Versammlungshauses einige Holzscheite, die zu einer Feuerstelle zusammengelegt werden (vgl. Abb. 27). Tagsüber brennt das Feuer stets, und während der Nacht werden die Scheite kunstgerecht so zusammengelegt, daß es sich oft bis

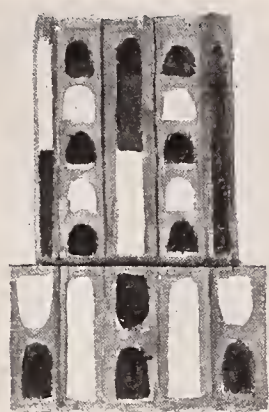


Fig. 1.

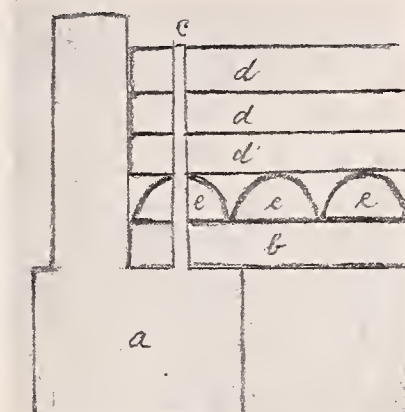


Fig. 2.

Abb. 29. Bemalter Sockel einer Ruhebänk in einem Versammlungshaus, Fanggebiet.

Fig. 1. von vorne, Fig. 2 von der Seite.

zum anderen Morgen hält. Die Bedeutung des belebenden Feuers in den Tropen ist wichtiger, als man glauben sollte, denn es schützt nicht nur vor der oft empfindlichen Morgenkühle und erwärmt den Raum bei regnerischem kalten Wetter, sondern ist auch das einzige Schutzmittel gegen die überaus lästigen Sandfliegen, *Culicoides (af̄ige)*, ganz kleine, kaum erkennbare Insekten, deren Stich ein unangenehmes Jucken, wie etwa von Brennesseln, verursacht.

Dem Sachenbestande des Versammlungshauses kann man sonst nur noch Trommeln (Holz- und Felltrommeln), einen Schleifstein und — am Dache aufgehängt — das große Tiernetz zurechnen, das die Einwohnerschaft gemeinsam auf Treibjagden benutzt; in einigen Fällen fand ich Gewehrhalter (*ekob e nga*), Abb. 30, die in derselben Weise wie bei uns Kleiderhaken an der Wand angebracht werden. Man legt die Gewehre darauf, um sie bei einem plötzlichen Angriff bei der Hand zu haben. Eine zweite gleichfalls nicht häufige Form (Abb. 31) besteht aus einem unten zugespitzten, oben mit einem Ausschnitt versehenen Brett. Dieser Gewehrhalter (*ef[a[k]-e-nga*) wird vor dem Versammlungshause in die Erde gesteckt. Man stellt die Flinte mit dem Kolben auf den Boden und steckt den Lauf in den Ausschnitt des Brettes.

Häufig sieht man Schädel von erlegten Tieren als Jagdtrophäen beim Versammlungshause aufbewahrt; entweder sind sie mit Stäben unter die Dachmatten gesteckt oder sie liegen auf dem Dache umher; nur große Schädel, z. B. von Elefanten, werden auch vor dem Hause aufgestellt.

In vielen Versammlungshäusern sieht man ferner



Abb. 30. Gewehrhalter.  
Engugumo, Fang.

eine Schmiedegrube (Abb. 27 b, Fig. 1 b) und Gebrauchsgegenstände des Schmiedes, nämlich einen am Dach aufgehängten Blasebalg (Abb. 27 b, Fig. 1 c) und den Schmiedestein (Abb. 27 b, Fig. 1 e), der zugleich als Schleifstein benutzt wird, zuweilen wohl auch einen Feuerfächer (*erui e nduan*), Abb. 32. Zuletzt ist auch die berühmte

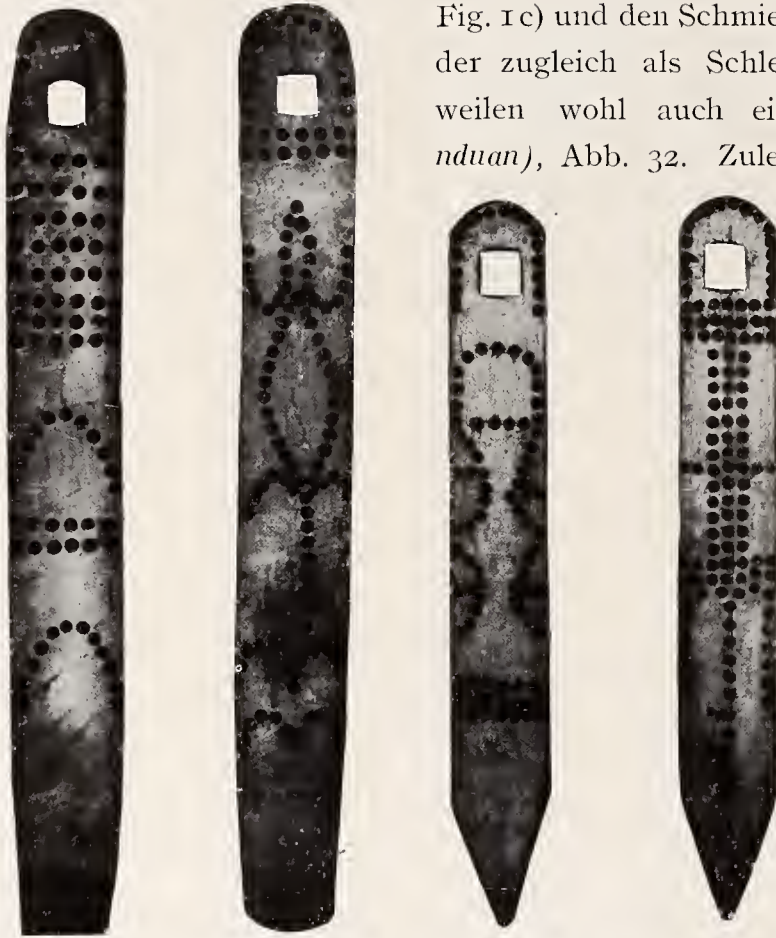


Abb. 31. Gewehrständer. Owöng (Fam. Essandöng) Fang.

die Versammlungshäuser mit einigen Zierrinden außen (Abb. 33) oder innen geschmückt; häufiger dagegen sind die Rindenwände, besonders der Giebelseiten, innen zwischen den Raphialatten mit Kohlezeichnungen bedeckt, doch kann ich hier nicht genauer auf diese Kunstleistungen eingehen (vgl. Abschnitt IX: Bildende Kunst).

Wären nicht die Menschen da, die mit ihren Handwerken und Tätigkeiten das Haus be-



Abb. 32. Feuerfächer.

Tabakpfeife aus 'Bananenblattstiel zu nennen, die über zwei in die Wand gesteckte Haken gelegt wird.

Selbstverständlich liegt auch noch allerhand Gerümpel im Hause umher, halbfertige Körbe, Fischreusen, Werkzeuge, Abfall vom Essen usw., kaum geeignet, das Bild freundlicher zu gestalten.

Sehr selten sind

lebten, gäbe nicht das auf- und niederflackernde Feuer den großen, halbdunklen Räumen eine besondere, fast geheimnisvolle Eigenart—es wäre zu trostlos; gerade hier merkt man, daß

überall nur das pulsierende Leben, der Mensch in traurigen und in fröhlichen Stunden uns anziehen kann, nicht das Material. Wie anders wirkt derselbe Raum, den wir eben noch mit einem abfälligen Blick abgetan haben, wenn des Abends sich die Männer und jungen





Abb. 33. Versammlungshaus in Nschüggebote (Fam. Ojek), Span. Guinea, mit Zierplatten aus Rinde.

Leute einer nach dem andern einfinden, um zu hören, was der alte, buckelige Njema-Ndongo von den unheimlich-anheimelnden Gestalten der Märchenwelt erzählt; unermüdlich lauschen sie, mag er noch so lange sein Garn spinnen, regungslos blicken sie auf ihn, wie er rastlos sich über dem Feuer die Hände reibt, den Finger drohend hin und her bewegt, die Holzscheite auseinanderlegt oder beiseite stößt, wenn es ihm zu heiß wird, und den Rauch von seinem Gesicht abwehrt, wie man ein kleines Kind sanft, aber entschieden von sich fortschickt! Es sieht aus, als spräche er mit dem Feuer und hielte den Holzscheiten eine Rede. Alles lauscht still, alles hängt an seinem Munde. Und nun eine Kunstpause: Dann hebt er mit eindrucksvoller Tonmalerei von neuem an, und bei bekannten Stellen fallen alle Zuhörer mit einem kurzen Chorgesang ein, der auf das Solo des Alten antwortet. Oder es gibt eine Klatschgeschichte zu erzählen, und hinüber und herüber fallen scharfe Worte, wobei ungezwungene Heiterkeit herrscht. Ein andermal lockt ein Vortrag des berühmten Xylophonkünstlers, an dessen Vorfürungen das ganze Dorf, Weiber und Kinder eingeschlossen, teilnimmt. Die letzteren klappen den Takt auf Holzstückchen mit, die ersteren klopfen würdevoll Erdnüsse und Ngon auf, die das „Honorar“ darstellen, leise einen Kehrreim mitsummend und ab und zu einen vielsagenden Blick dem unermüdlichen Spieler zuwerfend.

Das Wohnhaus (*ndä*, Mehrzahl *mandä*), Abb. 34, ist gleich dem Versammlungs-



Abb. 34. Wohnhaus in Makonanám (Fam. Ojek), Span. Guinea.

hause ein Giebeldachhaus mit rechteckigem Grundriß und tritt uns wie dieses in vorläufigen und endgültigen Formen entgegen. Erstere stehen innerhalb der Häuserreihe mit dem Giebel zum Dorfplatz, während die endgültigen ihm ihre Langseite zukehren. Ein weiterer Unterschied ist der, daß bei den vorläufigen Wohnhäusern die Tür in der Giebelseite liegt und die Längswände der Zeitersparnis halber nur etwa  $\frac{1}{2}$  m hoch aufgeführt, die Dächer dementsprechend weiter heruntergezogen werden und fast bis auf den Boden reichen. Die dadurch bedingte größere Steilheit des Daches ermöglicht ein rascheres Abfließen des Regenwassers und so eine Ersparnis an Material, da man die Matten nicht so dicht übereinander zu legen braucht.

Bei den endgültigen Wohnhäusern sind stets alle vier Wände durchgeführt, Fenster fehlen. Eine Tür, deren Schwelle  $\frac{1}{2}$  m über dem Boden bleibt, und die darum wie ein Fenster wirkt, ist in der Mitte der Längswand angebracht, und zwar haben die meisten Häuser eine Tür sowohl in der Vorderwand als auch gegenüber in der Hinterwand, oft nicht breiter als unsere Fensterflügel. Die Konstruktion entspricht im großen und ganzen derjenigen des Versammlungshauses, nur beschränkt man oft die Zahl der Pfosten der Vorderwand auf vier, die dafür um so dicker genommen werden und durch ihre sorgfältige Bearbeitung auffallen. Hier wie dort nimmt man zu den Seitenwänden nicht Baumrinde, sondern Sumpfpalmen — seltener Sarcophryniumblätter oder Raphiamark-



Abb. 35. Türstück eines Wohnhauses in Olanga (Fam. Essángbuak), Süd-Kamerun.

streifen —, wenn man etwas auf geschmackvolles Äußeres gibt. Vor dem Hause schafft man mitunter einen gedeckten Vorraum, indem man das überstehende Dach an seinem freien Rande durch Pfeiler — wie beim Versammlungshause — stützt.

Das Stück der Vorderwand zwischen den mittleren beiden Pfosten, in dem die Türöffnung ausgeschnitten ist, wird vielfach recht sorgsam ausgearbeitet, mindestens sind einige kurze Raphialängsstreifen, zumal zwischen Erde und Türschwelle, eingeschoben (Abb. 35). Die Türschwelle (*mpfä,dega I*)<sup>1)</sup> besteht, wie auch oft der Türsturz, aus einem längshalbierten Raphiastengel, der an beiden Enden schwalbenschwanzförmig ausgeschnitten ist und so in die Türöffnung eingeklemmt wird, daß die Wände in den Ausschnitten zu liegen kommen. Ihm wird mitunter eine gefällige Form dadurch gegeben, daß man ihn gegen das Ende zu abflacht und recht hübsch mit Palmband umflieht. An den Seiten dagegen begnügt man sich mit einfachen Raphiastengelstreifen als Türfüllung.

Zu beiden Seiten der Türöffnung (*mbēi I*) stehen innen je ein dicker oder einige dünnere Pfosten (*andēi*) (vgl. Abb. 37 h, 38). Zwischen sie klemmt man einen oder auch zwei diagonal gestellte Stäbe, mit denen das als Tür dienende Stück Rinde (*er'n e nda*, *er'n e mbēi* = Hausrinde oder Türrinde) festgehalten wird. Seltener sind Schiebetüren, die zwischen

<sup>1)</sup> Stamm *pfα* (*fa*) einengen, einklemmen.

Wand und je einer Latte oberhalb und unterhalb der Türöffnung laufen und tagsüber zur Seite, nachts vor die Öffnung geschoben werden. Die Türpfosten fehlen auch hier nicht, da sie hauptsächlich bezwecken, am Tage bei offener Tür dem Fremden das Hineinblicken in die Hütte zu verwehren. Die meisten Rindentüren schließen nur mangelhaft, da sie sich ziehen, oft besteht die „Tür“ in nichts

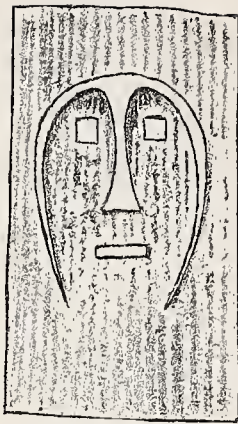


Abb. 36. Tür eines Wohnhauses in Alén (Fam. Essátuog). Aus Holz geschnitzt, mit Tonerde hellgrau gefärbt.

Stichen der hineinschwärmenden Anophelesmücken unliebsam geweckt worden.

Türen aus Holz (Abb. 36) kommen hier und da vor und sind manchmal mit einfachen Schnitzmustern verziert; sie werden von innen gegen die Türöffnung gestellt oder festgeklemmt. Von den Faktoristen eingeführte, mittels Angeln aus Palmbändern eingehängte Brettertüren haben im allgemeinen erst wenig Anklang gefunden.

Ausführung und Zustand sind — genau wie bei den Versammlungshäusern — sehr verschieden. Manche Häuser sind so sauber und hübsch gebaut, daß sie wie aus einer Puppenschachtel frisch aufgestellt erscheinen, andere wieder arg verfallen, unsauber und unschön, von so abschreckender Wirkung, daß — wie ich oft meinen Pangwe gesagt habe — sich nicht einmal ein Hund der Weißen darin wohlfühlen würde. Die meisten stehen natürlich zwischen diesen beiden Gegensätzen, d. h. wenn man den Durchschnitt aus mehreren Dörfern nimmt — die Häuser eines Dorfes sind vielfach an Güte ziemlich gleichwertig, was gewiß mit von ihrem gleichem Alter herrührt. Es gibt da Dörfer, die, wie das Spielzeug eines Riesenkindes, eben vom Riesenspielzeughändler gedrechselt und auf die saubere Erde wie auf einen Riesentisch aufgestellt erscheinen, andere, in denen man wahrhaftig nicht ein Haus findet, das den Regen nicht in Strömen durchließe, nicht eines, dessen Wände noch gerade stünden, das zwischen Wand und Erde nicht einen Durchschlupf den nächtlichen Kriechtieren böte! Man denke an die Bedeutung des Dorfes Ebualebambe (= eingefallenes Dorf), das allerdings, wie ich sah, seinem Namen alle Ehre machte.

Mögen die Häuser sorgfältig gebaut sein oder nicht, stets sehen sie gedrückt aus, weil sie zu niedrig sind im Verhältnis zur Länge, die noch größer

weiter als in einigen schmalen Rindenstücken, die von innen lose nebeneinander gegen die Öffnung gestellt werden und natürlich große Spalten zwischen sich lassen. Es liegt auf der Hand, daß sie von jedem plötzlichen Windstoß niedergeworfen werden, wohl auch von selbst umfallen, und ich bin dann oft über dieses ungewohnte klappende Geräusch aufgewacht oder von der kühlen Nachtluft und den

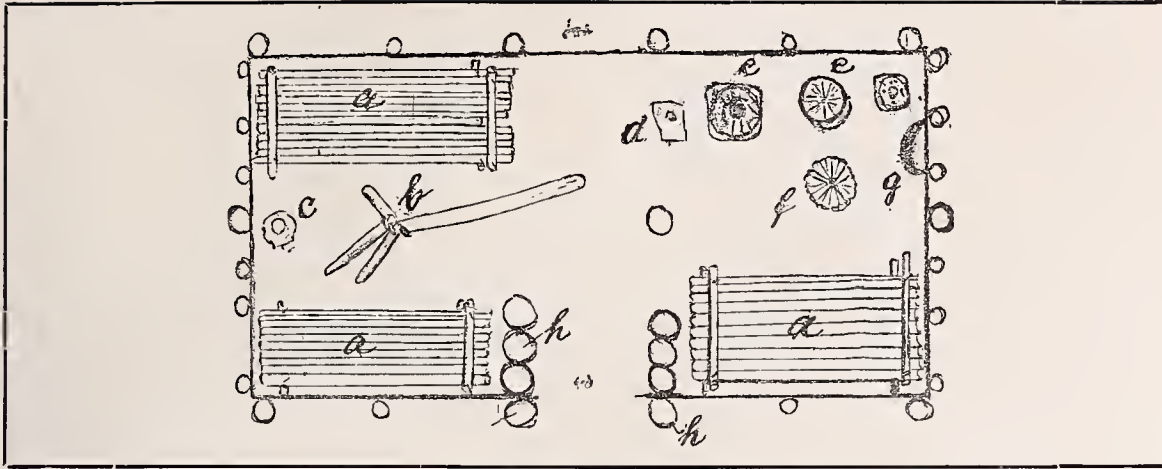


Abb. 37. Grundriß eines Wohnhauses der Pangwe.

*a* Schlafbänke, *b* Feuerplatz (Küche), *c* Topf mit Wasser, *d* Mahlstein, *e* Körbe, *f* Maiskolbenbündel, *g* Hühnerneest, *h* Türpfosten.

zu sein scheint durch die Reihenanzordnung der Häuser. Denselben Eindruck bekommen wir, wenn wir ins Haus eintreten; im Durchschnitt ist es so niedrig, daß man nur gebückt in ihm stehen kann, falls man nicht mit dem Dach oder dem daran hängenden Hausrat in unangenehme Berührung kommen will; es ist eine Seltenheit, wenn man auf einer der niedrigen Schlafbänke aufrecht stehen kann, ohne mit dem Kopf anzustoßen.

Das Innere des Hauses (Abb. 37) stellt, ebenso wie das Versammlungshaus, einen einzigen Raum dar, den der Pangwe in *atúm a nkiái* und *atúm akui*, d. h. in ein westliches (niedriger gelegenes) und ein östliches (höher gelegenes) „Zimmer“ links und rechts der Tür teilt. Einen Einblick in eine Fanghütte bietet Abb. 38, wobei die eine Seitenwand und die rechte Hälfte der Vorderwand der Übersicht halber herausgenommen ist.

Die vier Ecken, mindestens drei von ihnen, sind von den Schlafbänken (Abb. 37 a) eingenommen, die ebenso gebaut sind wie die Ruhebänke der Versammlungshäuser. Die Entfernung zwischen Nacken- und Fußstütze beträgt indessen nur etwa  $\frac{3}{4}$  der Körperlänge, so daß man mit hochgezogenen Beinen liegen muß. Die Schlafbänke reichen bis an die Türpfosten und nehmen so den meisten Platz im Hause ein. An der einen Schmalseite liegt zwischen zwei Schlafbänken der Feuerplatz (Abb. 37 b), d. h. ein paar zusammengelegte Scheite, Herd und Ofen zugleich. Darüber ist eine Vorrichtung zum Trocknen und Aufbewahren von Eßwaren und Geschirr angebracht, die folgendermaßen zusammengesetzt ist (Abb. 39): Über die Türpfosten (a) und zwei in den Ecken eingerammte Gabelstöcke ist ein mit Raphialeisten überflochtenes Gestell gelegt, der Topfboden = *akán e mvé* (c), auf dem man gewöhnlich einige Töpfe und eine Tonwasserflasche aufgestellt sieht. Auch andere, selbst nicht für den Neger als „Wertsachen“ zu bezeichnende



Abb. 38. Wohnhaus der Fang.

Die rechte Hälfte der Vorderwand und eine Seitenwand sind fortgenommen, um einen Einblick ins Innere zu gestatten.

Stücke finden sich darauf, z. B. Bananenschalen, Maisspindeln, auf deren Verwendung ich noch zurückkomme, usw. Darunter hängt der Trockenboden oder „Erdnußboden“, *akán owǎnǒ* (d); er dient, wie der Name sagt, nur zur Aufbewahrung von Erdnüssen und ist meist ebenfalls aus Raphiastreifen geflochten. Dann folgt das für die Hausfrau wichtigste Hausgerät, die Speisekammer in Form einer Aufbewahrungskiste, *bā, bā*, oder *bā, u* (e), hauptsächlich für Fleisch und andere Delikatessen bestimmt. Diese Kiste ist oft sehr hübsch aus Raphiamark hergestellt, trägt vorn meist einen kleinen Vorsprung zum Abstellen von Salz, Löffeln, Pfeffer, also eine Art „Stummer Diener“, und hat an der Seite eine Öffnung, die mit einer Schiebetür aus Mark geschlossen wird. Die Kiste füllt den Raum zwischen den Betten aus, so daß man da knapp stehen kann. Unter der Kiste hängen ein oder zwei Trocken- oder Röstbretter, *etān* (f und g), das letzte dicht über dem Feuer. Sie dienen zum Rösten der Erdnüsse oder zum Trocknen von Sachen.

Auf der gegenüberliegenden Seite ist in gleicher Höhe und Art ein Rahmen gespannt, über den Trockenbretter gelegt werden können, und an dessen vorderem Rande die langen Körbchen der Frauen (*nkán I*) hängen. Darunter ist der Fußboden oder, wenn hier eine Schlafbank steht, diese vollgestellt mit Körben, Mahlsteinen und anderem Gerät oder mit Vaters Siebensachen, und ratlos steht man zunächst in der Mitte des Ganges zwischen Vorder- und Hintertür. Platz schaffen bedeutet hier gänzliche Ausräumung, ohne sie ist daher ein Haus für einen Europäer unbewohnbar. Im Norden,

besonders bei den Bulu und teilweise auch den Ntum, sind die Hütten etwas größer und wohnlicher.

Zum Aufhängen von Körben, Kalebassen, Taschen und anderen Gegenständen an der Wand bedient sich der Pangwe eines natürlichen Hakens (*eköb*), das ist ein Stück eines Baumstämmchens, das etwas oberhalb und unterhalb eines Zweigabganges herausgeschlagen wird. Der Nebenzweig wird abgeschnitten, der stehenbleibende Rest etwas angespitzt und das Stück nun in derselben Lage, wie es sich am Baume befand, zwischen die Raphialängsstreifen der Wandinnenseite geschoben. Am Dach befestigt man Gegenstände sehr leicht dadurch, daß man zwischen die Matten Raphiastäbchen steckt, über deren freies Ende die betreffenden Sachen gehängt werden können.

Ein wichtiges Gerät ist der Schemel (*kpā III*), Abb. 40, ein aus Holz geschnitzter dreifüßiger runder Hocker, der rings um den Rand mit Kerbschnittmustern verziert wird. Er steht auf der Erde, vielfach in der Nähe der Türpfosten herum und gilt sozusagen als Ehrenplatz — für Fremde und den Familienvater —, in der Art wie unser Sofa.

Als letztes Hausgerät ist der Feger zu erwähnen, der in verschiedenen Formen auftritt, je nachdem er im Wohnhause, für die Ruhebänke des Versammlungshauses oder für dessen Fußboden bzw. den Dorfplatz gebraucht wird.

Für das Haus ist ein Besen (*evū, á[k]*), Abb. 41 a, bestimmt, der aus fächerartig zusammengebundenen Raphiablättern besteht. In Jaunde gibt es für die Ruhebänke der Versammlungshäuser „vornehmere“ Besen aus pinselartig auseinandergeschlossenen Stengelstücken der Liane *Ertela scandens* Benth., Leguminosae, *ntū* genannt (b), oder aus dem Blütenstand der Ölpalme (c), die also unseren Staubwischern entsprechen. Eine dritte Form (Abb. 42) ist aus zwei Holzbrettchen, die mit Bändern an einen Stiel gebunden werden, ge-

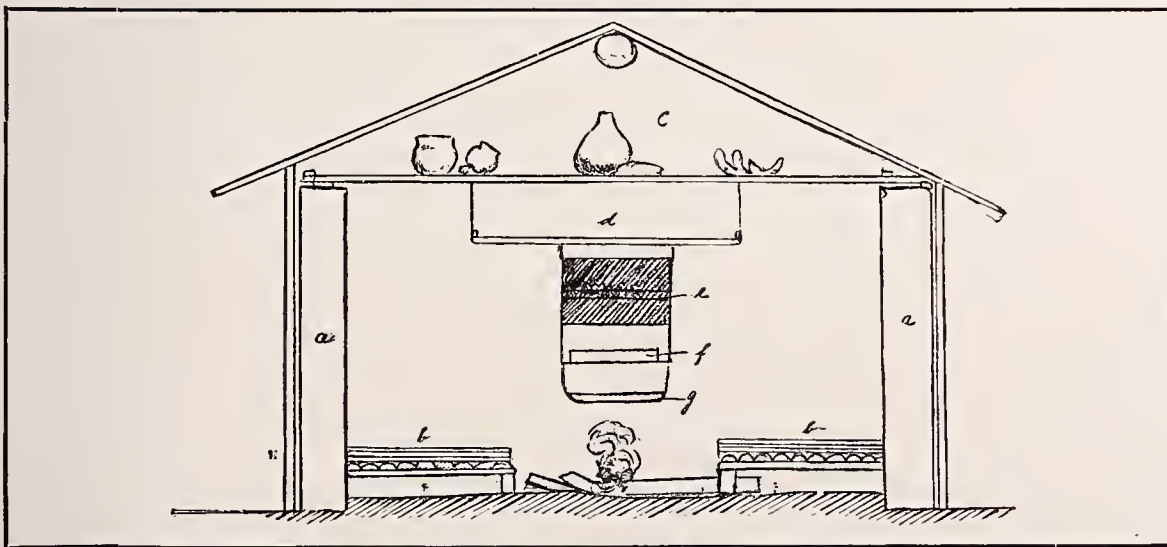


Abb. 39. Querschnitt durch ein Wohnhaus von Tür zu Tür.

a Türpfosten, b Schlafbänke, c Topfboden, d Erdnußtrockenboden, e Speisekammer, f und g Röstbretter.

fertigt und gleicht unseren Schneeschippen; sie ist keineswegs in jedem Dorfe vorhanden und wird auch dort, wo sie zur Verfügung steht, nicht häufig gebraucht.

Bei den voraufgehenden Beschreibungen wird es aufgefallen sein, wie häufig die Raphia als Material erwähnt ist, und in der Tat ist diese im Neger-englisch „Bamboo“ genannte Palme die weitaus wichtigste und wertvollste Pflanze für die Pangwe. Dort, wo sie selten ist, wie in Jaunde, beschafft man sie sich, wenn nötig, von weit her.

Im Kampo-Uellegebiete gibt es vier Arten der Raphia. Von ihnen kommt **Raphia hookeri** M. (*esa*) nur an den Ufern der größeren Flüsse, **R. regalis** M. et Wendl. (*andžim*) nur in hügeligem Gelände und sehr zerstreut vor. Sumpfbildend treten auf<sup>1)</sup> und ließen sich als eigentliche Raphiapalmen bezeichnen: **R. vinifera** P. B. (*nia dšqñ* = richtige, echte R.), das ist die gewöhnliche, und eine letzte Art (*akōdō*), die an den blau bereiften Blattstielen erkennbar und oft unter den Beständen der ersteren eingeprengt ist. Der allgemeine Name für Raphia *dšqñ-n*, weist auf ihre Bedeutung hin, denn sie ist „die Mutter des Dorfes“,



Abb. 30. Schemel, Fang.

*dža* (*n* vgl. Nachsilben), weil das ganze Dorf aus Raphia gemacht ist, und in der Tat würde kein Name zutreffender sein, denn was wird nicht alles aus ihr hergerichtet und hergestellt! Folgende Liste gibt einen Begriff von der Vielseitigkeit ihrer Verwendung.

#### I. Nahrungsmittel.

1. Palmkohl.
2. Fruchtfleisch.

#### II. Gewürze.

3. Salz (aus den Blättern und Stengeln zusammen mit anderen Pflanzen, siehe Abschnitt VI S. 147).

#### III. Öle.

4. Haaröl (aus dem Fruchtfleisch, siehe Abschnitt VII S. 190).

#### IV. Baumaterial.

- a) Blattfiedern.
5. Matten (*ešēi*) fürs Dach.

#### b) Ganze Blätter.

6. Geflochtene Einfriedigungen um die Kultplätze.

#### c) Ganze Blattstiele.

7. Gesimsbalken (*mfās I*).
8. Dachsparren (*ntūēn I*).

#### d) Halbe Blattstiele.

9. Schlaf- und Ruhebänke (*kūdū III* und *enōn*).
10. Längsstreifen der Hauswände (*ebāpē* Nt., *ebāāk* F.).

#### e) Mark.

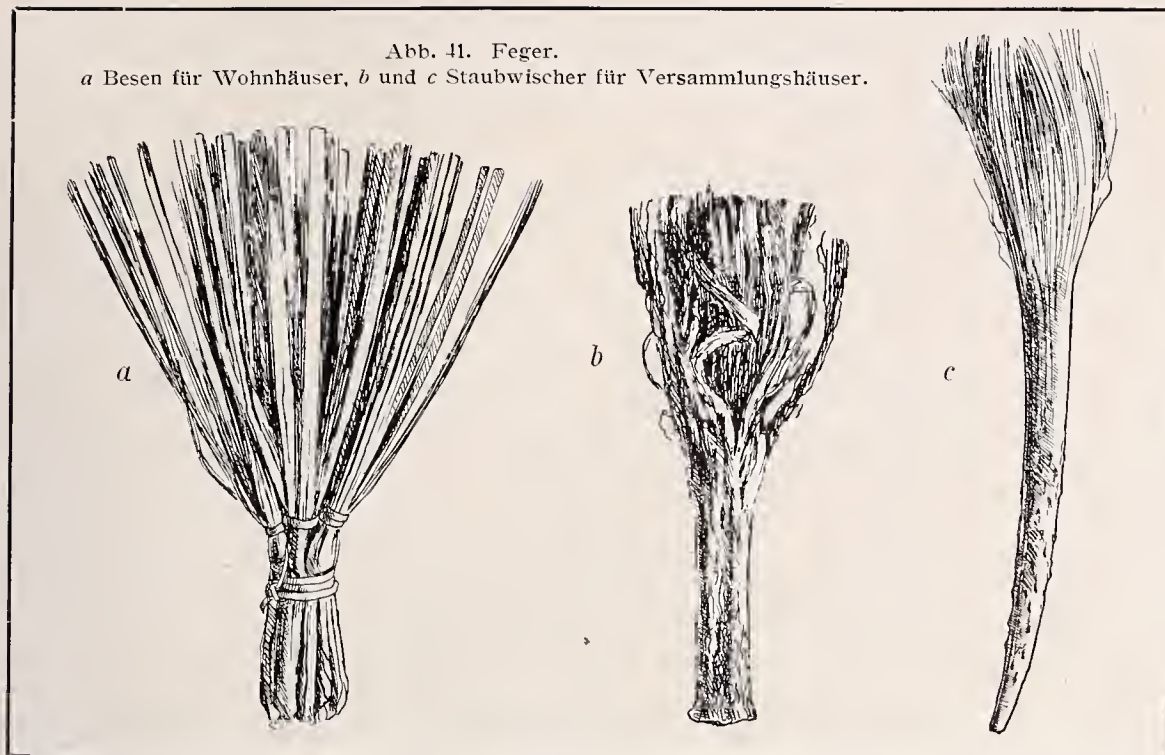
11. Hauswände.

<sup>1)</sup> Daher *zqñ* = Sumpf- und Raphiapalme (Sammelname).



Abb. 41. Feger.

*a* Besen für Wohnhäuser, *b* und *c* Staubwischer für Versammlungshäuser.



#### V. Hausgeräte.

12. Erdnußkörbe (*angūn*) aus Mark.
13. Trockenbretter (*etān*) aus Blattstengelrinde, Rahmen aus Mark.
14. Trockenböden (*akān*).
15. Näpfe für Rotholz.
16. Kämmе (aus Stengelrindenstücken).
17. Besen (aus Blättern).
18. Korken für Pulverfläschchen, für Bambustrinkrohre (Mark).
19. Nägel, z. B. zum Zusammenfügen des Markes.
20. Plantenschäler (Rindenstück).
21. Taue zu Korbtellern (Markstrahlen).
22. Nadeln, um Sandflöhe herauszunehmen (Rinde).
23. Stöcke zum Beritzen der Tontöpfe, ferner Pfriemen, um die Nase zu durchbohren (Rinde).
24. Messerscheiden (Mark).
25. Stöcke zum Bereiten der Tondüse (Stengel).
26. Gußformen, um die Messingringe zu gießen (halbe Stiele).
27. Feuermaterial, *ekāba* (Stengelstreifen).

28. Taue (Bast).

29. Pfeifenköpfe (aus den Fruchtkernen) vgl. Abschnitt VI S. 170.
30. Nadeln, Nähadeln (Mark).
31. Feuerfächer (Mark).

#### VI. Fanggeräte, Waffen.

32. Fischkörbe, *ayā*, *ngōdēgo*, *nsōn*.
33. Fischwehre, *olām*.
34. Schlingen für Zugfallen (Piassave).
35. Bogenfalle der Jaunde für Ratten (*ebādē*).
36. „Speere“ gegen Zauberwesen.

#### VII. Musikinstrumente.

37. Raphiainstrument, *mōt* (aus den Stengeln).
37. Gitarre, *ndōnga* (aus dem Mark, Saitenträger aus den Stengelstreifen).
39. Klopfer zum Musikbogen, *elēm* (Stengelstreifen).
40. Sehnen für die Harfe (Piassave).
41. Schlägel für die Kriegstrommel, *ngōmo* (aus Mark).
42. Schlägel für die Sprechtrommel, *nkā* (Stengelstücke).

43. Kinderzither (halbe Stengel, Klopfer: Stengelstücke).

### VIII. Spielzeug.

44. Kinderrasselstab (Mark, Stengelstücke).  
 45. Bogen und Pfeile (Stengel).  
 46. Gewehr aus Mark, neuere Form (Mark).  
 47. Hahn und oberer Teil bei Gewehren, alte Form (Stengelstreifen).  
 48. Hauer, Messer, Werkzeuge (Mark).  
 49. Falle für Bremsen (Mark, Stengelstücke).  
 50. Essenstehler (Stengelstück).  
 51. Gedächtnisspiel, *nkāk end'elē* (Mark).  
 52. Steinspiel, *akūn* (Stengelstücke).

### IX. Kleidung, Schmuck.

53. Strohhüte (Mark).  
 54. Raupe für Schmuckmützen, *edōbān* (Mark).  
 55. Weiberschwänze (Bast).  
 56. Baststreifen zum Nähen von Zeugen (Bast).  
 57. Kopfschmuck, *akūt* (Bast).  
 58. Armschmuck (Bast).  
 59. Halsschmuck (Bast).  
 60. Gürtel (Bast).  
 61. Taue, um starke Perlen aufzureihen Piassave).  
 62. Spazierstöcke, feinere aus **Raphia hookeri** M. (*esa*).

Außer den beschriebenen Versammlungs- und Wohnhäusern bauen die Pangwe noch eine Reihe anderer Hütten zu besonderen Zwecken, nämlich Vorrathshäuser, Fremdenhäuser, Feldhütten, Krankenhäuser.

Die Vorrathshäuser sehen verschieden aus. Die einen sind nur ausgeräumte Wohnhäuser, die anderen gleichen ihnen, haben aber eine oft den europäischen Vorbildern nachgeahmte Holztür, noch andere stehen wie die vorläufigen Wohnhäuser mit der Giebelseite zum Dorfplatz, sehen auch ebenso aus, nur sind sie fest und dauerhaft gearbeitet. Vorrathshäuser sind nur in Dörfern reicherer Häuptlinge anzutreffen.

Die Fremdenhäuser (*esābād*) sind genau nach Muster und Anlage des gewöhnlichen Wohnhauses, jedoch ganz flüchtig aufgeführt: die Wände sind meist nur verflochtene Palmblätter, die Tür reicht ohne Schwelle bis auf den Boden, die Schlafbänke sind diejenigen der einfachen Art (*kādū III*), oft nur aus längshalbierten Schirmbaumstämmen, die über zwei Rollen aus gleichem Holz gelegt sind. Sie werden besonders beim Seelenfest, wenn Fremde in größerer Anzahl zu erwarten sind, aufgeführt und nach Schluß der Festzeit wieder abgebrochen.

Im Urwald oder auf weit entfernten Pflanzungen werden Unterkunftshütten gebaut, die oft nichts anderes sind als einfache Schutzdächer (*mō e ngī III* = Gorillaheim), oder die den einfachsten vorläufigen Versammlungshäusern gleichen, d. h. Hütten, deren Giebelseiten offen sind, und deren Längswände entweder fehlen oder nur aus einem oder einigen Stämmen bestehen (*angōn e ngī* = Gorillascheitel, d. h. die auf dem Gorillaschädel kammartig vorspringende Scheitelleiste).

Für Kranke mit ansteckenden Leiden (Frambösie, Aussatz) baut man neben oder hinter den Wohnhäusern oder dicht vorm Dorfe eigene Häuser (vgl. Abb. 16), die, weil nur für einen berechnet, meist kleiner als die Wohnhäuser, von derselben Form, aber unordentlich aufgeführt sind und bald verfallen, weil keiner etwas daran ausbessert.

Hier und da fand ich Ställe; ich komme im nächsten Abschnitt darauf zurück.

Schließlich sei angeführt, daß es in manchen, besonders küstennahen Dörfern Pfahlhäuser gibt, die den europäischen Faktoreien nachgeäfft sind und sich für die Eingeborenen durchaus nicht bewähren, weil ihr Bau größere Sorgfalt und Mühe erfordert als der von gewöhnlichen Häusern, und die bei den Pangwe wahre Zerrbilder von menschlichen Wohnstätten darstellen.

Einige Worte über die Beleuchtung. In den Häusern, die — wie wir gehört haben — fensterlos und deshalb recht dunkel sind, ist das Herdfeuer



Abb. 43. Harzlampe, Fang.

zugleich die sehr notwendige Lichtquelle. Das Feuer (*ndūān*) ist, wie die Pangwe in ihren Sagen erzählen, durch Mode-Sama, den ersten Menschen, von Gott (Sama) geholt bzw. ihm von Gott übergeben worden und seit Modes Zeiten auch noch nicht erloschen. Das nützliche Element wird von einem Hause

zum anderen, schlimmstenfalls von einem Dorf zum andern getragen. Neu herzustellen braucht der Pangwe es nicht, das Feuer brennt den ganzen Tag über im Versammlungshause zum Schutz gegen Kälte, Feuchtigkeit und Sandfliegen, in den Wohnhäusern Tag und Nacht zu Koch- und Heizzwecken; gehen die Frauen in die Pflanzungen, so werden die Scheite so sorgsam zurechtgelegt (für das Zusammenlegen allein gibt es vier verschiedene Ausdrücke!), daß sie glimmend bleiben, oder das jüngste Töchterlein wird damit beauftragt, den Altar der Vesta zu hüten. Sollte das Feuer wirklich in einem Hause ausgehen, so wird aus dem Nachbarhause neues geholt, und nur in Ausnahmefällen ist einmal ein kleineres Dorf ohne Feuer; in solchem Falle schickt man dann nach der nächsten Ortschaft.

Eine bessere Beleuchtung als das Herdfeuer gibt das Fackellicht, mit dem



Abb. 42  
Schmutzschippe zum  
Reinigen des Versamm-  
lungshauses Ntum.



Abb. 44. Dorf Olanga (Fam. Essängbuak), Süd-Kamerun.

Auf dem Dorfplatz ein „Denkmal“: eine eigentümlich gebildete Baumwurzel, in der die Eingeborenen ein Pferd sehen.

z. B. bei Tänzen der nächtliche Dorfplatz erhellt wird, und das die merkwürdigen wilden Bewegungen der Tänzer durch sein Flackern noch phantastischer erscheinen läßt, als sie es an sich schon sind. Als Fackel dienen getrocknete Stengel des Kardamom *Aframomum alboviolaceum* K. Sch. (*adžöm*, Stengel: *kāmō* IV F., *kūūme* IV Nt.), Tafel in Abschn. XI, oder fein geschlissene Raphiastengelstreifen (*ekāba*), die — gut getrocknet — recht hell brennen, allerdings auch recht schnell aufgebraucht sind.

Die feinste, aber eine nicht gerade häufige Lichtquelle bei Festlichkeiten oder sonstigen Vorgängen auf dem Dorfplatze ist die Harzlampe (*olū* = Harz), Abb. 43, ein Rindentönchen, welches das wohlriechende Harz der Anacardiacee *Canarium schweinfurthii* Engl.<sup>1)</sup> (*abē* Nt., *obē* F., Harz = *olū*) enthält.

Auf längeren Wegen, wenn man z. B. einen Bekannten besuchen oder bei plötzlichen Krankheitsfällen des Nachts heilkräftige Pflanzen im Walde suchen will, bedient man sich statt der Fackel, die zu schnell abbrennen würde, eines Feuerscheites, das hin und her geschwenkt wird. Braucht man kein starkes Licht, so begnügt man sich wohl auch mit Zweigstücken, die mit dem glänzendweißen Myzel eines Pilzes überzogen sind und dadurch in der Dunkelheit hell scheinen.

<sup>1)</sup> Nach der Mitteilung des Herrn Dr. Mildbraed, der diesen Baum ebenfalls gesammelt hat.



Abb. 45. Kanus auf der Nfë (Nebenfluß des Kampo), Neu-Kamerun.

Zu weiteren Jagdausflügen oder Kautschuk„expeditionen“ in ein größeres Urwaldgebiet, wo in der Wildnis genächtigt werden muß, wird ein brennendes Scheit Holz mitgenommen, früher außerdem noch „Feuerhölzer“ für den Fall, daß das Holzscheid erlöschen sollte. Heute haben die Pangwe ganz verlernt, nach alter Weise durch Quirlen Feuer herzustellen. Ein älterer Häuptling hat mir zwar einmal gezeigt, wie früher Feuer „gemacht“ wurde, aber obgleich er sich unendliche Mühe gab, und obgleich zwei Mann sich die Arme lahm quirlten, haben sie nicht einen Funken herausbekommen. „Theoretisch“ jedoch wußte mein guter Häuptling ganz genau über die Funkenherstellung Bescheid: „Man“ nimmt zwei Holzstöcke von einer der drei Tiliaceen *Triumfettia cordifolia* Guillet (*ok̄n̄*)<sup>1)</sup>, *Leptonychia tessmannii* Engl. (*ak̄k*) oder *Desplatsia dewevrei* Burs. (*af̄n̄k̄*) und läßt sie mindestens einen Tag über Feuer trocknen. Der eine wird in der Mitte eingekerbt, auf die Erde gelegt und mit den Füßen festgehalten, der andere senkrecht in die Kerbe gestellt und darin gequirlt. Der Funke, der dann entstehen „soll“, wird mit Werg aus zerzupften Fasern der *Dioclea reflexa* Hook. f. (*k̄nd̄w̄ III*), das um die Kerbe gelegt wird, aufgefangen. So unterrichtet, verlangte ich nach dem einen Mißerfolge anderswo die Umsetzung dieser Theorie in die Praxis, aber die meisten Eingeborenen machten ein sehr dummes Gesicht dazu oder lachten mich gar aus.

<sup>1)</sup> In einem *Triumfettia*-Stock soll auch nach einer Sage das Feuer vom Himmel gebracht sein.



Abb. 46. Brücke über die Abéa (Nebenfluß des Bimfille) bei Makonám (Fam. Ojek) während der Trockenzeit. Span. Guinea.

Der Dorfplatz bleibt meist ganz frei, nur sehr selten hat man einmal einen Baum stehen gelassen oder gepflanzt, dem eine medizinische Bedeutung zukommt; häufiger sieht man Gerüste, auf denen das Raphiapalmöl bereitet wird (vgl. Tafel IV). In einem Falle traf ich ein Denkmal, das ein Pferd vorstellen sollte (Abb. 44): eine Baumwurzel, die man der merkwürdigen Tierähnlichkeit halber beim Roden hatte stehen lassen.

Die Reinlichkeit der Dorfplätze ist eine sehr verschiedene. Es gibt sehr schmutzige, auf dem Schaf- und Ziegenkot, Reste von Zuckerrohr, zerkautes Rohr, Hausbaumaterial usw. in Menge herumliegt, ja, wo nicht einmal das Gras ausgejätet ist, andererseits sehr reinliche, wo aller Unrat hinter den Häusern zusammengekehrt wird. Recht nachlässig hierbei sind die Männer, die für das Versammlungshaus zu sorgen haben und ihren Kehrlichthaufen (*akūn*) fast bis in die Tür hineinwachsen lassen.

Der Abort (*edūk*) liegt, wie Abb. 16 zeigt, nicht sehr weit von den Häusern entfernt im Plantenhain, oft so nahe, daß der Gestank, zumal bei ungünstigem Winde, unerträglich werden kann. Die Anlage besteht aus einer ziemlich tiefen Grube, in deren Mitte ein oder zwei Paar Gabelstöcke eingerammt sind, und über die eine Lage Baumstämme so gelegt ist, daß die mittelsten vom Rande der Grube nur bis zu den Stöcken reichen und mit ihrem freien Ende in der Gabel liegen. So bleibt eine viereckige Öffnung frei, um die herum das



Abb. 47. Brücke über den Bimfülle bei Ebiánemajong (Fam. Essáuong) während der Regenzeit.

Ganze meist mit Lehm beschüttet wird. Manchmal spart man sich auch die Lehmdecke. An Stelle von Klosettpapier benutzt man trockene Maisspindeln.

Beachtenswert ist, daß sich die Pangwe auch Zierpflanzen halten, die auf dem Dorfplatz, an den zuführenden Wegen, hinter oder seitlich der Häuser oder, falls nur eine Reihe Häuser vorhanden, an Stelle der gegenüberliegenden stehen. Im wesentlichen sind es eine hübsche Amarantacee *Gomphrena globosa* B. (*ngõ'n IV*), die auch in Amerika vorkommt und vielleicht von dorthier eingeführt ist, und das sogenannte Fiebergras, *Andropogon schoenanthus* L. (*ošĩmentāngan = ošĩm [Ocimum]* der Weißen), ein ebenfalls eingeführtes Gewächs.

Die Wege sind oft kaum sichtbare Pfade, die zuerst durch Jäger ausgetreten, zum Teil mit Benutzung von Elefantenwechsell, später durch den größeren Verkehr von selbst breiter werden, wenn sie auch natürlich immer nur im Gänsemarsch zu begehen sind. Wo kleine Bäche vorhanden, die in der Marschrichtung fließen, benutzt man sie als Weg.

Um über größere Gewässer zu setzen, bindet man ein paar Stämmchen des Schirmbaumes zu einem Floß zusammen, oder man nimmt Einbäume *bē,ā*, Mehrzahl: *mā*, Abb. 45, die sonst für Fischereizwecke gebraucht werden. Nur in seltenen Fällen schwingt man sich zu Brücken (*ndžēĩ I*) auf, am ersten da, wo Pflanzungen und Dorf auf verschiedenen Ufern eines Flusses liegen, und eine regelmäßige und rasche Verbindung erforderlich ist. Sie bestehen

(Abb. 46 u. 47) aus mehreren Pfeilern von je zwei in Form eines Schräg-(Andreas-)kreuzes in den Boden gesteckten und miteinander verschnürten Stämmen und aus einem oder mehreren darübergelegten Längsbalken. An die oberen Enden der Pfeiler knotet man Haltetaue oder befestigt längshalbierte Stöcke als Geländer. Wird ein Brückenbalken morsch, so legt man einen neuen darüber, aber man denkt nicht daran, das Gerüst, das die stärkere Last nicht tragen kann, zu erneuern, und deshalb stürzt die Brücke, wenn sie älter wird, bald zusammen.

Neuerdings gibt es Brücken nach Art der europäischen (*käža III*) aus zwei Reihen Stützpfähle und Längsbalken, über die dicht an dicht Knüppel, wie bei unseren Knüppeldämmen, gelegt werden. Sie sind noch lebensgefährlicher als die der älteren Form, da öfters Stützpfeiler zusammenbrechen, die Brücke sich einseitig senkt und man auf den glatten Knüppelenden böse zu Fall kommen kann.



## Abschnitt V.

# Wirtschaftsformen.

Erster Teil: Ackerbau. Allgemeines: Gerätschaften, Vorbereitung des Bodens. Arbeitsverteilung. Die wichtigsten Nahrungspflanzen und ihre Bedeutung. Erdnuß (Abarten, Kultur, Schädlinge, Medizinen, Verwertung), Mais. Ngon (Beschreibung, Abarten, Bedeutung. Entstehung des Namens, Kultur, Ernte, Trocknung, Schädlinge, Medizinen, Verwertung). Yams, Kassave, Zuckerrohr, Taro und Makabo (Beschreibung, Abarten, Kultur, Verwertung). Plante und Banane. Weitere angebaute Nutzpflanzen.

Zweiter Teil: Viehhaltung. Hunde, Aussehen, Bedeutung für die Pangwe, Rufnamen: Ziege und Schaf, Kastrieren der Ziegen (Ausführungsweise, Zweck); Huhn und seine Bedeutung; Ente; andere gezähmte Haustiere.

Dritter Teil: Fischerei. Fischreichtum, Übersicht über die Fischwelt des Pangwegebiets. Fischfang (Allgemeines, Hauptzeiten), Arten: Fischtreiben, Angeln, Fischgifte, Gerüstwehr, Korbwehre, Fischreusen, Fischfangkörbe, Fischgräben, Fischnetze.

Vierter Teil: Fallenstellerei. Fallgruben, Schlagfallen, Schlagteller, Speerfalle, Schlingen, Zugfallen, Frankolinfall, Bogenfallen, Alarmfalle.

Fünfter Teil: Jagd. Allgemeines, Treibjagden mit Körben und Netzen, Fleischverteilung, Unglücksfälle, Einzeljagd mit Gewehr und Armbrust. Armbrust (Herkunft, Beschreibung, Pfeile).

### 1. Ackerbau.

Die Wirtschaftsformen der Pangwe sind Ackerbau, Fischfang und Fallenstellerei; im Vergleich hierzu spielen Jagd und Viehhaltung nur die Rolle einer nebensächlichen Beschäftigung.

Die eigentümlichen Bezeichnungen der Pangwesprache: *a bē bidžǝ* = „Essen“pflanzen, d. h. pflanzen und *a nyō,ñ bidžǝ* = „Essen“ nehmen, d. h. ernten, scheinen noch darauf hinzudeuten, daß die Kulturstufe des Ackerbauers aus derjenigen des primitiven Sammlers, d. h. der bewußte Anbau der Pflanzen aus der Beobachtung und Nutzung wild in der Natur vorkommender eßbarer Blätter, Früchte usw. hervorgegangen ist. Letztere Stufe haben die Pangwe durchweg überwunden, und sie fallen nur gelegentlich in der Not in sie zurück.

Der Ackerbau ist Hackbau, d. h. der Boden wird mit Hacke und Grabstock aufgelockert. Die Hacke (*ebǎk* Nt., *ebǎk* F.), Abb. 48, besteht aus einem Eisen, das an einen hakenförmig gekrümmten Holzstiel geschnürt wird, der Grabstock (*exǝn* Nt., F., *tōñ* J.) ist ein an einem Ende schneidezahnförmig zugestutzter Holzstab. Jene ist für die Frauen, dieser für die Männer

bestimmt. Weitere landwirtschaftliche Geräte sind Axt (*orŭn*), Abb. 49, und Buschmesser (*fä-tší IV*), Abb. 50. Letzteres heute durch die europäischen Hauer (Cutlass), *nkpwe,dä I*, fast ganz verdrängt, ist dazu bestimmt, Knollen, wie Yams, aus der Erde zu heben und den Boden zu ebnet. Für letzteren Zweck sah ich auch Holzspaten, die an einem Stiel befestigt waren, in Benutzung. — Die Bodenbestellung beginnt mit dem Roden (*a tī tší*). Zuerst werden die Lianen, das Unterholz und dünnere Bäume mit dem Hauer abgeschlagen; ist auf diese Weise etwas Luft geschafft, so geht man an das Fällen der dickeren

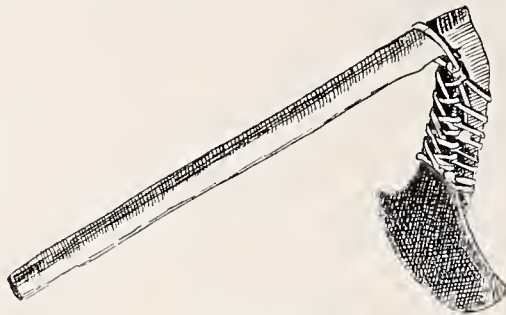


Abb. 48. Hacke.

können, die meisten dünneren Stämme anhaut und nur einen etwas massigeren fällt. Letzterer reißt dann im Falle ziemlich die ganze Baumgruppe samt dem Lianenwerk mit, so daß nur wenig zu tun übrigbleibt. Die ganz großen Bäume werden meist als Schattenbäume stehen gelassen und nur, wenn unbedingt nötig, mit Zuhilfenahme von Feuer, das an die Wurzeln gelegt wird, beseitigt; ohne dieses Mittel würde es einige Tage

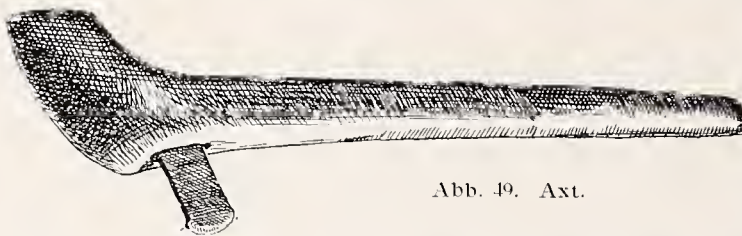


Abb. 49. Axt.

erfordern, einen solchen Baumriesen unzuschlagen, und dazu haben die Pangwe in der kurzen Trockenperiode selten Zeit. Ist der gesamte Busch bis auf die Schattenbäume umgeschlagen, so wartet man einige Tage, bis die Sonne das Holz getrocknet hat, und legt dann Feuer hinein, man „brennt“ die Farm, *a džige tší*. Am Ende der Trockenzeiten sieht man überall im Lande Rauchsäulen aufsteigen und hat auf Märschen oft das zweifelhafte Vergnügen, eine solche brennende Farm passieren zu müssen. Eine Menge von Raubvögeln, besonders die nie fehlenden Schmarotzermilane, umkreisen da ungeachtet der Hitze die Neufarm, um alles Kriechende, was dem Feuer entflieht, abzufangen. Kommt die Regenzeit, so ist es mit dem Farmschlagen vorbei, nun „legt man das Essen“. Die Männer räumen die verkohlten und unverbrannten Reste der Bäume

Bäume mit der Axt. Gewöhnlich wird eine Gruppe von Bäumen zusammen vorgenommen, und zwar in der Weise, daß man die Lianen durchschlägt, damit sie die Bäume nicht mehr halten

erfordern, einen solchen Baumriesen unzuschlagen, und dazu ha-



Abb. 50. Buschmesser.



Abb. 51. Fangfrauen, die mit Feuerholz von den Pflanzungen zurückkehren.

auf die Seite oder häufen sie als Grenzmarken in der Farm selbst auf (vgl. Tafel II), die Frauen schaffen das kleinere Reisig weg. Sie beherrschen von nun an das Bild, säen oder pflanzen die Nutzpflanzen, jäten das Unkraut, das in der Regenzeit bald genug üppig zu treiben beginnt, und besorgen die Ernte, alles übriges leichtere Arbeiten. Aus dieser Verteilung der Arbeit geht hervor — und das wird sich später im einzelnen weiter verfolgen lassen —, daß die schwerere, stärkere Anspannung der Kräfte erheischende Arbeit den Männern zufällt, die leichtere dagegen den Frauen überlassen bleibt; da nun der Natur der Sache nach die erstere kürzere Zeit dauert, so entsteht der Eindruck, als ob die Frauen bedeutend mehr Arbeit zu leisten hätten als die Männer, aber das ist nicht der Fall, es wird nicht anders sein als in Deutschland auch, nur ist die Art der Arbeit eben eine andere. Wenn man freilich die großen, vollbepackten Körbe sieht, die die Frauen täglich vom Felde bringen (Abb. 51), so möchte ein Uneingeweihter wieder irre werden, jedoch ist das Tragen von ganz unverhältnismäßig schweren Lasten, das den weiblichen Körper so sehr verunstaltet, teilweise der Frauen eigene Schuld; man wird da an das niederdeutsche Sprichwort erinnert: „De Fule drägt sich doht un de Flitige löpt sich doht.“ Die Frau möchte sich nämlich am Nachmittag ausruhen, und manche besitzt sogar eine ganz erkleckliche Portion Arbeitsscheu, übrigens ein weiterer Grund für die im dritten Abschnitt erwähnten häufigen Zeiten des Nahrungsmangels, die zuweilen in richtige Hungersnöte ausarten.

Die wichtigsten Hauptnahrungspflanzen der Pangwe sind folgende sieben:

Südlisches Gebiet (Fang):	Nördliches Gebiet (Jaunde):
1. Kassave (Maniok)	1. Kassave (Maniok)
2. Plante	2. Erdnuß
3. Erdnuß	3. Plante
4. Ngon	4. Mais
5. Mais	5. Ngon
6. Taro	6. Taro
7. Yams	7. Yams

Wohlverstanden sind hier die Gewächse nach ihrer Wichtigkeit als Nahrungspflanzen, also im Haushalt, als „Essen“ zusammengestellt, nicht nach dem Umfang des feldmäßigen Anbaues; da ändert sich die Reihenfolge vielmehr vollständig. Das Zuckerrohr, das nur als Genuß- oder Erfrischungsmittel, nicht als Volksnahrung Wert hat, kommt hinzu, die Plante tritt ganz zurück, denn sie gedeiht auch ohne Pflege und bedarf keines sorgfältigen Anbaues; ähnlich die Kassave, die zwar eine gewisse Kultur erfordert, aber als dauernde Staude sich weiterentwickelt und mit ihren Wachstums- und Anbaubedingungen nicht an bestimmte Zeitabschnitte gebunden ist; Erdnuß und Ngon spielen nunmehr die führende Rolle. Wenn man nach der Form der Kultur Feldbau und Gartenbau unterscheidet und für jeden von ihnen die Anbaufläche als Maßstab nimmt, so erhält man folgende Reihe der Gewächse:

#### I. Feldmäßiger Anbau:

1. Erdnuß	Nebengewächs Mais
2. Ngon	„ Yams
3. Kassave	„ Zuckerrohr als Genußmittel

#### II. Gartenmäßiger Anbau:

4. Taro	Nebengewächs Makabo
5. Plante	„ Banane als Frucht

Damit ist nicht gesagt, daß stets Ngon zusammen mit Yams, oder Kassave mit Zuckerrohr angepflanzt sein muß, es gibt reine Yamsfarmen und reine Zuckerrohrfarmen genug; es soll nur angedeutet werden, daß vielfach der Anbau dieser Nebengewächse mit dem des wichtigsten Hauptgewächses verbunden ist, und daß vor allem die Anbaubedingungen beider sich gleichen oder doch ähneln. So kann ich mich für die genauere Schilderung auf die Kultur der fünf Hauptpflanzen obiger Aufstellung beschränken.



G. Tessmann

## ERDNUSS, ARACHIS HYPOGAEA.

- a Ganze Pflanze.  
 b und c Längsschnitte durch Schoten ( $\frac{3}{4}$  nat. Gr.).  
 d Kern (Erdnuss), ( $\frac{3}{4}$  nat. Gr.).  
 e Längsschnitt durch den Kern (etwas vergr.).



Die Erdnuß, *Arachis hypogaea* L.  
(Tafel VI.)

Die Erdnuß (*owĩnõ*, hergeleitet vom Stamme *a wĩno* = legen, pflanzen) nimmt die dritte, bei den Jaunde sogar die zweite Stelle ein in der Reihenfolge der wichtigsten Nahrungspflanzen. Man unterscheidet im Fanggebiet fünf verschiedene Abarten, von denen allerdings eine — *mõne ow.* — wegen der kleinen Früchte wieder aufgegeben ist. Von den übrigen vier sind die aufrechte, mehr behaarte, *asõmena*, die nach Sadebeck<sup>1)</sup> *A. asiatica* L. o. u. r. heißt (sie ist auf Tafel VI abgebildet), und die niederliegende *A. africana* L. o. u. r. oder var. *glabrata* D. C. *ebãñ* Nt., *ekãb* oder *engĩs* F. gleichmäßig häufig miteinander auf einem Felde anzutreffen, auch die Abart *erõlo* F., *erũõle* Nt., die sich durch dickere und nicht so lange Früchte auszeichnet, und die Abart *ezõna* findet man mitunter auf demselben Feld.

Welch große Rolle die Erdnuß in der Landwirtschaft der Eingeborenen spielt, wird jeder, der das Pangweland bereist, sofort erkennen —, die einzigen Farmen, die das Auge eines Europäers erfreuen können, sind die Erdnußfarmen. Wenn man nach Durchschreiten der keinen freien Überblick gewährenden Kassave- und Zuckerrohrpflanzungen, der Ngonfarmen, in denen man fortwährend über die liegengebliebenen Baumstämme klettern muß, oder gar des dichten Busches oder Urwaldes auf eine Erdnußpflanzung hinaustritt, dann atmet man ordentlich auf, so frei liegt vor dem Wanderer die vom Dunkel des Urwaldes umrahmte Pflanzung, durchsetzt von dem helleren Grün des jungen Maises, der meistens zugleich mit der Erdnuß als Abschluß nach dem Urwald zu und in der Mitte an den Grenzen der einzelnen Feldstücke angebaut zu werden pflegt (Tafel VII), so sehr erinnert sie mit ihrer Sauberkeit und Übersichtlichkeit an europäische Gemüsegelder: ein Erdnußpflänzchen neben dem anderen treibt seine vielen vierteiligen Blätter hervor, gedüngt von dem reichlichen Naß des tropischen Regens, und hier und da sieht man die gelben Blüten aus dem Kraut herausleuchten.

Die Pflanzungs- und Erntezeiten der Erdnuß stellen sich so:

Erste Aussaat: gepflanzt im September und Anfang Oktober,  
geerntet Ende Dezember;

Zweite Aussaat: gepflanzt im März und April,  
geerntet im Juli und August.

Die Erdnuß wird also vor den Regenzeiten gepflanzt und am Ende der darauf folgenden Trockenzeiten geerntet.

Das Farmschlagen und -brennen wird demgemäß im Februar, März und wieder im Juli, August von den Männern des Dorfes gemeinsam betrieben.

<sup>1)</sup> R. S a d e b e c k, Die Kulturgewächse der deutschen Kolonien und ihre Erzeugnisse. Jena 1899. S. 230.

Das Feld wird unter sie aufgeteilt, und nun gehen sie daran, die größeren Baumstämme und Äste beiseite zu räumen, während die Weiber die Farm reinigen und dann die Samen oder die bereits gekeimten Nüsse legen, indem sie mit der Hacke ein kleines Loch scharren, die Samen bzw. die Nüsse hineinwerfen und mit dem Fuße die Erde wieder daraufdrücken. Bei der Ernte, die dann beginnt, wenn das Kraut, mit Ausnahme der obersten Blätter, ziemlich vertrocknet ist, wird der Boden aufgelockert, die Nüsse werden von den Weibern ausgelesen und in die Korbteiler (*džǎd*) getan.

Erst nach drei Jahren kann man auf demselben Boden wieder Erdnüsse bauen; auch ist den Weibern aufgefallen, daß die Erdnuß — sie ist an einen gewissen Kalkgehalt des Bodens gebunden — nicht überall gedeiht, und so pflegen sie zu sagen: „Laßt uns hier in der Nähe nicht wieder Erdnüsse pflanzen, denn sie gedeihen hier nicht.“ Wie die meisten tropischen Nutzpflanzen haben die Erdnüsse so gut wie gar keine Schädlinge. Am meisten schaden noch durch Abfressen der Blätter die Schirrantilope, *Tragelaphus knutsoni* L e m b e r g (*nkǝk*), und das Zwergböckchen, *Neotragus batesi* W i n t o n (*odžǝǝ*), sowie durch Zernagen der Nüsse die Streifenmaus, *Mus pulchellus* G r a y (*zǝǝ III*); indessen pflegt sich in manchen Jahren stellenweise eine Art Schwarzfäule der Nüsse zu zeigen; einige Raupenarten, welche die Blätter fressen, sind kaum als wirkliche Schädlinge zu bezeichnen. Wahrscheinlich hat das Auftreten der Schwarzfäule den Weibern Anlaß zu dem Glauben gegeben, daß andere Frauen imstande wären, ihre Erdnüsse durch „Medizin“ krank zu machen und zu verderben; diesem Streiche suchen sie durch eine Medizin zu begegnen, die aus zu Kohle verbrannten und dann zerstampften Knochen der Schildkröte, des Elefanten, des Schweines und der Schirrantilope besteht und vor dem Pflanzen auf die Samen gestreut wird. Von den sonstigen Medizinen, die das Gedeihen der Erdnüsse günstig beeinflussen sollen, besteht die wichtigste im Einreiben der Erdnüsse mit einer besonders zugerichteten Farbe aus Rotholz, *ba-ayǝ*, nach der diese Medizin *ba-ayǝ* heißt. Diese rote Farbe (vgl. Abschnitt XVIII, Geschlechtsleben) hat die Wirkung, daß Gewolltes gelingt und Feindliches abgewehrt wird; Rot ist überall die Farbe der Freude, des Gedeihens, der Zeugung. An dem Tage, an welchem die Frau die Erdnüsse pflanzt, zieht sie sich nun mit dem „Medizinrot“ einen Strich zwischen Zeigefinger und Daumen, das gibt eine glückliche Hand; oder sie zieht einen solchen auf der oberen Fläche eines Baumstumpfes und umhüllt den Stumpf mit Blättern gleichwie mit einer Mütze. Das heißt: „Möget ihr Erdnüsse unter einem solchen Schutze (das sollen die Blätter andeuten) blühen, wachsen und gedeihen (hierfür das Rot), niemand wird euch etwas anhaben können (hierfür die Medizin).“ Ferner pflegt der Mann am Vorabend der Aussaat den im Korbe „versammelten“





ERDNUSSPFLANZUNG, IM HINTERGRUNDE MAIS, NTUMGEBIET.



Erdnüssen durch einen im Hinblick auf sie verübten Koitus ein gutes Beispiel mit auf den Weg zu geben: „Mehret euch!“<sup>1)</sup> Eine weitere Fruchtbarkeitsmedizin besteht aus folgendem Gemisch: 1. Rinde der Simarubacee *Irvingia barteri* Hook. f. (*andōk*), 2. Rinde der Anacardiacee *Pseudospondias microcarpa* (Rich.) Engl. (*ofōs*), 3. Elefantennmist, 4. Sand vom Kampo oder Uelle, 5. Salz, und wird am Abend vor der Aussaat den Nüssen beigemischt. Auch sie ist als unmittelbare Kraftübertragung zu verstehen: der Erdnüsse sollen so viele werden wie die Früchte der beiden genannten Pflanzen, sie sollen so außerordentlich groß werden wie der Elefantennisthaufen außerordentlich groß ist, so zahlreich, wie Sand im Kampo — wir würden sagen wie Sand am Meer — und so unendlich viele wie die Salzkörnchen. Schließlich pflanzt man bestimmte Liliaceen (*ayān*) zwischen die Erdnüsse, damit ihre Blätter so grün werden wie die der Lilien auf dem Felde. Man sieht, an freundlicher Belehrung und gutem Beispiel fehlt es nicht.

Die Früchte, die Tafel VI Fig. *a* u. *b* im Durchschnitt zeigen, haben meistens zwei, seltener drei, noch seltener einen Samen. An unser Vielliebchenessen erinnert es in etwas, wenn ein Junge, der eine solche dreisamige Frucht im Korbe seiner Mutter oder auf dem Felde während der Arbeit gefunden hat, seine Kameraden herbeiruft, mit denen er sich in die Samen teilt. Es heißt dann euphemistisch: *bi kī kabād* = wir zerlegen eine Ziege; also auch hier die Lehre: Wohltun und mitzuteilen vergesst nicht, wenn ihr im Überfluß lebt! Mehr aus Spielerei essen die Pangwe, besonders die Kinder, wohl auch die rohen Nüsse, sonst werden diese hauptsächlich als Suppe oder Mus bereitet; auch kocht man die ganzen Früchte im Topf mit Wasser und ißt nachher die Samen. Aufbewahrt werden die Nüsse in großen hohen Körben aus Raphiamark, die unter dem Dache hängen bzw. auf einem Bette stehen, oder lose auf dem Erdnußboden, *akān owīnō*.

Infolge ihrer Faulheit und Gleichgültigkeit kommen die Pangwe selten mit den Erdnüssen aus, sie müssen sich immer eine Zeit ohne sie behelfen, bis die neue Ernte eingehemst und ausreichend getrocknet ist. Daher steigt im Ntum- und Fanggebiet zu dieser Zeit der Preis für den „Teller“<sup>2)</sup> Erdnüsse auf 10 Speer (= 70 *ſ*), während sonst nur 5 Speer (= 35 *ſ*) dafür gegeben werden. Im Jaundegebiet kostet der Teller freilich immer 70 *ſ* (= 100 Jaundespeere). Die Erdnuß wird einfach als Suppe oder Mus gegessen.

<sup>1)</sup> Das wird sogar gemacht, wenn die Frau menstruiert, während man sonst in der Periode den Geschlechtsverkehr vermeidet. Hier, als medizinische Handlung, soll der Geschlechtsverkehr mit einem menstruierenden Weib für die Erdnüsse besonders günstig sein, vorausgesetzt, daß die Frau „glückbringend (*arūe*)“ ist (vgl. Abschnitt XVIII, Geschlechtsleben).

<sup>2)</sup> Die flachen Korbteiler, Buschteiler genannt, sind Maßeinheit.



Abb. 52. Erdnuß-Maispflanzung bei Bébai (Fam. Esseng), Süd-Kamerun.

Der Ölgehalt der Nüsse wird in größerem Maßstabe nicht verwertet, das beim Kochen freiwerdende Öl wird aber auf die Haut gerieben, um es nicht unkommen zu lassen. Zum Schluß sei das Rätsel erwähnt:

*onōn o nga bēri a fā e bonrē:*

(Ein) Vogel, er lebt gebären hinter dem Hause der Mütter:

*akr arōk a kōke bōn avūm*

Ei eines; es kriechen aus Junge zehn.

Antwort: *owūno* = Erdnuß.

Der Mais, *Zea mays* L. (*fūn IV*) wird, wie gesagt, fast immer mit der Erdnuß zusammen angebaut (Abb. 52) und zwar meistens als Begrenzung der einzelnen Feldstücke und als Saum gegen den Busch rings um die Pflanzung. Reine Maisfarmen sind verhältnismäßig selten. Ebenso wie die Erdnuß wird der Mais Anfang Oktober gepflanzt und reift Dezember, dann wieder im März angepflanzt und reift Mitte Mai bis Juli. *kāndān* = rate ein Rätsel! *kandān* = ich rate.

*ma yēn bōnēnga, bō mbe ekō-ne, bōnēnga bete:*

Ich sehe Frauen, sie waren auf Wanderschaft, Frauen besagte:

*mabūm a mabūm*

Bäuche — Bäuche.

Ich sehe Frauen, die von der Wanderschaft kamen (d. h. hier früher nicht waren), und alle sind schwanger (die Kolben in den Scheiden).

Antwort: *fūn* = Mais.



NGON, CUCUMEROPSIS EDULIS COGN.

a Stück einer Ranke.  
 b Männliche Blüte.  
 c Dieselbe im Durchschnitt.  
 d Weibliche Blüte.

e Dieselbe im Durchschnitt.  
 f—h Früchte.  
 i Querschnitt durch eine Frucht.  
 k Kern.



Der Ngon, *Cucumeropsis edulis* Cogn. *ngõn* IV J. *ngõn* IV F.

(Tafel VIII.)

ist eine zu den Kürbisgewächsen gehörige Pflanze mit fünfeckigen, seltener fünfklappigen Blättern, die am Rande fein gezähnt sind. An dem fast runden Stengel stehen die Blätter in Abständen, und diesen sind außer einem gelegentlichen Nebenzweig gewöhnlich noch eine Ranke, eine oder zwei männliche Blütenrispen und stellenweise eine einzige weibliche Blüte eingefügt. Ein Stück eines solchen Stengels zeigt die Abbildung. Die Blüten, von den Fang scherzhaft *atsǎne kũ* = Schildkrötenfüße genannt, sind nicht sehr groß, mit zurückgeschlagenen, zitronengelben Blütenblättern, die in der Größe etwas veränderlichen weiblichen Blüten (*d—e*) tragen einen unterständigen Fruchtknoten, der Rand und die Griffel sind grün, bei den männlichen Blüten (*b—c*) dagegen sind die Staubgefäße oben gelb. Früchte groß, länglich eirund.

Im Fanggebiet werden drei Abarten des Ngon unterschieden, die indessen nur an den Früchten kenntlich sind (Fig. *f—h*). Die größten Früchte hat die Abart *osǎböme* (*f*), sie sind ca. 15 cm lang, hellgelbgrün mit verwaschener, sprenkelartiger Zeichnung und in der Mitte schwach eingezogen. Bei der zweiten Abart *nia ngõn*, d. h. richtiger Ngon, oder *nšũšũte*, d. h. dunkler Ngon (*g*), sind die Früchte im Gegensatz zu voriger meist eiförmig, 12 cm lang und dunkelgrün mit Striemen oder Flatschen von hellgrüner Farbe; auch gibt es gefleckte. Diese Abart scheint die gewöhnlichste zu sein; *mõne ngõn* = kleiner Ngon (*h*) schließlich ist bedeutend kleiner, mißt nur 9—10 cm, selten mehr, und ist heller. Hier ist die sprenkelartige Zeichnung, die wir schon bei *osǎböme* sahen, so zusammengelaufen, daß man von hellgrünen Flecken auf etwas dunklerem Grunde sprechen kann. Was die Kerne anbetrifft, so zählte ich bei *osǎböme* 190—200, bei *nšũšũte* 224 und bei *mõne ngõn* nur 80, sie sind birnförmig (*e*) und weiß; nur ihr Inneres wird gegessen. Unter den Früchten kommen vielfache Übergänge vor, an einer und derselben Pflanze finden sich jedoch meist gleichartige, und man kann deshalb ebensogut wie bei Äpfeln und Birnen von richtigen Sorten sprechen.

Unter den sieben Hauptnahrungspflanzen nimmt der Ngon die vierte Stelle ein, nur bei den Jaunde ist er an die fünfte Stelle getreten und dafür der Mais an die vierte gerückt. Ob es allein die Rücksicht auf das trockenere Klima des Jaundelandes gewesen ist, die dem Trockenheit liebenden Mais vor dem im regenreichen Süd- und Westpangwegebiete besser gedeihenden Ngon den Vorzug gegeben hat, vermag ich nicht zu entscheiden, jedenfalls ist der Ngon für das riesige Pangwegebiet und weit darüber hinaus so wichtig, daß man glauben sollte, es wäre ihm in Fachbüchern über tropische Nutzpflanzen

ein breiter Raum gewidmet, indessen findet man weder bei Sadebeck noch bei Fesca oder anderswo die Pflanze auch nur erwähnt.

Über die Entstehung des Namens hören wir den Fang folgendes Geschichtchen zum Besten geben: Zuerst kannte man den Namen *ngõn* gar nicht, man nannte die Pflanze nur allgemein *ekũluga* (von *a kũt* = klopfen, weil die Kerne aufgeklopft werden, allgemeiner Ausdruck für alle Früchte, die aufgeklopft werden, und deren Inneres eßbar ist, z. B. *andõk* = *Irvingia* usw.), auch war sie noch nicht angepflanzt wie heute, die Weiber suchten sich vielmehr die Früchte im Busch zusammen. Nun war einmal ein Mann, der hatte keine Schwester, durch deren Verkauf er sich eine Frau hätte verschaffen können, noch hatte er sonst einen Menschen, der ihm helfen konnte, zu heiraten; da kam er nun auf den Gedanken, eine riesige Ngonfarm zu machen, und als der Ngon reif war, kamen viele Leute und kauften die Kerne. So hatte er schließlich so viel Geld verdient, daß er den Kaufpreis für ein Mädchen beisammen hatte. Als das andere Leute, die auch keine Weiber hatten, erfuhren, begannen sie, es ihm nachzumachen und heirateten auch mit Hilfe der Pflanze. Daher sagt man: „Oh, ich sehe dieses Gewächs wie ein Mädchen (*ngõn*), und darum soll es auch *ngõn* heißen, denn hätte der Mann keinen Ngon (*ngõn*) gehabt, so hätte er auch kein Mädchen (*ngõn*) heiraten können. Man beachte, daß die beiden Worte durch die Töne verschieden sind, die Pflanze hat Hochtiefton im Fang (*ngõn*), Tiefhochton im Jaunde (*ngõn*), das Mädchen nur Hochton (*ngõn*). Ähnlich ist eine Erzählung in der Schöpfungsgeschichte.

Der Ngon wird bloß einmal im Jahre gepflanzt, da seine Kultur die Zeit vom April bis Dezember erfordert. Im April, oft schon sehr lange vorher, wird der Busch geschlagen und gebrannt, der Boden jedoch nicht gereinigt, sondern alles liegen gelassen, wie es fällt, höchstens einmal auf den Verbindungswegen das gröbste Reisig beiseite geräumt. Eine Durchwanderung der Farm, zumal auf Pflanzungswegen, kommt daher einer turnerischen Leistung gleich. Oft wird eine Ngonfarm von den Einwohnern zweier benachbarter Dörfer derselben Sippe gemeinschaftlich geschlagen, jedoch sind die Grenzen, die durch stehengelassene oder gefallene Bäume, seltener durch Lianen angezeigt werden, die man an das Gezweige der liegenden Baumstämme geknüpft hat, dem Uneingeweihten nicht erkennbar, und man muß sich wundern, daß keine Grenzstreitigkeiten vorkommen.

Ist im April die Farm gebrannt, so ziehen die Weiber aus und pflanzen mit ihrem Universalwerkzeug, der Hacke, die Ngonkerne, die vorher einen Tag im Wasser gelegen haben müssen, in die Erde, und zwar zwei bis drei zugleich; da dies aber wegen der herumliegenden Stämme und des Gestrüpps eine böse Arbeit ist, so pflegen wenigstens am ersten Tage die Männer mit





Abb. 53. Frau aus Bèbai (Fam. Esseng) beim Aufklopfen der Ngonfrüchte in einer Kassavepflanzung.

Hauer und mit dem Grabstock beim Pflanzen zu helfen, während beim Erdußpflanzen „kein hübscher, junger Mann, überhaupt keiner, der durch Kraft, Schönheit und Einfluß irgend etwas bedeutet“, hilft, nur hier und da ein häßlicher oder alter Mann, der sich bei seiner Frau recht beliebt machen will, „damit sie ihm nicht am Ende einmal ausrückt und zu einem anderen geht“. Ist die Pflanzarbeit zu Ende, so wird der Ngon sich selbst überlassen und rankt nun an den Baumstämmen und -zweigen hoch; Mitte Mai ist er schon kniehoch, im Juni, Juli wird einmal gejätet, später unterdrückt der Ngon selbst, alles überrankend, das Unkraut, nur einige größere Pflanzen schießen trotzdem in die Höhe und werden bei Gelegenheit ausgerissen. Im September finden wir schon einzelne Früchte ausgereift, und mit Anfang der Trockenzeit, im November und Dezember, kann zur Ernte geschritten werden. Laub und Stengel sind dann fast ganz vertrocknet, und die Früchte hängen an den trocknen Stengeln in dem nunmehr wieder kahl gewordenen Geäst der Bäume, die der Pflanze als Stütze gedient hatten.

Zur Zeit der Ernte wird ein Platz in der Pflanzung gereinigt und mit Blättern sauber belegt. Nun werden die Früchte abgepflückt, was bei mittleren Pflanzungen in drei Tagen beendet ist, und auf dem Platz aufgehäuft, um den ein Gitter von Ölpalmenblättern hergerichtet ist, dann werden die Früchte mit einem Stock aufgeschlagen (Abb. 53) — der Inhalt wird darin gelassen — und zum

Schutz gegen Feldmäuse und Regen mit Kardamomblättern bedeckt. Diese Arbeit ist in einem Tage erledigt. So müssen die Früchte vier Tage liegen. Nach dieser Zeit werden die Kerne aus den Früchten herausgenommen und in gewöhnlichen mit Bananenblättern ausgelegten Körben einen Tag im Hause stehen gelassen, dann werden sie am Flusse gewaschen, um den umgebenden, in Gärung übergegangenen Fruchtschleim zu beseitigen. Den Schluß dieser ziemlich umständlichen Zubereitung bildet das Trocknen. Zu diesem Zweck werden die Kerne zusammen mit Lehm in der Hand durchgeknetet und dann auf dem Dorfplatze ausgebreitet. Warum dies Durchkneten in Lehm geschieht, ist unsicher. Einige sagen — was das Wahrscheinlichere ist —, daß der Ngon dadurch „stärker“ würde, da natürlich die dunkle Lehmfarbe die Sonne stärker auf den Kern wirken läßt; von anderen, besonders Jaundefrauen, stammt die Angabe, daß andernfalls, wenn nämlich die Kerne nicht mit Lehm vermischt werden, beim Aufklopfen Schlagsucht oder Schwindel in den Augen eintritt. Ob dies nur ein Aberglaube ist oder auf richtiger Beobachtung beruht, kann ich nicht entscheiden. Jedenfalls müssen die Kerne zwei Tage oder, falls schlechtes Wetter dazwischen kommt, entsprechend länger an der Sonne auf dem Dorfplatz trocknen. Wandert man nach der Ngonernte durch die Dörfer, so findet man vor vielen Häusern die Mengen der weißen, mit Lehm überzogenen Kerne ausgebreitet, Kinder oder Weiber bewachen den Schatz vor vorwitzigen Hunden und Hühnern, beantworten jedes unbefugte Betreten ihrer Ernte mit entrüsteten Drohrufen — besonders eifrige Frauen bewerfen das zudringliche Viehzeug mit Steinen, Holzstückchen oder anderen Wurfgeschossen, bis endlich der besorgte Gatte aus dem Versammlungshause hervorkommt und mittels Stock oder Fliegenklatsche die Störenfriede in respektvollere Entfernung vertreibt, wo sie die Einsicht gewinnen, daß es noch andere, bessere Plätze gibt, und sich auf den nächsten, weniger scharf bewachten Haufen stürzen. Diese Zeit habe ich immer besonders gerne auf Reisen gehabt, da sich dann wenigstens etwas Leben auf dem sonst so stillen Dorfplatz zeigte. Und vollends, wenn eine schwarze Wetterwolke das Nahen eines Tornados anzeigt, kommt Leben in die Gesellschaft; alles eilt, die Kerne einzusammeln, selbst stümperige Greise und die kleinen, nackten Kinder beteiligen sich eifrig, aber doch mit großer Vorsicht, um nicht den Staub mitzunehmen, der trotz alles Kehrens mit dem Besen den Dorfplatz in Masse bedeckt. Für gewöhnlich geschieht das Einsammeln dagegen am Spätnachmittag mit großer Ruhe und Langsamkeit, zumal der anhaftende Lehm, von dem ich vorhin sprach, sorgfältig von den Kernen entfernt wird. Die Angst vor überraschenden Regengüssen hat übrigens allerlei Schutzmedizinen erzeugt, die ich an anderer Stelle (Abschnitt XIV) beschreibe.

Von Schädlingen hat der Ngon mehr als die Erdnuß zu leiden, so sind kleine Käfer und Raupen, besonders aber eine Wanzenart auf die Blätter, einige Säugetiere auf die Früchte erpicht, unter diesen besonders die rot-schwänzige Meerkatze, *Cercopithecus buccalis* Leconte (*osók*), und, wo er vorkommt, der Pavian, *Maimon planirostris* Elliot (*esʔge*), ferner aus der Familie der Eichhörnchen *Sciurus eborivorus* Du Chaillu (*mvók*) und *Se. lemniscatus* Leconte (*osón*), von den Mäusen tritt am schlimmsten auf *Dendromys messorius* Thomas (*njaa*), nebenbei noch andere Arten wie *Mus pusillulus* P tr s. (*okób*); stellenweise richten Elefant und Büffel, die ebenfalls die Früchte fressen, große Verwüstungen an, die Schirrantilope (*nkók*) frißt die Blätter. Auch die Fruchtfäule (*ntūʔ ngón*, d. h. Durchfall des Ngon), eine Folge zu reichlicher Regenfälle, vermindert die Ernte mitunter um ein Beträchtliches. Gegen alle jene Feinde ist ja nun nicht viel zu machen, da sie sich zu wenig um Schutzmedizinen kümmern, jedoch glauben die Pangwefrauen die Kerne und die jungen Pflanzen durch allerhand Mittel, ähnlich wie bei der Erdnuß, günstig beeinflussen zu können. Ein solches, *ba-aya*, ist schon bei Besprechung der Erdnuß beschrieben worden, ein zweites ist das Bestreuen der im Buschteller zur Aussaat aufbewahrten Kerne selbst mit zerriebenem Rotholz (Rotholz als Zeichen des Wachstums, der Freude und der Zeugung). Ein anderes Verfahren, die Ngonpflanzen in der Farm im Wachstum zu stärken und zu reichem Fruchtansatz zu veranlassen, heißt *emiʔ ndób*, d. h. Ausspritzen von (der Medizin im) Bananenblattgefäß. Dazu wird ein Gefäß aus Bananenblättern in der Mitte der Farm eingegraben bzw. aufgestellt und folgende Sachen hineingetan:

1. Früchte von *Alchornea cordifolia* M u e l l. A r g. (*abuʔ*), wegen der Menge der Früchte, daher auch der Name *abuʔ* von *abuʔ* = viel (vgl. *a bue* = zerbrechen, denn dann gibt es viele Stücke!);
2. Kraut der Amarantacee *Aernia lanata* (L.) J u s s. (*angōnengōne III angōngōne* = angeglichen, *ongōngōnō*), wegen des reichlichen Blütenstandes;
3. Früchte der *Pseudospondias microcarpa* (R i c h.) E n g l. (*ofós*), wegen der vielen Früchte (vgl. Erdnußmedizinen);
4. Früchte der Euphorbiacee *Staphysora duseni* P a x. (*owūwūmu II* und *III*) wegen der vielen Blüten, daher ist der Name von *a wūmu* = ansetzen durch Verdoppelung gebildet;
5. Laub des Meleguetapfeffers *Aframomum melegueta* K. S c h u m. (*andūn*) zerrieben, ebenfalls wegen der Üppigkeit der Pflanze.

Alles dies wird im Gefäß mit Wasser zerrührt und nun mit einem Stengelstück des *Cissus* (*pfāžōk IV*) auf die jungen Ngonpflanzen gespritzt, damit der Ngon „so üppig wuchere wie die Cissusranke“.

Je nach der Gegend wechseln die verschiedenen Teile und Zusätze der Medizin, oft werden einige von ihnen allein benutzt, z. B. *Staphysora* mit Holzkohle vermischt in die Pflanzung gestreut, alle sind sie aber gewählt unter dem Gesichtspunkte, daß sie ihre Kraft auf die Ngonpflanzen übertragen können.

Auf die Wichtigkeit des Ngon im Wirtschaftsleben wirft das Ngonverbot bei den Ntum und Fang ein Licht, das denjenigen Weibern, die gepflanzt haben, für drei Monate geschlechtlich zu verkehren verbietet. Was diese unverhältnismäßig lange Fastenzeit, wenn ich so sagen darf, heißen will, ermißt man daran, daß z. B. bei dem wichtigen Weiberkult Mekang die Neulinge nur zehn Tage geschlechtliche Enthaltung zu üben brauchen, und daß sie bei dem allerwichtigsten Männerkult, dem Sso der Jaunde, faktisch nur drei Monate dauert. Die Fang sagen: Der Ngon würde nicht wachsen, wenn das Verbot gebrochen würde, und der Magen geht ihnen denn auch zu sehr über die Liebe, als daß nicht im allgemeinen dieses Verbot innegehalten würde.

Als Nahrung verwertbar ist nur der weichere Inhalt der Ngonkerne. Man muß sie also aufschlagen, und zwar geschieht das mittels eines kleinen Stockes aus dem Baum *Microdesmis puberula* H o o k. f., Euphorbiaceae (*obimvōñ*), mit dem man leicht auf den hochkant gestellten Kern schlägt. Alt und jung, Mann und Weib beteiligt sich an dieser Arbeit, die in und vor dem Wohnhause wie im Versammlungshause ausgeführt wird und sich durch jenes eigenartige knackende Geräusch verrät, das man nicht leicht vergißt, wenn man es einmal gehört hat. Trotz seiner Wichtigkeit im Haushalt wird der Ngon nicht sehr vielseitig bereitet; er wird, wie die Erdnuß, nur als Suppe und zerrieben, in einem Blattbündel gekocht, gegessen.

Und zum Schluß, geduldiger Leser: *kāñdāñ* (rate ein Rätsel!): *kāñdāñ* (ich rate):

*akōñ afō, e mane nkāna ngā,*  
Speer einer, er macht fertig Herde-Schweine.

Antwort:

*okōk ofō, e mane džād e ngôn*  
Klopfer einer, er macht fertig Buschteller (mit) Ngon.

Y a m s, als Nebengewächs des Ngon, wird hauptsächlich in zwei Arten angebaut, diese sind der dreiblättrige Yams *Dioscorea dumetorum* (K u n t h) P a x (*andōā*) und der gewöhnliche, *Dioscorea minutiflora* E n g l. (*emvā,*)

mit je vier Abarten; daneben unterscheiden die Pangwe noch zwei als Arten, die aber vielleicht zu *D. minutiflora* gehören oder ihr nahe stehen: *žōō III* Nt., *dzō*, Mehrzahl *bōō* F. und *ebōžōō*. In Jaunde gibt es noch den Jaundayams mit großen Knollen: *ekōda* J. Schließlich baut man auch den Luftknollenyams *D. sativa* L. (*alók*) an, aber nur sehr wenig. Wie oben gesagt, gleichen die Wachstumsbedingungen des Yams denen des Ngon, auch er rankt an dem liegengelassenen Strauch- und Baumwerk hoch und wird deshalb oft, zumal der Luftknollenyams, zusammen mit dem Ngon angepflanzt. Eßbar am Yams sind im allgemeinen nur die Wurzelstöcke, beim Luftknollenyams nur die Luftknollen, die, wenn sie reif sind, alle zugleich abfallen. Das hat zu einem symbolischen Brauche beim Yamsessen der Kinder Anlaß gegeben. Wenn z. B. drei Söhne einer Mutter Yams essen, so stößt der erste den zweiten an und dieser den dritten, zum Zeichen, daß sie nacheinander, wie es das natürliche ist, sterben wollen und nicht an einem Tage, wie die Luftknollen.

Bedeutend weniger als von der ersten und zweiten Gruppe ist von der dritten zu sagen, die Kassave liegen folgendermaßen:

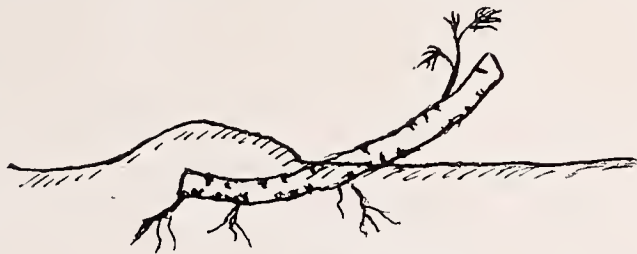


Abb. 54. Kassavesteckling.

deren Hauptgewächs Kassave oder Maniok, *Manihot utilissima* Pohl (*mbūñ I*), ist. Die Zeiten für

- vūñ esēb* = große Trockenzeit (Dezember bis Februar), Farm geschlagen;
- šōgō, esēb* = kleine Regenzeit (März bis Mai), Pflanzen gesteckt;
- ojñ, n* = Regenhalbjahr verstreicht.

Im folgenden *esēb*, also vom Januar des nächsten Jahres an, das sind sieben Monate nach dem Auspflanzen, kann die Ernte beginnen und sich über beliebige Zeit hinaus erstrecken, da die Pflanze eine ausdauernde ist.

Medizinen zum Gedeihen der Kassave, wie bei Erdnuß und Ngon, gibt es nicht. Das Gebet der Pangwe — Altbekanntes in neuem Gewande — würde sein: „Lieber Gott, laß Erdnuß und Ngon recht gedeihen, die Kassave wächst von selber!“ Feinde hat sie nämlich verhältnismäßig wenig, nur Ziegen und Schafe, die die Blätter gern verzehren, und eine Heuschreckenart (*mbāāsñ III*), die sich massenhaft auf den Blättern sämtlicher Kulturpflanzen, insonderheit von Kassave und Zuckerrohr einfindet. Varietäten der Kassave gibt es sieben, indessen würde es zu weit führen, sie hier aufzuzählen. Die Kassave wird wie Abb. 54 zeigt, gesteckt, indem man die Erde etwas über dem Steckling anhäufelt.

Ähnlich verhält sich das Zuckerrohr, *Saccharum officinarum* L. (*nkō'k I*); es wird ebenfalls in den Regenzeiten „gesteckt“, und zwar werden die Stecklinge vom oberen Teil des Stengels genommen, den man „Pfeil“ (P.: *esō'k*) nennt, bedarf aber längerer Zeit zur Reife, denn es wird in der zweitfolgenden Regenzeit, also nach 13 Monaten, geerntet. Kassave und Zuckerrohr findet man häufig auf einer Pflanzung, oft noch mit Plantenkulturen dazwischen.

R ä t s e l:

1. *ošūē e ne m' oko, ke a - wūlū*  
(Ein) Wasser, es ist mir dort, nicht (zu) fließen.  
— Der Saft im Zuckerrohr.
2. *bangā-lšīda<sup>1)</sup> be ne m' oko, vō medžōke medžōk*  
Weiber-Vaters sie sind mir dort, bloß (mit) Tanzhauben, Tanzhauben  
— *masām me nkō'k* = Blüten des Zuckerrohrs.
3. *ma vūān okō-a ngō'k, o ke lūme nga*  
Ich werfe-zu Steinchen vom Geröll, es geht treffen Frau:  
*ndōñ-kōdō abōñ*  
Ndongkodo (am) Knie.

Die Auflösung ergibt sich aus folgender Zeichnung (Abb. 55). Ndongkodo ist ein Scherzname für das Zuckerrohr und spielt auf die Biegung seines Schaftes an; *ndōñ*, *ndōño* bedeutet ursprünglich Gestirn, Sonne, ist später auf Menschen übertragen und als

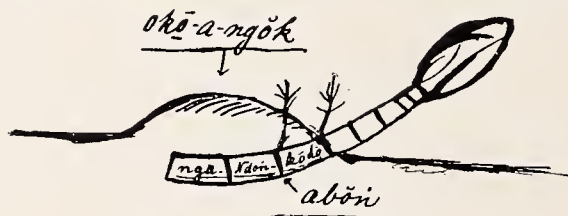


Abb. 55. Zuckerrohrsteckling.

Personenname gebraucht, *kōt* = krumm, wir würden etwa sagen: Ihre Exzellenz von Krumm.

Ich wende mich zu dem zweiten Teil der Nutzpflanzen, nämlich den gartenmäßig, d. h. in kleinen Betrieben und im wesentlichen hinter dem Wohnhause oder dicht dabei angebauten zu. Freilich ist der Unterschied zwischen Feld- und Gartenwirtschaft nicht überall scharf, z. B. das Garten- gewächs Taro pflanzt man oft fern von dem Dorfe in Feldern an, und Pflanzen zieht man vielfach auf Kassave- und anderen Farmen.

**Taro**, *Colocasia antiquorum* Schott (*atū*), und **Makabo**, *Xanthosoma violaceum* Schott (*ekābe*).

Der Taro oder die Kolokasie ist — wie schon der lateinische Name sagt — ein altes Kultur- gewächs, auch für die Pangwe, daher ist ihnen die Erklärung des Namen *atū* nicht geläufig; im Gegensatz dazu ist der Makabo, der aus

<sup>1)</sup> Alttertümliche Form, heute meistens *boyá*.

Amerika stammt, erst kürzlich eingeführt und nach Angabe der Eingeborenen von den Küstenvölkern vor vielleicht 30 Jahren<sup>1)</sup> übernommen, daher der Name *ekābe* von *a káb-an*, abgeben, teilen, Besitz ergreifen. Beide Pflanzen gehören zur Familie der Araceen; der Taro ist vom Makabo dadurch zu unterscheiden, daß die Blätter am Grunde nur leicht eingebuchtet sind, und der Blattstiel unten in der Spreite eingelenkt ist, während der Makabo richtig pfeilförmige Blätter hat, also der Einschnitt bis auf den Blattstiel hinabreicht. Ferner sind die Makaboblätter auf der Oberfläche schwach glänzend, während die Taroblätter matt, um die Adern fast bläulich bereift sind. Der Taro hat gelbe, der Makabo weiße, grün und rosa angehauchte Blüten; beide blühen in den Regenzeiten.

Merkwürdigerweise pflegen die Europäer in Kamerun den Makabo, der für sie die Kartoffel in Afrika vertritt, dem Taro vorzuziehen, obwohl dieser, rein gedämpft, zweifellos wohlschmeckender ist, während die Pangwe den Makabo wenig lieben und den Taro, ihr altes Kulturgewächs, beibehalten haben. Vielleicht kommt das daher, daß sich die Europäer zuerst der Batanga-Köche, die zu den Küstenvölkern gehören, bedienten; ihnen ist der Makabo wichtiger als der Taro, und ihre Bezeichnung *akabe*, Mehrzahl *makabe*, ist bei den Europäern zu Makabo geworden. Von einer Kultur des Makabo seitens der Pangwe kann im allgemeinen kaum die Rede sein, an den alten Stellen zwischen den Planten am Dorf hat man ihn stehen lassen, so wie er von den abziehenden Vorgängern verlassen wurde; da steht er auch heute noch — halb verwildert — und jeder kann sich davon nehmen, soviel er will. Bei Besiedlung eines neuen Gebietes pflanzen dann freilich auch die Pangwe ihn beim Dorfe an und bringen es dann stellenweise zu einer regelrechten Kultur. Man unterscheidet zwei Abarten, die grüne *mfūm ekābe* (*mfūm* = weiß, hell), deren Wurzelknollen weiß sind, und eine zweite *nšūl ekābe* (*nšūl* = dunkel), bei der die Blattstiele dunkelrötlich und die Knollen ebenfalls rötlich sind. Die weiße Abart ist unstreitig die bessere, die dunkle ist zur Herstellung der bei den Europäern beliebten Makabokeks nicht geeignet.

Der Taro wird dagegen angebaut, und zwar, da er bekanntermaßen feuchten Boden liebt, in der Nähe von Sümpfen oder an wasserreichen Stellen, seltener in der Nähe der Häuser, meist zusammen mit Makabo. Die Farmen sind im allgemeinen nicht groß. Vom Taro gibt es drei Abarten:

1. *mfūm alū*: Blattstiele grün, Blattunterseite glatt;
2. *atsāle III* (von *a džā* = anfüllen, die Abart trägt so viele kleine Knöllchen, daß sie einen ganzen Teller füllen): Blattstiele bläulich, Blattunterseite glatt;

<sup>1)</sup> Gegen genaue Angaben von geschichtlichen Daten wird man sehr zurückhaltend, wenn man mit dem Schätzungsvermögen der Neger Bekanntschaft gemacht hat.

3. *undündöle III*: Blattstiele bläulich, Blattunterseite an den Blattrippen jederseits mit dunkelgrünen, flechtenähnlichen Auswüchsen.

Der Taro wird zweimal gepflanzt, in der großen und kleinen Regenzeit, und zweimal geerntet, in den darauffolgenden großen und kleinen Trockenzeiten, dabei werden alle Knollen aus dem Boden entfernt, die Farm also ganz abgeerntet; sollte einiges vergessen sein, so liest man in der nächsten Trockenzeit nochmals nach, aber damit ist es zu Ende, mehr als zwei Ernten von derselben Aussaat werden niemals gehalten. Das Stück Land, auf dem Taro gestanden hat, bepflanzt man nie zum zweiten Male, da man an sumpfigem Land genug zur Verfügung hat. Wachstumsmedizinen gibt es für Taro nicht.

Die Knollen und jungen Blätter werden als Gemüse gegessen. Übrigens ist es den Pangwe bekannt, daß nicht genügend gar gekochte Knollen „*melšūū*“, das ist Jucken im Halse usw., verursachen; sie benutzen sie ferner als Medizin bei Blutgeschwüren (*mr̄m*), indem sie die harzartige Ausscheidung des **Pachylobus fraxinifolius** Engl., Burseraceae (*asē, á*), auf die Geschwulst bringen und darüber ein Geschabsel von rohen Taroknollen schmieren, durch dieses Mittel sollen die kranken Stellen, „*nr̄gan*“, das ist schwach, weich werden.

#### Plante.

Die Schöblinge der Plante sowie ihres Nebengewächses, der Banane, werden ums Dorf herum oder in Farmen angepflanzt, gedeihen ohne Pflege und reifen zu jeder Jahreszeit. Die Plante<sup>1)</sup> oder Negerbanane **Musa paradisiaca** L. (*ek̄n*) (Abb. 56), die im Pangwegebiet in 25 Abarten vorkommt, erreicht freilich nicht die Üppigkeit der Banane, die geradezu wuchert, aber sie ist doch auch sehr fruchtbar, so recht eine Pflanze für den Neger.

R ä t s e l: *mōnēnga e ne m' okō, a wōle bē bōn, kaa nām*

Frau sie ist mir dort, sie viel gebärt Kinder, kein (ohne) Mann.

A n t w o r t: *ek̄n* = Plante.

Das ist so das Ideale: Lohn ohne Arbeit, Früchte ohne Anstrengung, Essen, das einem ohne der Hände Werk in den Mund wächst, und in diesem Sinne verdient die Plante wie ihre Schwester, die Banane, den Namen *paradisiaca* wirklich am meisten von allen Kulturgewächsen. Von der Banane, **Musa paradisiaca** var. *sapientum* L., gibt es zwei Arten, die Buschbanane (*adžūi, adž.-ek̄n*) und die Edelbanane (*et̄l, et.-ek̄n*). Man ersieht aus

<sup>1)</sup> Das Wort Plante ist aus dem englischen *plantain* übernommen und dieses wieder aus dem spanischen *plátano*, das Banane heißt. Da die Plante sehr von der echten Banane zu unterscheiden ist, so halte ich die Beibehaltung des Wortes Plante für zweckmäßig. Die Franzosen nennen sie *banane-cochon*.





Abb. 56. Pflanzen (Negerbananen) und Bananen bei Nssäläng (Fam. Essäuong).

dem Namen, daß auch bei den Pangwe die Bananen als eine Form der Pflanzen gelten. Die Edelbanane, die wir kennen, ist, so sagen die Pangwe, von der Küste her eingeführt, man nannte sie zuerst *madž̄ñi mentāngan*, d. h. Bananen der Weißen, später gab man ihnen den Namen *el̄il* vom Stamme *a l̄il* = stöhnen. „Man“ aß nämlich zu viel davon, das konnte „man“ nicht vertragen, „man“ wurde schlapp, und „man“ erlegte nichts mehr auf der Jagd usw., bei den Pangwe immer der Hauptkummer.

Auf die weniger wichtigen Gemüsepflanzen kann ich an dieser Stelle nur kurz eingehen; die Süßkartoffel, *Ipomoea batatas* L. (*d̄ḡḡ III*), wird nicht kultiviert, sie wuchert in der Nähe der Dörfer und erstickt jedes andere Unkraut, so daß man von Batatenwiesen „en miniature“ sprechen kann. Sie ist als Nahrung nicht sehr beliebt. Von weiteren Gemüsepflanzen, die teils in der Nähe der Häuser, teils auf den Farmen mit ausgesät und angepflanzt werden, ist in erster Linie zu nennen die zur Familie der Cucurbitaceen gehörige *Cucurbita maxima* Duch. (*ab̄k*), von der es vier Sorten gibt. Das Fruchtfleisch wird gegessen, ebenso das Innere der Samen, kleine unreife Früchte kommen auch ganz als Zutat ins Erdnußbündel. Die jungen Blätter werden zerschnitten und als Gemüse gegessen, doch soll man die Fruchthaut nicht entfernen, sonst würde man im Kampfe verwundet. Die Kerne müssen von den Männern vermieden werden, wollen sie nicht ihre Manneskraft in der

folgenden Nacht einbüßen, daher verstößt es gegen den Takt, wenn die Frauen die Früchte mit den Kernen den Männern zum Essen auftragen.

Von den Malvaceen und Tiliaceen werden gepflanzt: **Hibiscus** und **Corchorus** (*tégč III* = Früchte, *elčtam*). Der Name kommt von *a tčk* = schwach, denn die Blätter werden in kurzer Zeit auf Feuer gar, die Früchte heißen *elčtam* von *a tčbč elčm* = alleinstehen, denn sie stehen allein an der Spitze des Stengels, wenn das Laub verwelkt oder abgepflückt ist. Früchte wie Blätter werden gegessen. Man unterscheidet als Abarten **Hibiscus moschatus** R o x b. (*nia tčge* = richtiger Hibiscus) und die Tiliacee **Corchorus olitorius** L. (*ngbäbelčmo IV*). Unter dem Namen *esčn* faßt man drei Pflanzen verschiedener Familien zusammen, nämlich die Malvacee **Hibiscus sabdariffa** L. (*engčme-esčn*), die Polygonacee **Rumex abyssynicus** J a c q. (*ebčbčrdč-es.*) und die Melastomataceae **Dissotis decumbens** (P. B.) Trian. (*esčsčn-bongčn-b'oyek*).

Alle diese Pflanzen werden ausgesät und ihre Blätter gegessen.

Weitere Nutzpflanzen sind:

Aus der Familie der Solanaceen: **Solanum melongena** L. var. **inermis** H i e r n. (*aččn*), **Solanum dinklagei** U. D. (*oyčla*), **Solanum lycopersium** L. (*aččn nčngan* = *aččn* [S. melongena] der Weißen — von diesen drei Solanumarten werden die Früchte gegessen —, ferner **Solanum aethiopicum** L. (*ččm IV*, *enčm*) mit drei Abarten: *nič ččm* = eigentlicher *ččm*, *nčma I* und *ndzčiččm* sowie **Solanum macrocarpum** L. var. **thonningii** (*etčr-ččm* von *etčr* = S. duplosinatum U. D., wegen der Ähnlichkeit der Früchte) — von letzteren beiden Arten werden die Blätter gegessen. Aus der Familie der Amarantaceen: **Celosia argentea** L. (*ččm e mvčlč*, d. h. *ččm* der Mwele), **Celosia laxa** Schum. et Thom. (*člčm [?]*, *ebčnčgčn*), **Amarantus paniculatus** L. (*člčm IV*, *čm IV*). Aus der Familie der Labiäten: **Ocimum basilicum** L. (*osčm*), **O. gratissimum** L. (*asčb*), **Plectranthus** spec. (*avč*), *afčn* und **Aeolanthus edlingeri** Gürke (*elčlčnge NT.*, *elčngelčnge F.*).

## II. Viehhaltung.

Die Pangwe halten sich aus gleich zu erwähnenden Gründen Haustiere, doch kommt es dabei nicht zu einer ausgesprochenen Wirtschaftsform, die man als Viehzucht bezeichnen könnte. Von den vierfüßigen Haustieren kommen vor: Hund, Ziege und Schaf, von Geflügel das Huhn und neuerdings eingeführt die Ente.

Der Hund (*mvč IV*) wird im wesentlichen der Jagd wegen gehalten, er wird aber auch gegessen, mit besonderer Vorliebe von den Jaunde. In den Augen

des Europäers ist er nichts weiter als eine Karikatur, ein abstoßendes Zerrbild; ein Blick in ihre falschen Augen genügt, um die Tiere zu hassen; gewöhnlich von Geschwüren bedeckt, von diebischem und verlogenen Wesen, unfolgsam, feig und streitsüchtig zugleich, drängen sie dem Beobachter oft einen Vergleich mit ihren Herren auf; auffällig erschien mir, im Gegensatz zu europäischen Hunden, ihr nicht so stark ausgeprägter Geschlechtstrieb. Um so höher schätzt sie der Pangwe, eben wegen ihrer guten Verwendbarkeit auf der Treibjagd. Gute Jagdhunde sind sehr schwer von ihren Besitzern zu haben und gelten so viel wie mittelgroße weibliche Ziegen und Schafe (14 Mk. oder 200 Speer). Hunde haben ebensogut wie bei uns ihre Namen, die aus der Liste der menschlichen Rufnamen genommen sind oder auf Eigenschaften der Tiere in scherzhafter Weise Bezug nehmen. Öfters hat man sogar diese schweinschnauzigen Köter ganz wie Menschen mit Vor- und Vaternamen versehen oder, da die Feststellung der Vaterschaft erklärlicherweise mitunter auf Schwierigkeiten stößt, mit Vor- und Mutternamen, so: *akut-e-mban*.

Von menschlichen Rufnamen, die auf Hunde übertragen werden, stellte ich fest: *ndōño* (sehr alter Männernamen, siehe S. 100), *asōñ* (Schirmbaum, Männername), *mrōnō* (Satansaffe, *Colobus anthracinus* L e c o n t e), *ondō* (? , Männername), *ntōde-abāñ* (einzelner Fischotter, Frauenname), *mfūmežōk* (das Weiße des Elefanten d. h. Elfenbein, Frauenname), *mbāñ* (Elfenbein, Frauenname).

Sonstige Hundenamen: *obōnō* (von *obōn* = Perle, Perlengeschmückte, vielleicht auch Weibernamen), *olūñ* (Baum *Rinorea dentata* [P. B e a u v.] O. K t z e.), *ebōñenōñ* (der immer auf dem Bette liegt), *ajvžōk* (*a jv* = sich sehnen, *žōk* = Elefant, also der sich nach Elefantenfleisch sehnt), *angūñ* (Hundeglocke), *odzām* (Zwergmaki, *Hemigalago*, weil der Hund so durchs Gebüsch springt, wie die Zwergmakis auf den Bäumen), *akūt* (der Dumme).

Ziege und Schaf, von den Fang als „*kābād*“ zusammengefaßt, werden als Großkapital, aus Liebhaberei und erst in dritter Linie als Schlachtvieh gehalten. Während sonst das Wirtschaftsleben unter dem Gesichtspunkt „Essen“ betrachtet wird, tritt dieser auffälligerweise bei den Haustieren ganz in den Hintergrund gegen denjenigen der Freude am Besitz. Wir haben also eine richtige „Thesaurierung“, deren Zweck die Aufspeicherung von Brautgeld ist, mit ihren bekannten Folgen, einer bis zum Geiz gesteigerten Sparsamkeit, die sich nur bei ganz seltenen Gelegenheiten ein Stück Fleisch gestattet und vor dem Genuß gefallener Tiere nicht zurückschreckt.

Die Ziegen (*ekōle*) sind ebenso unangenehm wie die Hunde wegen ihres geradezu niederträchtigen nächtlichen Radaus und sonstiger unanständigen und respektwidrigen Eigenschaften. Das einzige uns sympathische Haustier ist das Schaf (*ntīma I*), Abb. 57, aber auch hier verdirbt das böse Beispiel der Ziegen oft gute Sitte. Ihre „Spezialität“ ist es, besonders nachts ein



Abb. 57. Schafe, Dorf Makonanám (Fam. Ojek.)

menschenähnliches Stöhnen hervorzubringen, das in seinem erschütternden Ausdruck einem die Tränen ins Auge zu treiben geeignet ist. Für Ziegen und Schafe baut man in Gegenden, wo es Leoparden gibt, Ställe (Abb. 58) aus Knüppeln, in die sie des Nachts getrieben werden.

Kastrieren ist im Pangwegebiete nur bei Ziegen üblich, nicht bei Schafen (*a tūb miāk* = [den Hodensack] aushöhlen [zu] Verschnittenen) und wird ausgeführt, „damit die Ziegen mächtig groß werden und viel Fett ansetzen“. Das Verfahren ist sehr roh; der Fachmann, der übrigens vielfach zugleich das Beschneiden der Kinder ausübt, öffnet mit dem Rasiermesser (*okōngōn*) den Hodensack der jungen Tiere durch zwei seitliche Schnitte und nimmt den Hoden heraus, dann wird der Sack vier Tage lang mehrmals täglich mit warmem Wasser ausgewaschen. Dem Wasser ist eine Medizin beigemischt, nämlich der Saft der Guttifere *Haronga paniculata* Pers. (L o i d.) (*atū,ʔn*), angeblich, um den Sack zusammenzukleben (der Baum schwitzt unter der Rinde einen klebrigen gelben Saft aus, den man auszieht, indem man Rindenstücke in Wasser legt.)

Der günstige Einfluß auf die körperliche Entwicklung des Tieres bringt eine Wertsteigerung von nebenbei 14 Mk. auf 35 Mk. (500 Speer), also eine Kapitalvergrößerung mit sich, die dem Pangwe gewiß erwünscht ist, größer aber ist noch seine Freude an dem schönen Aussehen der kastrierten Tiere.



Abb. 58. Schaf- und Ziegenstall in Massóm (Fam. Ndong), Süd-Kamerun.

Auf der Wirkung der Kastration beruht der Vergleich der symbolisch, nicht körperlich kastrierten Menschen (vgl. Abschnitt XVIII, Geschlechtsleben), die sich nun auch — bis zu einem gewissen Zeitpunkt wenigstens — geistig hervorragend entwickeln sollen, mit den kastrierten Ziegen und die Benennung jener mit demselben Namen. Daß das Fleisch solcher Tiere auch als Nahrungsmittel genommen, durch die Kastration besser wird, spielt nur eine nebensächliche Rolle.

Prächtige alte Stücke, auch nicht kastrierter Ziegen und Schafe, werden mitunter mit einem menschlichen Namen belegt, und der Besitzer würde ein derartiges Tier niemals verkaufen, nicht einmal als Heiratsgut fortgeben.

Von sonstigen Haustieren kommt nur die Katze (*pfä's IV F.*, *esi'nä*) vor, die erst ganz neuerdings von der Küste mitgebracht ist.

Von Geflügel ist einheimisch nur das Huhn (*kub IV*), von dem man nicht die Eier, sondern nur das Fleisch als Nahrungsmittel benutzt und auch das nur selten und bei besonderen Gelegenheiten. Auf seine Bedeutung in der religiösen Anschauung der Eingeborenen komme ich an geeigneter Stelle zurück.

Für die Hühner werden kleine Ställe aus Knüppeln hinter dem Hause gebaut, ferner werden ihnen Körbe an der Außen- und Innenwand des Hauses hingehängt, in denen sie ihr Brutgeschäft abmachen können, auch wird ihnen

im Hause auf einem unbenutzten Bett ein Ruheplatz nicht verweigert, falls die Glucke ihn für sich und ihre Küchlein der Sicherheit wegen für den geeignetsten hält; durch ein Loch unten in der Wand findet die Hühnerfamilie einen Ausschlußpf.

Enten mit einem roten Kragen um das Auge sind in den achtziger und neunziger Jahren eingeführt; sie gelangten etwa 1890 in das Fanggebiet und hießen *elō* (Wildente = *elōt*), später wurden sie *sō,ō' III* benannt.

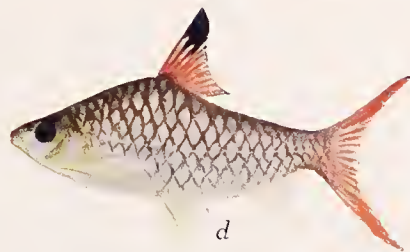
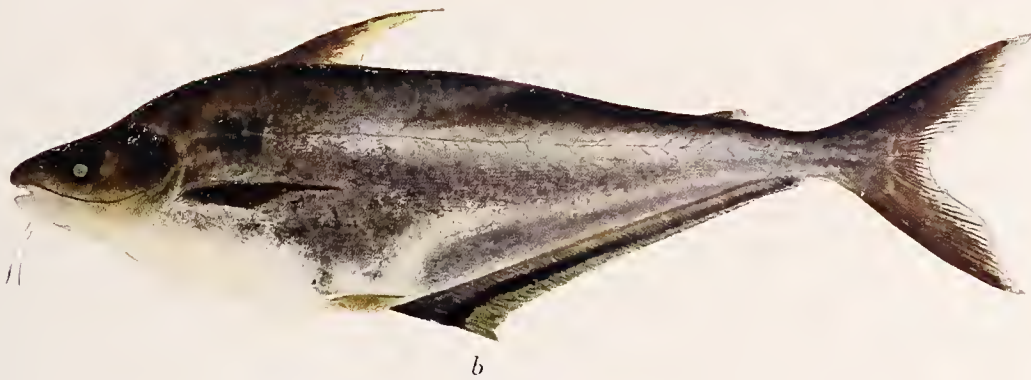
Tierfreunde, wie andere Naturvölker, können die Pangwe nicht genannt werden. Gezähmte Tiere des Waldes sieht man außer Papageien so gut wie gar nicht, selbst nicht Affen. Die Pangwe „ermüden“ = *a vōt*, sie zu pflegen und zu füttern, und man kann es den freiheitlich gesinnten Vierfüßlern und Vögeln dann nicht verdenken, wenn sie das Weite suchen oder sich zum Sterben legen. Graupapageien, die sich gleich mit ihren Rufnamen, z. B. als *esā'sā'* = Milan, jedem Fremdling vorzustellen pflegen, gibt es recht häufig; sie finden ihre Nahrung meist auf den Abfallhaufen oder unter den Speiseresten im Hause. Hin und wieder kommen jung eingefangene Wildschweine vor, einmal wurde mir ein junger Leopard gebracht, den eine Frau versucht hatte, durch Anlegen an die Brust am Leben zu erhalten, das Tier hatte aber die hilfsbereite Frau arg zerkratzt, und sie war gar bald von der freiwillig übernommenen Mutterpflicht zurückgetreten.

Die Biene, *Apis mellifica* L. var. *adausoni* (*mvāfūñ IV*, *nū,ī' IV F.*), wird nicht gezüchtet, wohl aber wird der wilde Honig (*wā,r'*, Mehrzahl *mā,r'*), der meist in Baumstämmen zu finden ist, eingesammelt und roh verzehrt.

### III. Fischerei.

Wie Westafrika überhaupt eines der reichsten Fischgebiete der Erde ist, so weisen auch die zahlreichen Flüsse und Ströme des Pangwelandes eine große Masse verschiedener Fischarten auf. Einige der hervorragendsten und typischsten Vertreter der Fischwelt des Kampo-Uellegebietes zeigt Tafel IX. Besonders reich vertreten ist hier die Familie der Welse (Siluridae). Von ihnen sind zu nennen: *Eutropius banguelensis* Blgr. (*ekīda F.*, *kīda IV Nt.*, jung = *osōb*) der Stachelwels *Auchenoglanis balayi* (Sauv.) var. *gravoti* Pellegr., das ist der Katzenfisch der Pangwe: *nsyñ I*<sup>1)</sup>, *Clarias submarginatus* P tr s. *mvā' IV F.*, *mvē' IV Nt.*) und *Clarias walkeri* G th r. (*ngō' IV*) sowie eine neue *Synodontis*-Art, *S. tessmanni* Papph., (*ebū'*) und eine neue *Clariallabes*-Art, *Cl. longicandatus* Papph. (*ndōñga I*, *odōge III*). Ferner wurden Arten aus den Gattungen *Donmea*, *Parauchenoglanis* und *Atopochilus* gesammelt. Von den Mormyriden sind zu nennen: der überall vorkommende, wegen seines merk-

<sup>1)</sup> *nsyñ I*, die Ginsterkatze, *Genetta*, weil der Fisch ebenso gefleckt ist.



## FISCHE AUS DEM KAMPO UND UELLE

- a* *Auchenoglanis balayi* (Sauv.) var *gravoti* Pellegr. (Fam. Siluridae).  
*b* *Eutropius banguelensis* Bigr. (Fam. Siluridae).  
*c* *Distichodus hypostomatus* Pellegr. (Fam. Siluridae).  
*d* *Barbus guirali* Thomín. (Fam. Cyprinidae).  
*e* *Sarcodaces odoë* (Bl.) (Fam. Characinidae).





würdigen, mit einem elektrischen Organ ausgestatteten Schwanzes beachtenswerte *Gnathouenus moorii* (Gthr.) (*ančn*), ferner *Marcusenius sphekodes* (Sauv.) (*ntótčm I*), beides kleinere, für die Pangwe unwichtigere Arten. Aus der Familie der Characiniden ist besonders erwähnenswert: *Sarcodaces odoë* (Bl.) (*nsó I*), *Distichodus hypostomatus* Pellegr. (*mbáñ I*), als neu *Alestes tessmanni* Papph. (*ekčda F. kčda IV Nt.*); aus der Familie der Cypriniden *Barbus*-Arten, so *B. guirali* Thomin (*mvč III endzřma mvč*) und der neue *B. malacanthus* Papph. sowie mehrere Arten der Gattung *Barilius*. Weiter habe ich Arten aus den Familien Cyprinodontidae, Anabantidae, Cichlidae und Mastacembelidae gesammelt, auf die ich hier indessen nicht näher eingehen kann.

Die Ausnutzung des Fischreichtums der größeren Ströme ist eine verhältnismäßig geringe, weil die Pangwe sich mit ihren schlechten Flößen auf den meist reißenden Gewässern zu unsicher fühlen, und die wenigen vorhandenen Einbäume, die außerdem den Verkehr an den Übergangsstellen bewältigen sollen, zu einer genügenden Ausbeutung des Fischreichtums nicht ausreichen und für einen Fischereibetrieb überhaupt nicht geeignet sind, dazu kommen die Abgeschlossenheit der Dörfer und die schlechten Verkehrsverhältnisse. Im einzelnen schaffen die hydrographischen Verhältnisse schon auf ziemlich kleinem Gebiet große Verschiedenheiten, so spielt z. B. in Jaunde die Fischerei nicht die große Rolle wie im Süden, die Bawa (Unterstamm der Jaunde) kennen beispielsweise außer dem Fischtreiben nur vier Fangmethoden, nämlich den Korbwehfang mit langen Körben (*nsčp I*) und den mit gewöhnlichen Körben (*nkčč I*), das Vergiften der Fische (*ngčm IV*) und das Angeln.

Um ein allgemeines Bild von dem Fischereibetriebe zu geben, dessen wechselnde Formen in den verschiedenen Gegenden zu schildern zu weit führen würde, bespreche ich nur die verschiedenen Verfahren, die ich bei den mittleren Pangwe im Flußgebiet des Kampo mit seinen linken Nebenflüssen, des Uelle in seinem Mittellauf und vor allem seiner Nebenflüsse Bin-fille, Abea usw. kennen gelernt habe. Die besten Monate für den Fischfang sind dort September bis Februar, wenn die Flüsse nach ihrem höchsten Stand anfangen zu sinken; während der übrigen Zeit wird nur geangelt oder hier und da ein Korb gelegt.

Die Fischerei ist Männerarbeit mit alleiniger Ausnahme des Fischtreibens, das Sache der Weiber ist. Die Methoden sind folgende:

### 1. Fischtreiben, *a lčk* (Zeitwort).

Es besteht darin, daß in seichten Bächen oder Quellläufen das Wasser mit flachen Körben, sogenannten Buschtellern (*dččd*), stromabwärts getrieben

wird, nachdem zuvor ininigem Abstände Querdämme aus Steinen oder Zweigstücken aufgeworfen sind. Diese verhindern die Fische zu entkommen. Dann fischen die Frauen mit einem engmaschigen, flachen Netze, das an einen zusammengebogenen Stengel aus der biegsamen Scitaminee **Trachyphrynum violaceum** Radl. (*nkõmonkõmo*) gebunden ist und wie der Buschteller eigentlich zur Kücheneinrichtung gehört (zum Kassavewaschen verwendet), die stehengebliebenen Lachen durch.

Die Ausbeute besteht nur in finger-, höchstens spannenlangen Fischchen, verschiedenen Schnecken, Garneelenarten<sup>1)</sup>, Libellenlarven und sonstigem niederen Getier, aber die Gesamtmenge ist ziemlich groß, alles wird gegessen, und das Fischen macht den Frauen einen Hauptspaß, denn alle naselang sieht man die gesamten Weiber eines Dorfes vom ältesten Mütterchen bis zu dem kleinsten Mädchen nach dem Urwald auswandern, wo sie einen geeigneten Bach wissen, und dort nach Herzenslust bis in die späte Nacht im Wasser herum-patschen. Oft erst, wenn der erste Uhu seinen schaurigen Ruf durch den stillen Wald ertönen läßt, kehrt die Gesellschaft mit reicher Beute, die kaum in den langen Frauenkörben (*nkân*) zu bergen ist, ins Dorf zurück. Bei Gelegenheit des Treibens bauen die Weiber *f̄s* F., *pf̄s* Nt. oder *eb̄da*, das sind Haufen dicht am Ufer ins Wasser geworfener Steine, Aststückchen usw., unter denen sich die Fische sammeln. Beim nächsten Fischtreiben dämmen sie ober- und unterhalb dieser Stellé den Bach ab und fangen nun leicht die Fische nach Ablaufen des Wassers.

Die Jaunde wenden diese Methode auch in größeren Bächen und nicht zu tiefen Fließchen an, wo allerdings keine Dämme gezogen, sondern die Fische in seichte Buchten oder auf den überschwemmten Waldboden getrieben werden. Natürlich kann ein solches Treiben nur von einer größeren Anzahl Menschen zugleich ausgeführt werden, und deshalb ruft der Häuptling die Weiber aus der Umgegend zusammen, geht mit ihnen an die Stelle, wo sie fischen wollen, und stellt sie an ihre Plätze. Von der Beute erhält er dafür eine bestimmte Abgabe, und zwar muß ihm jedes Weib die Hälfte ihres Fangs — bei ungerader Zahl rundet man nach oben ab — ausliefern.

## 2. Fischtreiben (*ab̄lã*).

Es entspricht dem eben von den Jaunde beschriebenen Verfahren, findet aber nur nachts und ohne Absperrung des Wassers in größeren Flüssen statt.

## 3. Kinderangeln (*ngãk IV*).

Die Ntum- und Fangjungen fangen sich kleine Fische mit Angeln aus den Stacheln des Quastenstachlers, die vor der Spitze umgeknickt und vermittelt

<sup>1)</sup> In der Hauptsache von **Palaemon macrobrachyum** Herklot's (*nwõs I*) und **Caridina togoensis** Hlgd. (*s̄,ñ IV*).

der sehr festen Wurzelfäden der Aracee *Rhektophyllum mirabile* N. E. Brown (*nd̄s IV, kl̄s IV*) in Hakenform zusammengehalten werden.

#### 4. Die Angel (*nl̄b I*).

In Jaunde kennt man eine Angel ähnlich der unsrigen aus Schnur, Rute, Haken und Schwimmer, die nach Angabe meiner Jaunde schon vor Ankunft der Weißen in Gebrauch gewesen ist. Die Angeln der Fang und Ntum (Abb. 59) sind wesentlich anders; ihr Haken wird durch einen an der Schnur befestigten Stein auf dem Grund festgehalten; früher hatten sie auch einen Schwimmer, er ist indes später meist als zwecklos aufgegeben worden. Der Angler hockt mit der Schnur in der Hand auf einem Floß oder Kanu, das im Ufergestrüpp verborgen liegt. Als Köder dienen überall Würmer.

#### 5. Tauangel oder Hängeangel (*ek̄le nl̄b, el̄j̄ nl.*).

Sie unterscheidet sich von der eben genannten nur dadurch, daß die Schnur an einem über den Fluß gespannten Liantau befestigt ist, ins Wasser hineinhängt und durch den als Senker wirkenden Stein in der Lage gehalten wird.

(*mb̄m*), Tafel IX, auf, und ihn fängt man hauptsächlich auf diese Weise. Der Name stammt von einem Kraut (*nḡm*), das im Jaundegebiet vorkommen soll und dort zum Fischtöten benutzt wird; dann wurde der Name als Sammelname auf alle anderen Fischgifte übertragen. Im Süden werden folgende Pflanzen dazu verwendet:

1. Schoten der furchtbar (nach Abwasser) stinkenden Leguminose *Pachy- elasma tessmannii* H a r m s (*mak̄ō̄ III*);

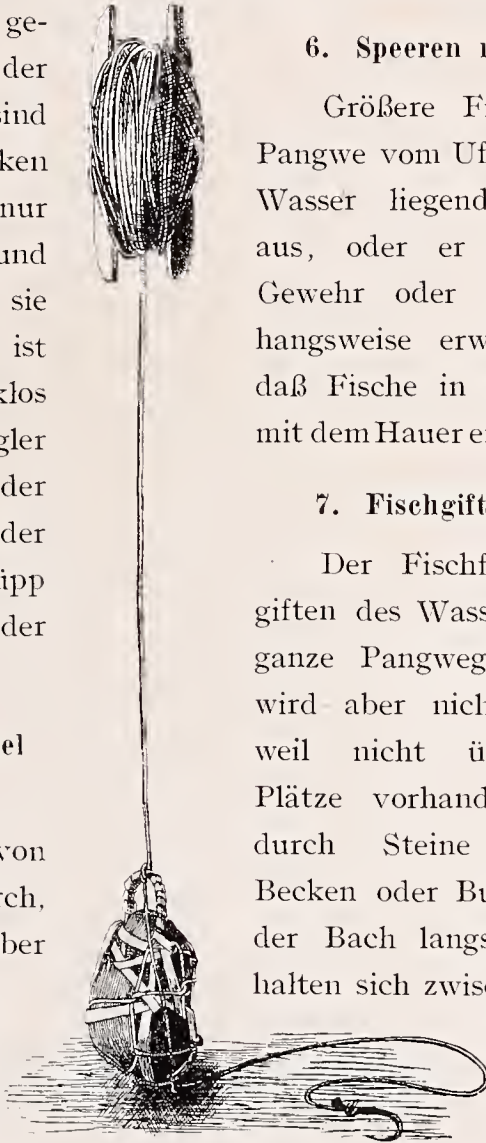


Abb. 59. Angel.

#### 6. Speeren und Schießen.

Größere Fische speert der Pangwe vom Ufer oder einem im Wasser liegenden Baumstamm aus, oder er schießt sie mit Gewehr oder Armbrust. Anhangsweise erwähne ich auch, daß Fische in seichtem Wasser mit dem Hauer erschlagen werden.

#### 7. Fischgift (*nḡm IV*).

Der Fischfang durch Vergiften des Wassers ist über das ganze Pangwegebiet verbreitet, wird aber nicht häufig geübt, weil nicht überall geeignete Plätze vorhanden sind, d. h. durch Steine abgeschlossene Becken oder Buchten, in denen der Bach langsam fließt; hier halten sich zwischen den Steinen

besonders gern  
*Distichodus hy-*  
*postomatus*  
P e l l e g r.

2. Früchte einer Rubiacee (*oyō'*); meist mit 1 zusammen;
3. Blätter und Stengel der Passifloraceen **Ophiocaulon eissampeloides** H o o k. f. und der **Adenia lobata** (J a c q.) E n g l. (gemeinschaftlicher Name *undündü* oder *ündöndöle a ndžrk*);
4. Blätter von **Duverronia extensa** (T. A n d.) L i e b., Acanthaceae (*ngünekiä, 7-nya-zäm IV*)<sup>1)</sup>, zerrieben, bis es schäumt; meist mit 3 zusammen;
5. Rindenstücke der **Piptadenia africana** H o o k. f., Leguminosae (*tüm IV*);
6. Rindenstücke der **Rinorea dentata** (P. B.) O. K t z e., Violaceae (*olü, ñ*) meist mit 5 zusammen;
7. Schoten der Leguminose **Tetrapleura thonningii** H o o k. f. (*agbwā' III, esšē'7,*)<sup>2)</sup>, zerrieben;
8. Blätter der Leguminose **Tephrosia vogelii** H o o k. f. (*ndäwölö III*)<sup>3)</sup>, zerrieben.

### 7. Fischwehr (*oläm*).

Die großartigste und ergiebigste, freilich auch umständlichste Vorrichtung für Fischfang ist das Fischwehr (Abb. 60). Es schließt den Fluß quer ab

und besteht aus drei Teilen, dem Hauptwehr (a) und zwei Seitenwehren (b), das sind Wände aus dicht gestellten Knüppeln oder aus Stöcken, zwischen denen Blätter oder

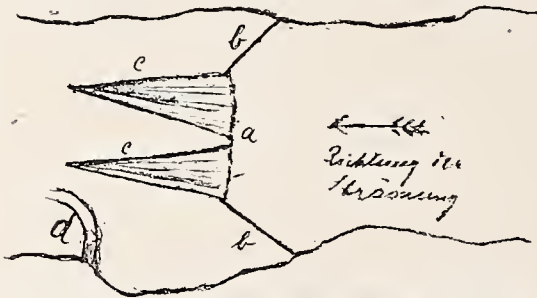


Abb. 60. Lageplan einer Fischwehr in der Abea. a Hauptwehr, b Seitenwehren, c Roste der Hauptwehr, d am Ufer wachsender, über das Wasser geneigter Baum.

Rindenplatten (Hauptwehr) befestigt sind. In den Seitenwehren werden unten am Grunde Ausschnitte angebracht und in sie Körbe eingelegt. Das Haupt-

wehr setzt sich dicht unter dem Wasserspiegel in ein bis vier dreieckige Roste (c) fort, die in der Stromrichtung schräg von unten nach oben so eingestellt sind, daß ihre Spitzen etwas aus dem Wasser herausragen.

Selbstverständlich können solche Wehre nur zur Zeit des tiefsten Wasserstandes gebaut werden; steigt der Fluß, so führt er viele Fische mit sich und

<sup>1)</sup> Auch die Acanthacee **Lankesteria elegans** (P. B.) T. And. (*ngünekiä, 7 IV*) scheint für Fische giftig zu sein. Nach Angabe der Neger zerreibt man die Blätter auf Steinen, die im Wasser liegen; dann kommen die Fische (wohl betäubt) an die Oberfläche und werden mit dem Hauer erschlagen.

<sup>2)</sup> Sie duften übrigens sehr schön nach Heißwecken, darin gerade das Gegenteil von **Pachyelasma**.

<sup>3)</sup> Vom Stamme *a wölö* morden; vergl. *wöle* (Uelle) = der Mordende.

treibt diejenigen, welche nicht in die Körbe der Seitenwehre geraten, auf die Roste, auf denen sie oft in großen Mengen liegen bleiben und von den Negern einfach abgenommen werden. Man gelangt dahin, indem man vom Ufer aus eine eigene Brücke baut oder auf dem Rand der Seitenwehre entlang klettert.

Diese Art Fischwehr ist überall mit Ausnahme des Nordens verbreitet. Meist regt der Häuptling einige Leute zu dem Bau an, diese haben dann das alleinige Besitzrecht auf Fischwehr und Fische, geben ihren Verwandten und Bekannten wohl unentgeltlich von dem Fang ab, sei es aus Gemeinsamkeitsgefühl, sei es aus der Berechnung, bei ähnlicher Gelegenheit von ihnen ebenso bedacht zu werden, lassen sich von Fremden aber bezahlen, und zwar je nach Größe 1 oder 2 Speer (7 bzw. 14 S) für das einzelne Stück. Der größte Teil der Ausbeute wird sofort verzehrt, der Rest wird getrocknet. Bei dem schnellen Verfaulen der Fische in den Tropen kommen nur wenige über ihren Fangort hinaus, zumal die unsicheren Verhältnisse im Fanggebiete einen regelrechten Tauschhandel verhindern<sup>1)</sup>.

Neben der eben genannten aus Haupt- und Seitenwehren bestehenden Vorrichtung kommen auch die Seitenwehre allein als selbständige „Korbwehre“ vor. Sie sind weniger ergiebig, dafür aber nicht an einen bestimmten Wasserstand gebunden und liefern deshalb einen gleichmäßigen Ertrag. Man verwendet für sie drei verschiedene Korbbarten:

8. *nkö,é* I = gewöhnliche Körbe,
9. *ayä* = kurze Fischkörbe (Abb. 61),
10. *nsö,ñ* I = lange Fischkörbe (Abb. 62),

und zwar meist je zwei zugleich.

In kleineren Flüssen oder Bächen, z. B. dem Miemie, Nebenfluß des Kje, werden *nsö,ñ* und *ayä* gelegt, in großen Flüssen eine größere Form der *ayä* und *nkö,é*, und zwar immer die zwei Arten Körbe in einem Wehr, da man die Erfahrung gemacht hat, daß die eine Fischart sich leichter in der einen Sorte von Körben fängt, eine andere wieder leichter in einer anderen. Nur selten war eine Korbbart, z. B. *nsö,ñ*, ausschließlich verwandt. Diese langen Körbe *nsö,ñ*, die bis zu 30 cm Durchmesser haben können, sind besonders in Jaunde üblich, kommen aber auch im Süden vor. In ein Wehr werden gewöhnlich drei bis vier Körbe gelegt, etwa zwei *ayä* und zwei *nsö,ñ* (Abb. 63). Zu beachten ist dabei, daß die langen Körbe *nsö,ñ* mit der Öffnung nach der Quelle zu liegen, dagegen die *ayä* (wie übrigens auch die *nkö,é*) mit der Öffnung nach der Flußmündung zu, so daß auch die flußauf wandernden Fische gefangen werden. Das aus *ayä* und *nsö,ñ* bestehende Wehr gilt folgenden

<sup>1)</sup> Märkte gibt es überhaupt nicht.



Abb. 61  
Kurzer Fischkorb.

Tieren: Stachelwelsen (Sammelname *kōmēšūm IV*)<sup>1)</sup>, *Clarias walkeri* (*ngō*), *Synodontis tessmanni* Papph. (*ngōñ, nwōñ I*), ferner *Marcusenius sphekodes* (Sauv.) (*ntōtōm*), *Gnathonemus moorii* (Gthr.) (*anēn*), Krebsen, Taschenkrebse, *Palaemon*-Garneelen (*nwōs*) usw., auch werden *Clariallabes longicaudatus* Papph. (*ndōña I*) darin gefangen.

Die Körbe *nkōē* sind ebensgroß wie die gleichnamigen von den Frauen bei der Feldarbeit benutzten und haben einen Trichter, durch den die Fische ins Innere, aber nicht wieder zurück gelangen; in ihnen werden hauptsächlich gefangen: *Sarcodaces odoe* (*nsó I*), Tafel VIII, *Clarias walkeri*, Stachelwelse, *Xenocharax spilurus* Gthr. (*mfřgā, mfřnga I*), *Anabas pleurostigma* Blgr. (*awññ*), *Parauchenoglanis guttatus* (Lönnb g.) (*ebā, evūs*), *Eutropius banguelensis* Blgr. (*nkāde III*, jüngere Stücke = *okiē III*) und Taschenkrebse; dagegen wird nicht erbeutet *Barbus guirali* Thom. (*mrāā III*).

#### 11. Korbfrage (*ngū,ā IV*).

Die Korbfrage (Abb. 64) ist ein länglicher, mit einer Klappe vor der Öffnung versehener Korb. Die Klappe wird nach Muster der Zugfallen durch eine am Ufer aufgestellte Vorrichtung zugezogen, wenn ein Fisch das im hinteren Ende des Korbes angebrachte Hebelsystem auslöst. In den Korb, der in nicht allzu tiefen Gewässern am Grunde fest verankert wird, legt man eine Schnecke als Köder. Diese Frage ist hauptsächlich für den Fang von *Clarias walkeri*

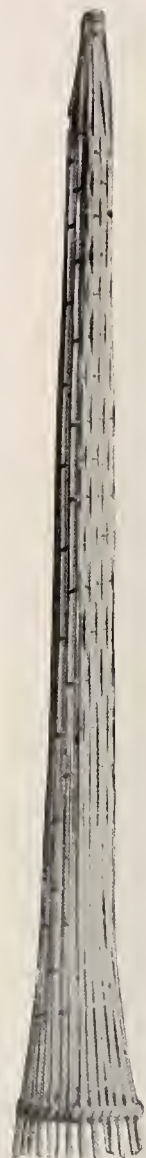


Abb. 62.  
Langer Fisch-  
korb für  
Korbwehre.

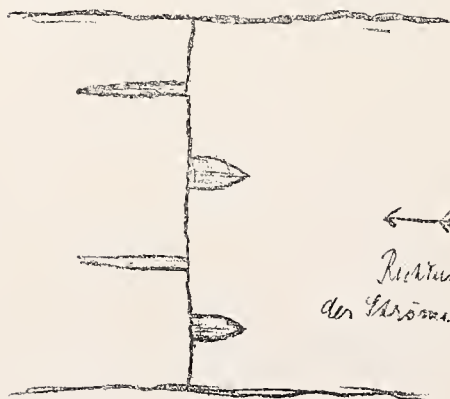


Abb. 63. Lageplan eines Korbwehres.

und von Taschenkrebse (*kādā*) berechnet.

#### 12. Fangkorb (*ngū,degō III*),

ist ein kleiner, mit einem Trichter vor der Öffnung versehener Korb (Abb. 65), der für den *Clarias walkeri* bestimmt und, mit einem Köder versehen, in einem Flusse ausgelegt wird. Der Köder besteht aus Stücken eines Ameisennestes (dies *dzāk, ndzāk IV*

<sup>1)</sup> *kō(s)-a-masūm*, d. h. Fisch mit Rückenstacheln.

genannt) mitsamt den Ameisen von der Art *Cremastogaster striatula* E m. (*esōn*, *osōn*) oder aus Stücken von Baumtermitenestern (gleichfalls *dzā'k*).

In derselben Weise werden die Fischkörbe *ayā'*, mit Kassaveköder<sup>1)</sup> oder auch mit Zweigen (ohne Blätter) der *Oxystigma buchholzii* Harms, Leguminose (*pfūñ IV*), versehen, einzeln ausgelegt. In diesem Falle heißen sie *ewñ,a-aya'* (von *a wñ,a* = auswerfen).

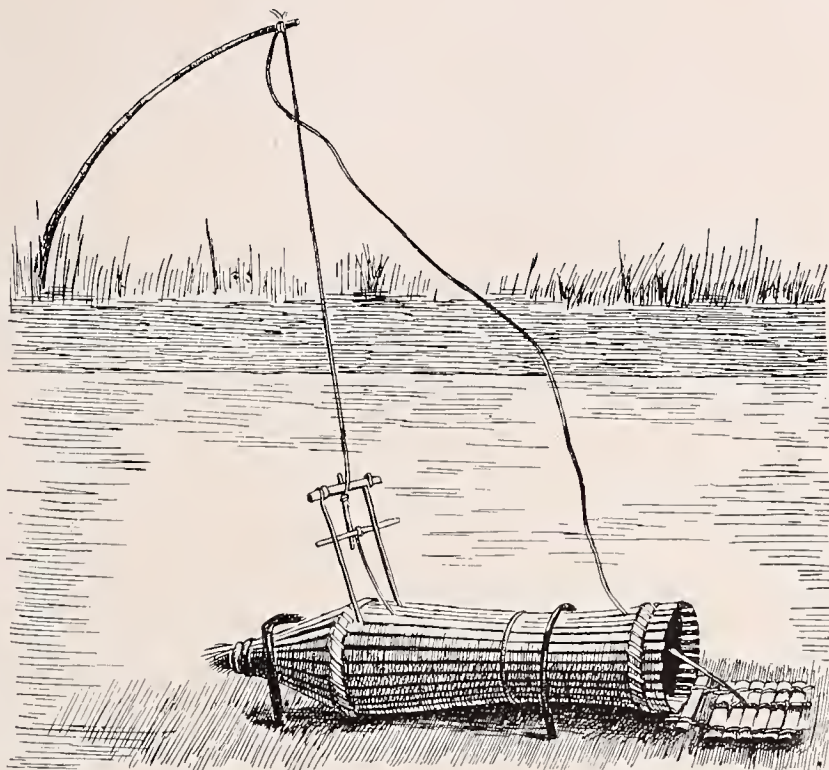


Abb. 64. Korb-falle für Fische.

### 13. Riesenfischkörbe (*edñ,gǎ*, *adñǎ*).

3—4 m lange, 1—2 m breite Körbe, so groß also, daß 4—5 Leute in ihnen Platz hätten, werden in tiefe Gewässer versenkt, wo sie das erste Mal vier, später jedesmal drei Tage liegen bleiben. Der ganze Korb wird losc angefüllt mit Zweigen der Leguminose *Millettia thonningii* B a k. (*ončmežok*), der *Impatiens dichroa* H o o k. f. (*ejēs*) und besonders der Euphorbiacee *Cleistanthus angolensis* M. A r g. (*ngbā'de I*), alles Pflanzen, deren Schleim oder Blätter die Fische fressen, ferner mit den beblätterten Stengeln des Kardamoms, *Aframomum albo-violaceum* K. Sch. (*adžōm*), oder der verwandten Scitaminee *Renealmia albo-rosea* K. Sch. (*adžōm-mekām*), deren Geruch die Fische lieben, sowie schließlich mit den Wurzeln der Kassave und der Euphorbiacee *Uapaca guineensis* M u e l l. A r g. (*asām*), zwischen denen sich die Fische gern aufhalten. Der Korb ist an der Vorderseite offen und wird mit dieser offenen Seite zuerst aus dem Wasser gezogen, so daß die Fische — außerdem durch das Wurzel- und Zweigwerk behindert und verwirrt — nicht so schnell entweichen können.



Abb. 65. Fangkorb für Fische.

<sup>1)</sup> Ganze Wurzeln gekocht (*agbwā'ma mbññ*) und kleingeschnittene, getrocknete Kassave (*ndžāñ mb.*).

#### 14. Riesenfischkasten (*esi,ĉ, bā,ū III*).

Statt der Riesenkörbe werden auch Kästen verwandt, die aus Rinde hergestellt, bei einer Länge von 3—4 m 1,5 m hoch sind. Von den Körben unterscheiden sie sich außer in ihrer Form durch einen Deckel, der im Wasser offen steht und sich zuzieht, wenn der Kasten hochgezogen wird.

Die Riesenfischkasten und -körbe sind nicht leicht herzustellen und zu handhaben, und man sieht sie deswegen nicht häufig.

#### 15. Fischgraben (*mvē,ī IV., mvĕ*).

Ein Graben (Abb. 66) wird senkrecht zur Richtung des Flusses ausgehoben, gegen diesen durch eine in der Mitte mit einer Falltür versehene Rindenwand (*a*) abgeschlossen und mit Köder aus Nestern der oben erwähnten Ameisenart (*c*) versehen. Quer über den Graben baut man einen Steg (*b*). Nachdem man die Tür einige Tage hat offen stehen lassen, schließt man sie eines Nachts vom Steg aus und fängt die Fische, hauptsächlich wieder *Clarias walkeri* und nebenbei noch *Marcusenius (ntotom)*, mit einem Netz heraus. Nur im südlichen Gebiete üblich.

Runde Fischnetze, die ausgeworfen werden und sich im Sinken fallschirmartig ausbreiten — wie sie an der Küste überall gebräuchlich sind —, kennen die Pangwe nicht. Das kleine, runde Netz, das die Weiber zum Kassavewaschen wie auch als Fischkätscher gebrauchen, ist bereits erwähnt. Es bleibt nur noch ein Fischfanggerät zu besprechen, die

#### 16. Netzfalle (*olāñ*).

Sie besteht aus der Verbindung eines Netzes mit einem Gerüst. Das Gerüst zeigt Abb. 67 von hinten gesehen; es sind drei Einzelteile vorhanden: Der vordere Galgen *a* mit zwei Querhölzern *d*, der hintere Galgen *b* mit der Tragleiste *c* und der Mittelteil. Letzterer ist zusammengesetzt aus dem Netzreifen *f*, dem daran gehängten Netz (das in der Abbildung noch nicht aufgesteckt ist) und drei langen in *x* befestigten Raphiastengeln, einem freien (*g*) und zwei anderen (*e*), die noch in *y* und *z* an den Netzreifen festgebunden sind und dem Querholz *c* aufliegen. Eine Person, die auf dem vorderen Galgen sitzt, kann mit dem Stock *g* das Netz handhaben; sie kann es damit herunterlassen (Abb. 68) oder, wenn es nicht gebraucht wird, heraufheben, zwischen die Stangen *d* schieben und nun *g* auf *c* zurücklegen (Abb. 69). Das Gerüst wird so, daß das Netz auf den Grund zu liegen kommt, in einem Bach aufgestellt und dieser an beiden Seiten eingedämmt, so daß die Fische von der Strömung in das Netz getrieben werden, aus dessen spitz zulaufendem Beutel sie nicht



entfliehen können (vergl. Abb. 69). Das Netz wird *el'ltáne* genannt. Erklärlicherweise werden in der Netzfalle, die schon wegen ihrer Form nicht übermäßig praktisch genannt werden kann, nur kleinere Fische gefangen.

#### IV. Fallenstellerei.

Die — nach Ackerbau und Fischfang — drittichtigste Wirtschaftsform ist die ausschließlich in den Händen der männlichen Bevölkerung liegende Fallenstellerei. Die verschiedenen Fallen, die der Pangwe baut, lassen sich folgendermaßen einteilen:

- A. Fallen, in die das Wild hineinstürzt:
  - 1. Grubenfallen (*ebéŕ, ndáñ I*).
- B. Fallen, die durch Niederstürzen eines Balkens, Tellers oder Eisens wirken.
  - 2. Schlagfallen (*eküŕ,dí*),
  - 3. Schlagteller (*akui*),
  - 4. Speerfalle (*elüŕ*).
- C. Fallen, die aus einer Zugschlinge bestehen:
  - 5. Einfache Schlingen (*asŕma* usw.),
  - 6. Zugfallen (*olám*):
    - a) Bodenzugfallen (*olám*)<sup>1)</sup>,
    - b) Baumzugfalle (*nkpwäs I*),
    - c) Halbaffenfalle (*mbáñ I*),
  - 7. Frankolinfalle (*ndöŕ IV*),
  - 8. Bogenfallen (*ekŕle*).
- D. Fallen, die Lärm schlagen:
  - 9. Zibethkatzenfalle (*nlñ I*).

##### 1. Grubenfallen (*ebéŕ, ndáñ I*).

Die einfachste Form der Falle, die Grube, ist über das ganze Gebiet verbreitet. Überall an Wegen durch den Urwald befinden sich schmale, rechteckige Gruben von oft 3 m Tiefe so dicht am Wege, daß sie — sorgfältig bedeckt wie sie sind — mitunter Fußgängern, die nicht genau achtgeben, gefährlich werden können. Sie gehen nach unten so schmal zu, daß ein Mensch, der hineingestürzt ist, in halber Höhe zwischen den Wänden eingeklemmt hängen

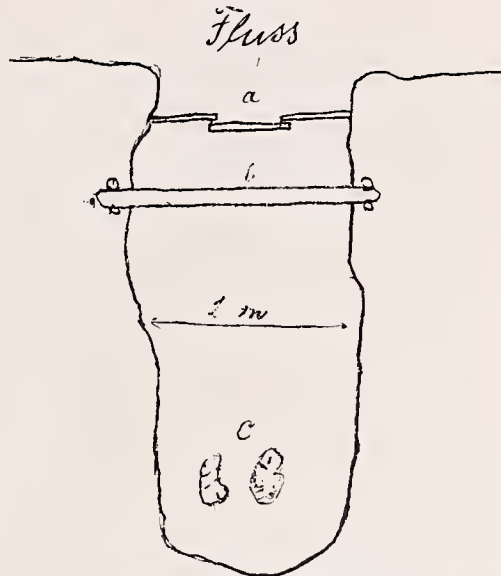


Abb. 66. Lageplan eines Fischgrabens.  
a Rindenwand mit Tür, b Steg, c Köder.

<sup>1)</sup> Nicht zu verwechseln mit dem *alám* (Fischwehr).

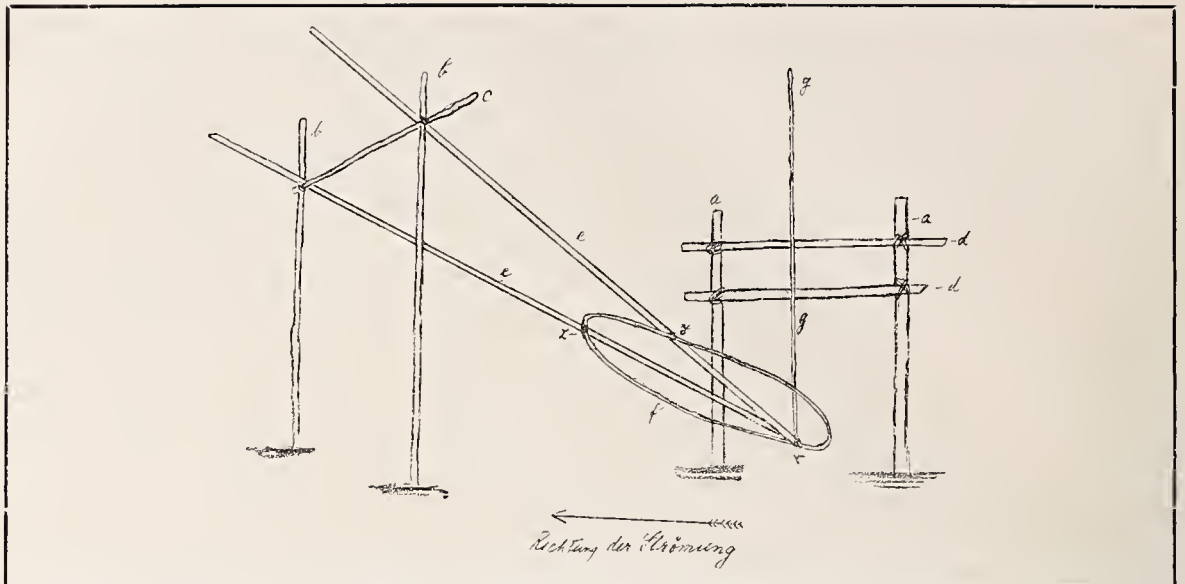


Abb. 67. Gerüst einer Netzfalle für Fische.

bleibt und allein nicht wieder heraus kann. Gruben mit spitzen Pfählchen auf dem Grunde sind nicht für Wild, sondern nur im Kriege in Gebrauch. Die Gruben werden gewöhnlich von zwei Leuten, den Eigentümern, angelegt, von denen der eine gräbt, der andere die Erde wegträgt. Der erstere darf nach dieser Arbeit fünf Tage lang geschlechtlich nicht verkehren. Die Grube ist nämlich ein Loch, wie das weibliche Geschlechtsorgan; würde er sich also durch den geschlechtlichen Verkehr mit der Frau beflecken, so würde er auch in der Grube nichts fangen.

## 2. Schlagfallen (*ekǖdī*).

Von Schlagfallen, d. h. Fallen, in denen das Tier durch einen über einem Gange liegenden und durch eine Schnappvorrichtung ausgelösten Baumstamm oder durch einen frei aufgestellten und hochgerichteten, beschwerten Teller erschlagen wird, unterscheiden die Pangwe sieben Abarten, und zwar:

### A. Eigentliche Schlagfallen für Wild:

1. *ekǖdi-osāb* oder *osāb*,
2. *ekǖdi-esōdō*,
3. *ekǖdi-nkōk*,
4. *alījā-ekǖdi*.

### B. Rattenschlagfallen:

5. *ekǖdi-o-si*,
6. *ekǖdi-o-job*.

### C. Schlagteller:

7. *akūi*.



Abb. 68 und 69.  
Fischfang mit einem Netz, das in Verbindung mit einem Gerüst steht.

Die einträglichste und deshalb häufigste Schlagfalle für Wild ist die in Verbindung mit einem Wildgatter aufgestellte *osāb*. Sie ist in Abb. 70 Fig. 1 und 2 abgebildet. Das Gatter zieht sich mit verschiedenen Durchlässen oft durch den ganzen Wald, zumeist an den Wegen entlang, und besteht aus nebeneinander eingeschlagenen Stöcken, die entweder dicht aneinander stehen oder in größeren Zwischenräumen und dann mit Blättern von *Sarcophrynium velutinum* (*okiakui*), der Raphiapalme oder der Sunipfpalme verflochten werden, so daß die meist kleineren Tiere an dem Gitter entlang laufen und keinen anderen Ausweg finden als jene Durchlässe. Hier werden die eigentlichen Fallen eingebaut: man zieht quer zum Gitter einen Gang aus zwei Reihen dicht nebeneinander eingeschlagener Stöcke (*i*), von denen der vordere oder einer der vorderen (in der Abbildung der linken Seite), *k*, oben eine Gabel trägt. In den Gang wird ein Baumstamm *g* so eingespannt, daß er mit seinem hinteren Ende dem Boden aufliegt und durch andere Stämme (*h*) beschwert, mit dem vorderen Ende dagegen an einem Hebel (*e*), der in dem Gabelstock *k* einen Stützpunkt findet, aufgehängt und in der Schwebe gehalten wird. Der Hebelstock *e* wird seinerseits von einer Schnappvorrichtung gehalten, die bei allen Schlag- und Zugfallen in gleicher Weise wiederkehrt und hier deshalb ein für allemal beschrieben werden soll. Die Vorrichtung besteht aus einem Fallenbogen *a*, der beiderseits in den Boden gesteckt wird, und einem Klemmstock *b*, der durch ein Holzstückchen *c*, den Klemmer, an den Fallenbogen gedrückt wird. Die Verbindung dieser Auslösevorrichtung mit dem Hebel geschieht durch ein an den Klemmer geknüpftes Tau *d*, das an dem freien (linken) Hebelarm festgebunden ist und so den an dem anderen Hebelarm aufgehängten Baumstamm hochhält. Der Klemmstock *b* reicht durch die Gitterstäbe frei in den Gang und wird hier durch Laubwerk, das über giebel-förmig geknickte Stäbe *m* gelegt ist, verdeckt.

Tritt nun ein Tier in den Gang und auf den Klemmstock, so wird dieser niedergedrückt und dadurch der Klemmer ausgelöst, der Hebel fliegt mit seinem linken Arme hoch, und der Baumstamm fällt herunter.

Diese Schlagfalle wird trotz der großen Arbeit, die das lange Gitter erfordert, meist nicht von allen Dorfbewohnern gemeinschaftlich, sondern — wie das Fischwehr — von zwei Männern hergestellt. Sie fängt besonders folgende Tiere: Hamsterratte *Cricetomys dissimilis* Rochebrune (*kūi*), Quastenstachler *Atherura africana* Gray (*ngūm*), Eichhörnchen, die Zwergantilope *Cephalophus melanorhens* (*ogbwān*), in der Nähe von Gewässern das Hirschferkel *Hyemoschus aquatilis* Ogilby. (*riññ*, Mehrzahl *lōñ*), von Vögeln einige am Boden lebende Arten, wie Tauben, Perlhühner, Frankolin *Francolinus squamatus* Cass. (*ogbwā*), Drossel *Turdus saturatus* Cab. (*elītō*) und Nachtralle *Himantornis*

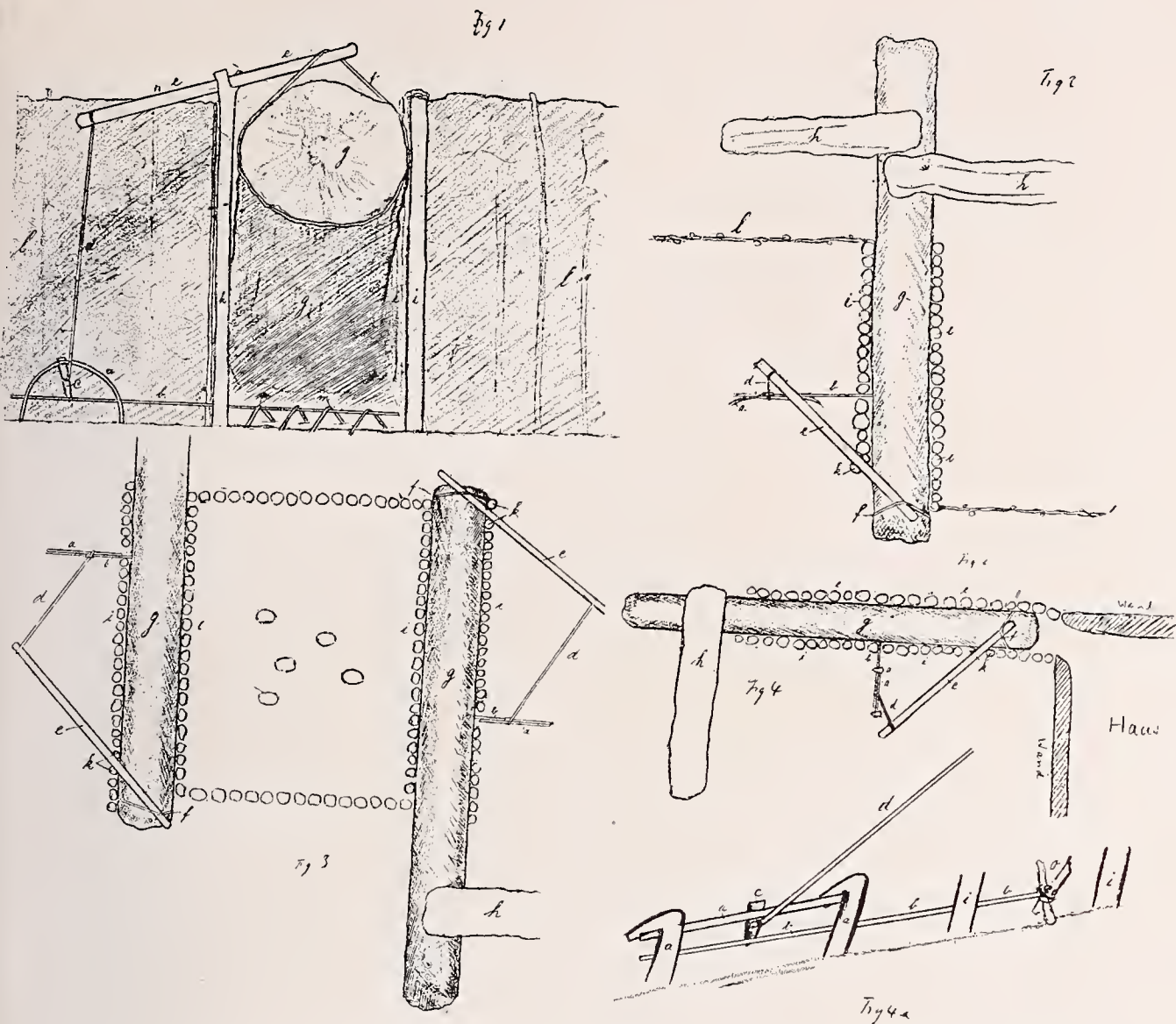


Abb. 70. Schlagfallen.

Fig. 1 und 2. Schlagfalle für Wild: *osab*, von vorne und Lageplan. Fig. 3. Doppelschlagfalle *aluna-eküidi*, Lageplan. Fig. 4. Rattenschlagfalle *eküidi-o-si*, Lageplan. Fig. 4a. Auslösevorrichtung.

*haematopus* (Tem.) Hartl. (*nkūlāngū*), deren auffälliger Ruf auch mit der Schlagfalle in Verbindung gebracht wird<sup>1)</sup>. Schließlich geraten auch hin und wieder Nilvarane hinein.

Von der *osāb* unterscheidet sich die *eküidi-esādā* nur durch das Fehlen des Gatters und die dadurch nötig werdende Beigabe von Köder. Man legt

<sup>1)</sup> Die Ralle ruft:

*ma kbwōl' eküi'd' o si, — kū,*  
ich falle (in die) Schlagfalle hinein, fällt zu (lautnachahm.),

oder:

*ma kbwōl' eküidi — ma kūi.*  
ich fall' in die Falle — ich entwische.

Bananen für Halbaffen und Fleckenroller, tote Ratten für die Ginsterkatze, Früchte der Tiliacee *Desplatsia dewevrei* B u r s e t (Früchte = *ngók IV*) für Hamsterratten und Quastenstachler, Kassave für dieselben, für Eichhörnchen und Feldmäuse.

Eine gleiche Falle wird neben niedergestürzten Baumstämmen (*nkók*), an denen sich Wildfährten entlang ziehen, gebaut und heißt dann *eküidi-nkók*. Natürlicherweise fällt hier wieder die Köderung weg.

Die *aluna-eküidi* (Abb. 70 Fig. 3) ist eine Zusammensetzung zweier Schlagfallen. An einen kleinen viereckigen, bis auf zwei Durchlässe eingezäunten Platz, in dessen Mitte die Früchte der Guttifere *nsəngömö III* als Köder gelegt werden, sind die beiden Fallen so angebracht, daß sich die eine nach vorn, die andere nach hinten öffnet. Die Tiere, Hamsterratten, Quastenstachler, Streifeneichhörnchen und Mäuse, sehen die Früchte durch die Einzäunung hindurch, suchen nach einem Eingang und geraten in die Fallen.

Die Rattenfalle *eküidi-o-si*, (*o si*, = unten) ist ebenfalls eine Schlagfalle, wie die *osəb*, und wird von außen gegen die Rattenlöcher an den Hausecken angebaut (Abb. 70 Fig. 4 und 4a); an die Spitze des in den Gang eingeführten Klemmstockes wird, wie Fig. 4a zeigt, ein Köder angebunden; nagt die Ratte daran, so wird der Klemmstock unter dem Klemmer herausgeschoben, und die Falle schlägt zu.

Wären sich die bisher aufgeführten Schlagfallen alle sehr ähnlich, so kommen wir jetzt bei der *eküidi-o-jəb* (*o jəb* = oben) zu einer Falle, die äußerlich ganz anders aussieht, obgleich sie zu derselben Gattung gehört. Wir haben hier nämlich — vgl. Abb. 71 Fig. 1 und 2 — eine Vereinigung von zwei Hebelsystemen, die zusammen einen Schlagbalken tragen und in einiger Höhe über dem Boden angebracht sind. Ein halber Raphiastengel wird mit der Schnittfläche (*x*) nach oben wagerecht auf die Hauswand gebunden oder senkrecht zu ihr und frei in den Raum hineinragend auf ihr befestigt. Auf ihm werden oben zwei Reihen Raphiablattstielstreifen gesteckt, die das Gatter der anderen Schlagfallen vertreten (*i*) und auf der dem Hausinnern zugewandten Seite von zwei Gabelstützen *k* flankiert werden, denen die Hebel *e* aufliegen. Nur der eine Hebel wird von dem Klemmer, dessen Auslösevorrichtung seitlich am Raphiastock (vgl. Fig. 2) angebracht ist, gehalten, der andere wird mit dem freien Ende unter den ersten gesteckt. Beide Hebel halten einen Schlagbalken *g*, der also, im Gegensatz zu den anderen Schlagfallen, frei über dem Gange schwebt, so daß die Ratte von beiden Seiten Zutritt hat. Dieser Schlagbalken wird nun von einem jederseits durch Taue an ihm befestigten, unterhalb des Raphiastengels hängenden Balken *h* herabgezogen, wenn die Klemmvorrichtung ausgelöst wird, an der, wie bei der *eküidi-o-si*, ein Köder angebracht ist; meist

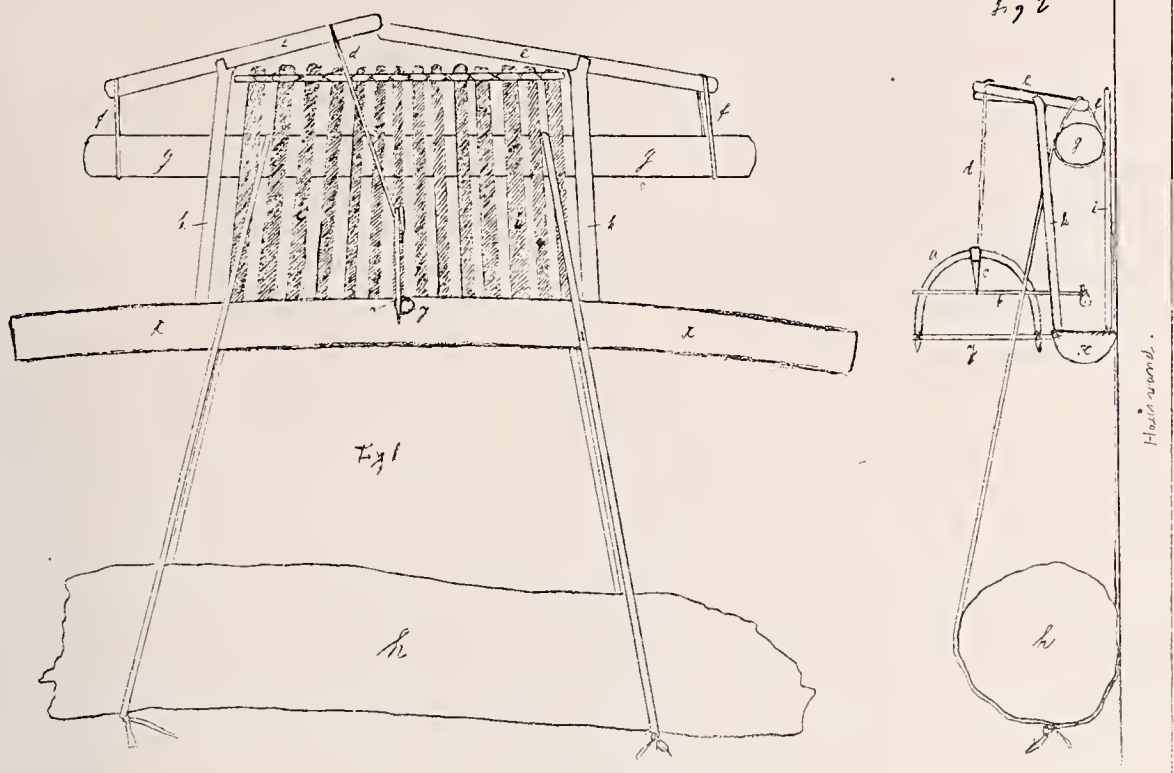


Abb. 71. Rattenfalle *cküidi-o-job*.  
Fig. 1 von der Seite. Fig. 2 von vorne.

läßt man die Falle einige Zeit stehen, bevor man die Schnappvorrichtung einstellt, und streut Kassave auf den Gang, damit die Ratten sich daran gewöhnen, ihren Weg über die Falle zu nehmen; zu demselben Zweck setzt man sie eine Zeitlang außer Betrieb, wenn sie eine Anzahl Ratten gefangen hat<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die Fachausdrücke der Pangwe für die verschiedenen Teile der Schlagfallen sind:

- a) Fallenbogen = *eküleyä* Nt., *ekuluga* F. von *a kulu* = umbiegen;
- b) Klemmstock = *mrönegan* F. von *mrönegan* = der Jüngere, der Fallenbogen ist der Ältere, weil man ihn zuerst in den Boden stecken muß, dann erst kommt der Klemmstock;
- c) Klemmer = *asüñ* von *asüñ* = der Zahn;
- d) Klemmertau = *nkō-asüñ* von *nkō* = Tau, *asüñ* = Zahn, Klemmer;
- e) Hebel = *mb̄meyä* I F. von *a b̄me* = schlagen, zuschlagen, auch *mb̄ñ* I genannt;
- f) Schlagbalkentau = *nkō-eküidi* von *nkō* = Tau, *eküidi* = Schlagfalle;
- g) Schlagbalken = *mrök* IV;
- h) Druckbalken = *elš̄dega* F. *lš̄deja* IV Nt. von *a lš̄de* = aufdrücken, beschweren;
- i) Schlagbalkengitter = *nz̄abega* F., *s̄bej̄ä* IV Nt. von *a s̄b* = aneinanderreihen;
- k) Hebelstütze = *atafk̄-eküidi* von *atak* = Gabelstock; (vgl. S. 124)

[Fortsetzung der Anmerkung S. 124.]

### 3. Schlagteller.

Der Schlagteller *akui* ist eine ganz einfache Falle, die statt des Ganges und der Schlagbalken nur einen hochgestellten, mit Lehmklößen oder Steinen beschwerten Teller (*nka-akui*), aus der Schlingpalme *Ancistrophyllum acutiflorum* (*nhāne*), zeigt, der auf die Tiere (kleinere Nager) herabfällt, falls sie den bis unter den Teller reichenden und mit Köder (Kassave) versehenen Klemmstock berühren.

### 4. Speerfalle (*elūñ*).

Sie wird für Elefanten angelegt, und zwar dort, wo deren Wechsel zwischen zwei geeigneten Bäumen hindurchführt; sie besteht aus einem schweren, eisernen Speer, den man durch ein Tau unmittelbar mit dem Klemmer verbindet und derart über einen Ast hängt, daß er den Elefanten in den Nacken trifft, wenn dieser die Schnur, die als Verlängerung des Klemmstockes ausgespannt ist, berührt. Meist trifft der Speer den Elefanten nicht tödlich, das Tier läuft dann weiter und entgeht oft dem Fallensteller.

### 5. Einfache Schlingen.

Man unterscheidet

#### 1. Freischlingen:

- a) Bodenschlinge (*ašīma-ō-sī*),
- b) Baumschlinge (*ašīma-ō-jōb*);

#### 2. Handschlinge oder Zugschlinge (*nsīm*).

Die Bodenschlinge *ašīma-ō-sī*, (*ō-sī* = unten) (Abb. 72), wird besonders auf den Wechsellagen des Zwergböckchens *Neotragus batesi* Winton (*odžüe*) befestigt und zwar an einem Querholz *a*, das auf zwei gut verdeckten Gabelstützen *b* liegt. Erbeutet werden in den Bodenschlingen auch noch Hühnervögel (Perlhuhn, Frankoline) und die Nachtralle (**Himantornis**).

Auf Bäumen, deren Früchte gern von Vögeln gefressen werden, insonderheit der *Azelia africana* Smith (*orōñ*), stellt man mit großem Geschick eine ganze Anzahl Schlingen auf, die *ašīma-ō-jōb* (*ō jōb* = oben) heißen und sich von selbst zuziehen. Besonders werden Nashornvögel und der blaue Haubenturako *Corythaeola cristata* Vieill. (*kūnāk IV*) darin gefangen. Hin und wieder gerät auch einmal eine Meerkatze hinein.

- 
- l) Fallengatter = *ndšībega-ōsāb* von *a dšīb* = schließen, *ōsāb* = Gitterschlagfalle;
  - m) Brücke im Gang = *akāñ* von *akāñ* = Boden;
  - n) Gang = *abōk* von *abōk* = Lager.



Anders als die beiden vorigen Schlingen ist die aus Buschtau hergestellte Handschlinge für Papageien (*ns̄im I*). Sie besteht aus einer Schleife, die um einen Ast herumgelegt und mit dem einen Ende hier festgeknotet ist, mit dem anderen bis auf die Erde reicht, wo ein Mann sie in der Hand hält und anzieht, sobald ein Tier den Kopf durchsteckt. Der Papagei wird an den Ast gedrückt und

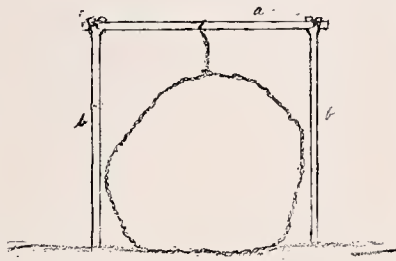


Abb. 72. Bodenschlinge *asima-o-si*.

kann gegriffen werden. Diese Papageischlinge wird besonders in den dicht belaubten **Myrianthus**-Bäumen (*mang'ame III F.*, *eng'ik'om Nt.*, *J.*) aufgestellt, deren

Früchte die Papageien lieben, und die trefflich geeignet sind, um sich unter ihnen zu verstecken. Die Ausübung des Papageienfanges ist hauptsächlich Sache der Knaben, doch vergnügen sich auch Erwachsene damit.

## 6. Zugfallen.

### a) Bodenzugfallen.

Von ihnen unterscheiden die Pangwe nicht weniger als neun Arten und zwar

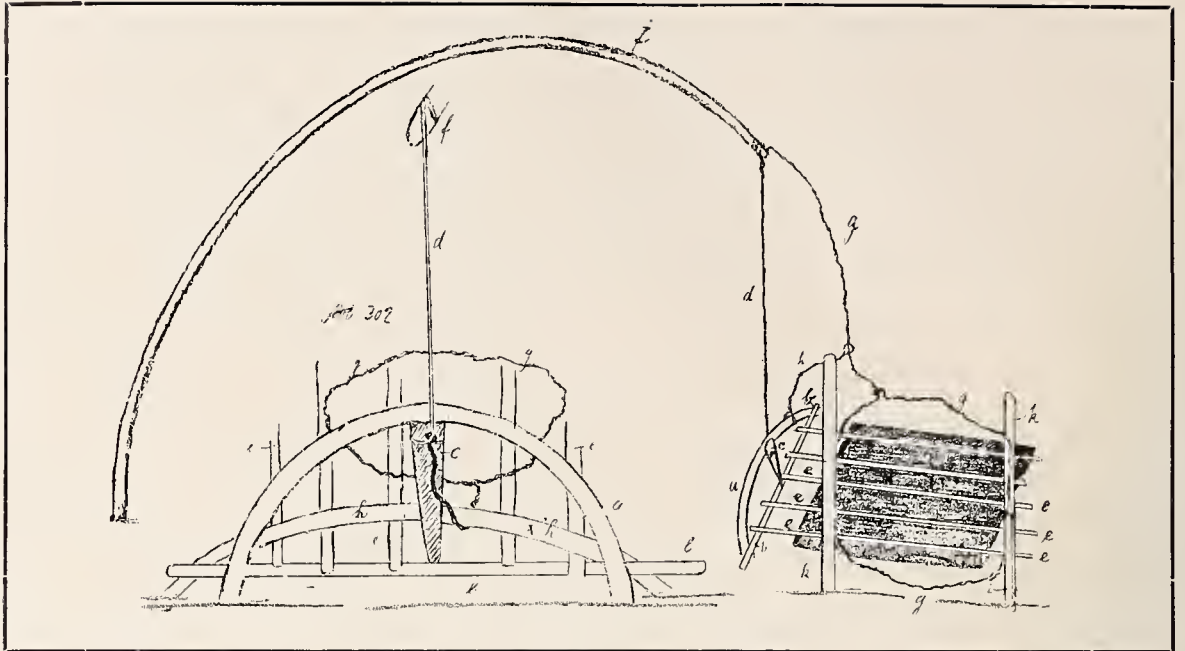
#### I. Fallen, die über einer Grube errichtet sind:

1. *eš̄ūma*,
2. *ns̄ob̄o I Nt.*, *ns̄ok F.*, *ns̄oboḡo F.*,
3. *nḡä[k]-olām*;

#### II. Fallen ohne Gruben:

4. *ndākiē, III*,
5. *olāme-zē*,
6. *riēn F.*,
7. *olame-ns̄ūn*,
8. *efūga, apjūā*,
9. *ewuās*.

Alle diese Bodenzugfallen, ebenso wie die Baumzugfalle und die Halbaffenfalle, zeichnen sich dadurch aus, daß ein elastisches, in den Boden gestecktes Stämmchen, der Zugstock (*miāge F.*), durch den Klemmer festgehalten wird und, befreit, die Schlinge im Aufschnellen zuzieht. Die Bodenzugfallen sind im allgemeinen für größeres Wild, wie Antilopen, berechnet und unterscheiden sich untereinander durch kleinere Verschiedenheiten in Form und Aufstellung, durch Vorhandensein oder Fehlen einer verdeckten Grube, die es dem Tier erschwert, sich zu befreien, usw. Nahe verwandt sind die ersten drei Formen, *eš̄ūma*, *ns̄ob̄o* und *nḡä[k]-olām*, die alle eine Grube zeigen. Als

Abb. 74. Antilopenfalle *nsobogo*.Abb. 73. Antilopenfalle *esuma*.

Beispiel sei die *esūma* hier genauer beschrieben (Abb. 73): Sie besteht aus einem starken, elastischen Stämmchen *f*, an dem oben durch ein Tau *d* der Klemmer *c* und die bei diesen großen Fallen aus Raphiapiassave gedrehte Schlinge *g* angebracht werden. Der Klemmer hält den Zugstock, der beim Aufstellen der Falle heruntergebogen wird, durch die schon von den Schlagfallen her bekannte Auslösevorrichtung (in der Abbildung seitlich angebracht) fest. Die Schlinge, die vor der Grube zwischen den Haltestöcken *k* aufgestellt wird, ist außerdem durch ein Tau *h* mit dem oft doppelten Fallenbogen verbunden. Über die Grube werden nun Stöcke auf den Klemmstock gelegt. Das Ganze, vor allem die Grube mit den Stöcken und der am Boden liegende Teil der Schlinge, wird sorgfältig mit trockenem Laub usw. bedeckt, über das Ende des Zugstockes, dort, wo Klemmtau und Schlinge befestigt sind, wird noch besonders ein trockenes Blatt gebunden, kurzum, in kunstgerechter Weise die ganze Falle den Augen des Wildes möglichst entzogen. Tritt nun ein Tier auf die Blätter, so drücken die Stöcke *e* den Klemmstock *b* nieder, der Klemmer *c* fliegt hoch und der Zugstock mit der Schlinge, die sich zuzieht, schnellt in die Höhe, jedoch nur soweit, als es das Tau *h* gestattet. Dadurch wird das gefangene Tier an den Fallenstock gedrückt und so erstickt, zumal es noch halb in der Grube hängt. Je nach der Stärke ist die Falle geeignet für Antilopen, Wildschweine, den kleinen Leoparden *Felis servalina* P u c h. (*ebv'ō*), Zibeth- und Ginsterkatzen.

Von voriger Falle unterscheidet sich die *nsōbogō* (Abb. 74) nur dadurch, daß die Schlinge bei dem Klemmer an das Klemmertau geknüpft und unter

einem Haltestock *h* durchgeführt, außerdem aber direkt auf die Erde gelegt wird. Deshalb wird das Tier hier meist an den Vorderbeinen gefangen.

Die *ngä[k]-olam* ist — könnte man sagen — eine kleine *nsōbogo*, nur für Quastenstachler berechnet und wird von Jungen gestellt, wenn sie sich die Stacheln für ihre kleinen Angelhaken (*ngäk*) verschaffen wollen, daher der Name; es fangen sich aber auch Zwergantilopen und Perlhühner darin.

Eine andere Art der Auslösung lernen wir bei den Zugfallen *ndakiv̄*, (Abb. 75) und der Spitzotterfalle *olame-z̄v̄* (Abb. 76) kennen. Hier stößt das Tier — ähnlich wie bei der Elefantenspeerfalle — gegen eine Schnur, die die Verlängerung des Klemmerstockes bildet (*ndakiv̄*), oder gegen diesen selbst (*olame z̄v̄*). Statt des Fallens bogens wird oft — wie in der Abb. 75 — ein Galgen angebracht. Der Name *ndakiv̄*, bedeutet eisernes, d. h. ganz festes Haus (*ndā* = Haus, *ekiv̄* = Eisen), sein Gebrauch schwankt indes und wird in einigen Gegenden auf ähnliche Fallen, wie z. B. die *riēn*, übertragen. Für den merkwürdigen Spitzotter (*z̄v̄*) *Potamogale velox* Du Chailly allein berechnet ist die *olame z̄v̄*. Aus der Zeichnung (Abb. 76) wird

wohl auch ohne Beschreibung die Bauart klar. Merkwürdig ist dabei die Ausnutzung der Eigentümlichkeit des Spitzotters, seine Losung immer an ganz bestimmten Stellen am Ufer abzusetzen; diese werden nun im Halbkreis mit einem Zaun (*e*) umgeben, während die Schlinge und dahinter die Verlängerung des Klemmstockes die freie Seite abschließt.

Die Falle *riēn* (Abb. 77) unterscheidet sich von den vorigen dadurch, daß das Tier unter der in Form eines hohen Galgens errichteten Auslösevorrichtung durchzuschreiten hat, hierbei die Schnur berührt, die von der

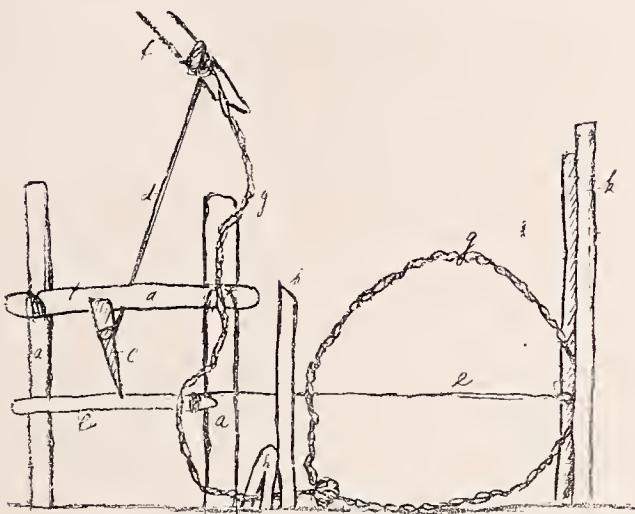


Abb. 75. Antilopenfalle *ndakiv̄*.

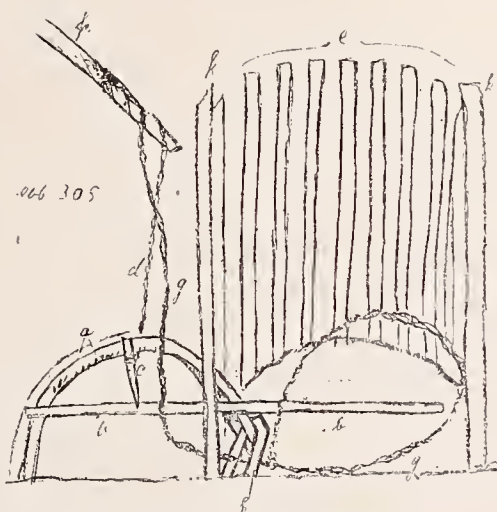


Abb. 76. Spitzotterfalle *olame z̄v̄*.

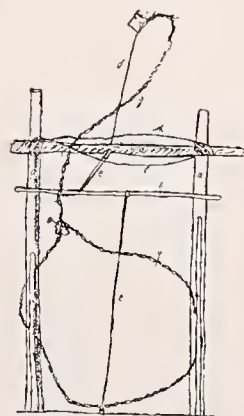
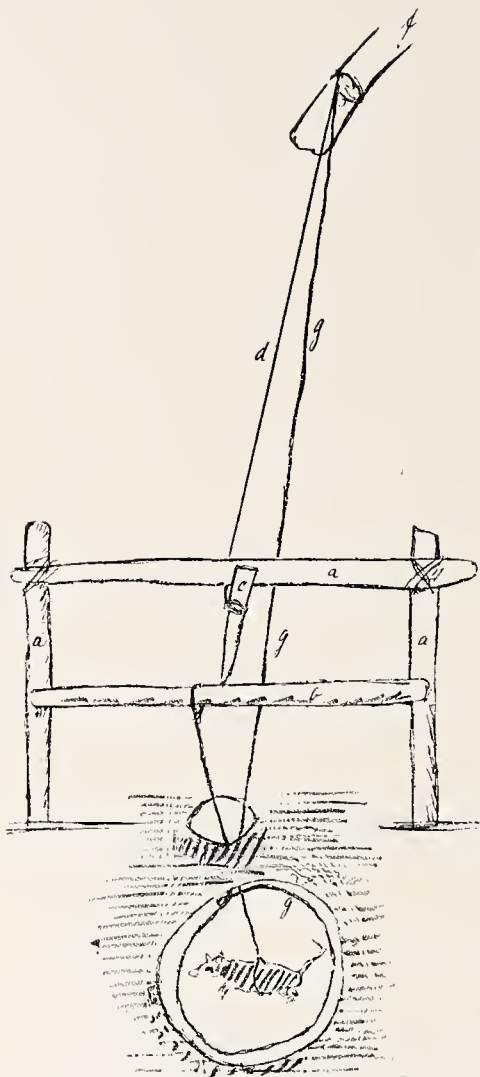


Abb. 77. Zugfalle für Antilopen *riēn*.

Abb. 78. Ginsterkatzenfalle *olam e usin*.

Mitte des Klemmerstockes (oben) nach einem in den Boden gesteckten Pflock gespannt ist (*e*), und die Klemmvorrichtung auslöst. Auch bei dieser Falle wird das gänzliche Zurückschnellen der Schlinge durch die Haltetaue *h* verhindert. Die *riēn* schließt sich — was die zu fangenden Tiere anbetrifft — der *ešuma*, der *nsōbogo* und der *ndakie* an, daher auch wohl die Übertragbarkeit des Namens *ndakie* auf diese „Antilopenfallen“.

Nach Muster der *riēn* ist die *olame-nsīñ* gebaut (Abb. 78), nur wird sie immer an einer kleinen Bodenerhebung errichtet, und diese unter ihr ausgehöhlt. Auf den Boden der kleinen Höhle legt man eine Ratte als Köder, durch ein Loch in der Decke führt man die Schlinge und das am Klemmstock angebrachte Tau, das um die Ratte gebunden ist, ein.

Die *olame-nsīñ* wird, wie der Name sagt (*nsīñ* = Ginsterkatze), vor allem zum Fang der Ginsterkatze *Genetta aubryana* Pucheran, deren Felle beliebte Schmuckstücke sind, verwendet, daneben ergibt sie oft eine Ausbeute von Fleckenrollern *Nandinia binotata* Reinwardt (*mvāi'*), Zierrollern *Poiana poensis*

Waterhouse (*ojān*) und Zibethkatzen *Viverra civetta* (*žō,e'*). Auch hier gewöhnt man das Wild durch Auslegen von Ratten erst vor, dann in der Höhlung an die Stelle, wenn man nicht die Höhle der Tiere selbst benutzen kann.

Schließlich sind noch zwei kleinere Zugfallen für Feldmäuse bzw. für Vögel zu erwähnen, nämlich die *efūga* und *ewuās*, bei denen die Schlinge mit Hilfe eines Stockes *i* um den Fallenbogen *a* gelegt wird, so daß das Tier an diesen geklemmt wird (vgl. Abb. 79); die *efūga* ist für Mäuse und andere kleine Nager bestimmt und in der Art der Spitzotterfalle vor einem unfriedigten und mit einem Köder (Kassave) belegten Platz errichtet. Ferner sucht man sich mit dieser Falle des lästigen Hühnerräubers *Dryotriorchis batesi* Sharpe (*ngbāwūa III Nt.*) zu entledigen. „Wenn der Vogel ein Huhn gefangen hat und es nun beim Hinzueilen der Leute wieder fallen läßt, so macht man schnell die Falle und legt das Huhn hinein; dann kommt vielfach der Räuber zurück, um das Huhn zu holen, und fängt sich dabei in der Falle.“

Die Vogelfalle *ewuäs* (*wuäs* = lautnachahmend für das Zuziehen der Schlinge), Abb. 79, ist genau ebenso gebaut, nur daß die Umzäunung fehlt, und für Tauben, Perlhühner, Frankoline und Nachtrallen bestimmt.

b) Baumzugfalle.

Die häufigste Falle für kleinere Vögel ist die Baumzugfalle *nkwäs* (*nkwäs* = lautnachahmend für das Zuschlagen der Falle oder der Hand zum Fang), Abb. 80. Sie wird auf Bäumen angebracht, und daher ist der Fallen-

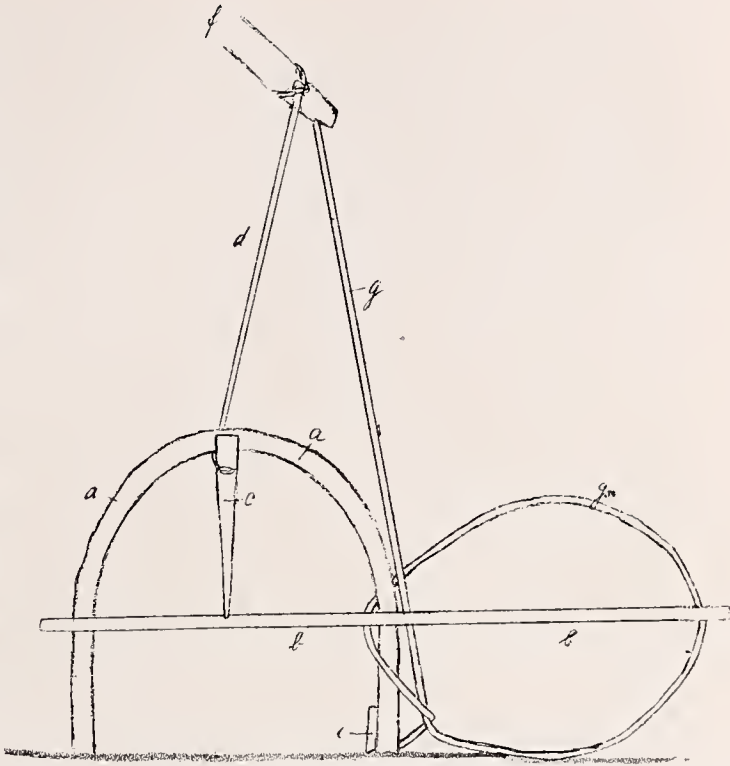
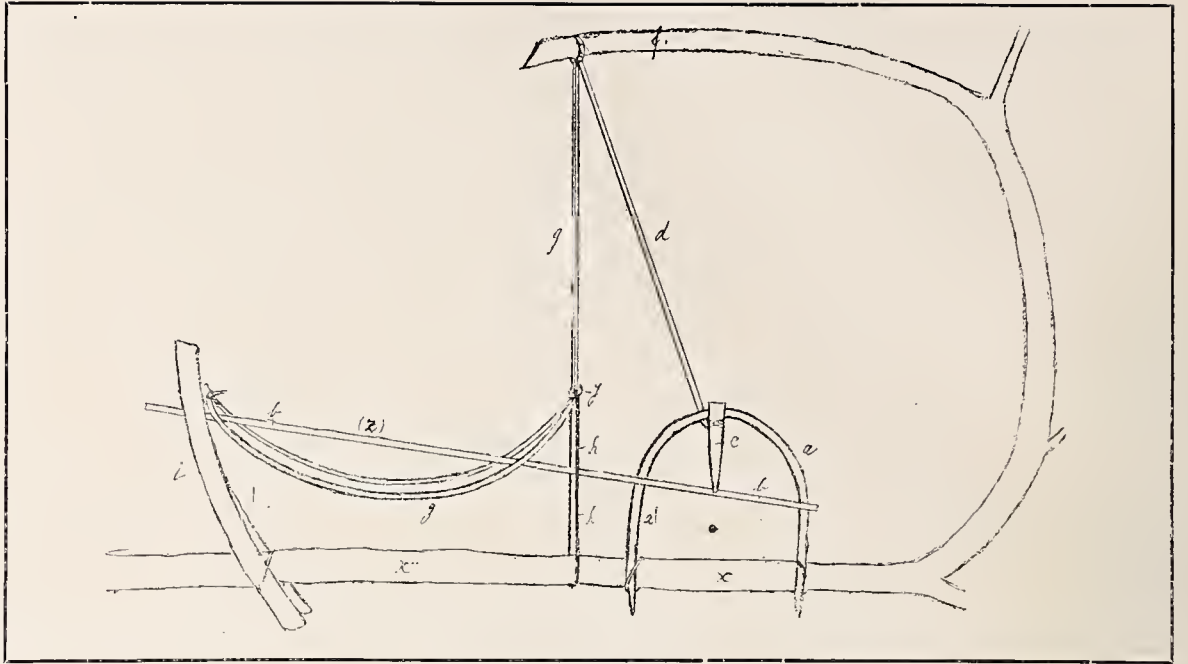


Abb. 79. Schreitvogelfalle *ewuas*.

bogen *a* an einen Zweig *x* angebunden. Neu ist hier, daß der Klemmstock an seinem sonst freien Ende, die Verlängerung — wie wir es genannt haben — in der Gabelung eines Halters *i* (*nlēbe-ošū III* von *a lebe* = stehen, *ošū* = vor, also Vorsteher) festgeklemmt wird, ferner die Einrichtung der Schlinge, die aus zwei Tauen aus den Stengeln des *Sarcophrynium velutinum* K. Sch. (*okiaikui*, Stengel = *ndōnan*) hergestellt wird. Die beiden Tauen werden am Ende zusammengeknotet und an einen Zweig, der den Zugstock vertritt (*l*), angebunden, dann schlingt man einen Bindfaden *h* um den Ast *x* und knotet ihn lose an die Schlinge *g* (in *y*), so daß er auf ihr verschiebbar ist. Die Enden der Schlinge werden nun um die Verlängerung des Klemmstockes gelegt, darauf wird in *z* der Köder angebunden, und die Falle ist fertig. Der Vogel, der sich auf den Klemmstock in *z* setzt, drückt diesen unter dem Klemmer heraus, die Schlinge zieht sich zu, der Vogel wird mit den Füßen in *y* festgehalten und so meist lebendig gefangen.

Diese Vogelfalle wird hauptsächlich von Jungen aufgestellt, denn sie bringt ja nur kleinere Vögel. Als Lockspeise dienen für Honigsauger (*Nectariniidae*) neben Blüten der *Canna bidentata* Bertol (*ekonežok*) die des *Aframomum hanburyi* K. Sch. (*obā[s]-adžom*, Blüten = *alsā[k]*), aber auch anderer Scitamineen; für Webervögel, *Ploceus eucullatus* (St. Müll.) (*ngāā*), *Spermospiza guttata* Vieill. (*kū-o-si*), *Spermestes poensis* Fras. und *Estrilda*-Arten (*edžō'le*), Gräser, wie *Panicum sulcatum* Aubl. (*ekōk*) und

Abb. 80. Vogelzugfalle *nkpwās*.

*Panicum ovalifolium* Poir. (*ob̄tebedz̄ōle*); für *Andropadus*-Arten (*ol̄k*) und andere Haarvögel, wie *Phyllastrephus leucopleurus* Cass. (*nḡmedz̄ā'*) und den Bülbül *Pycnonotus gabonensis* Sharpe (*nk̄ōḡl̄ūn*) Pfeffer *Capsicum* (*ok̄āl̄n*) und *Heckeria subpeltata* (Wild.) Kunth. (*ab̄medz̄ā'n*). Von sonstigen Vögeln, die in den Baumzugfallen gefangen werden, sind zu nennen: Bartvögel (Capitonidae), z. B. *Gymnobucco bonapartei* Verr. Hartl. (*or̄ō* Nt.), *Buccanodon duchaillui* Cass. (*ej̄r̄le*), *Barbatula*-Arten (*omv̄ōg*) und *Trachylaemus purpuratus* Verr. (*ek̄ū'kū'*), ferner außer den oben genannten Haarvögeln noch *Ixonotus guttatus* Verr. (*es̄ā,sa*, F., *edz̄āndz̄ā* Nt.), Tauben *Chalcopeelia afra* L. (*od̄ū'*) und *Turtur semitorquatus* Rüpp. (*z̄ū,m*), Glanzstare *Lamprocolius*-Arten (*kp̄ā'n*), Nashornvögel *Lophoceros fasciatus* Shaw. (*ok̄ōgbw̄ā'.*) und *camurus* Cass. (*nk̄ak̄āe I* Nt.). Für sie alle dienen als Lockspeise die Früchte der Euphorbiacee *Alchornea cordifolia* Muell. Arg. (*ab̄ūi* Nt., *abūi'* F.), der Guttifere *Haronga paniculata* (Pers.) Lodd. (*at̄ū,γ'*), der Euphorbiaceen *Antidesma laciniatum* Muell. Arg. (*ok̄ōbez̄ō*) und *Hasskarlia didymostemon* Baill. (*ef̄ūōle*), des *Ficus preussii* Warb. und *laurentii* Warb. und anderer *Ficus*-Arten *el̄ōb-o-jōb* F., *ej̄r̄,* Nt.). Überall sieht man die Fallen in dem *Alchornea*-Gebüsch oder auf lichten Plätzen, wo die eben genannten Bäume wachsen, aufgestellt; wenn sich ein Junge Mühe gibt und bei der Falle aufpaßt, so kann er bis zu zehn Vögeln an einem Tage in einer Falle fangen. Die Beute bringt er seiner Mutter, die die größeren Vögel, z. B. die Tauben, für sich behält und die kleineren den Kindern läßt.

c) Halbaffen-  
falle.

Eine sehr kunst-  
reiche und fein aus-  
gedachte Falle ist die  
Halbaffenfalle *mbūn I*,  
*ebās I*, von *bū* =  
liegen, *mbūn* = Quer-  
balken, d. h. ein  
Balken, der auf an-  
deren liegt, so ge-  
nannt, weil die Falle  
an einen Stamm,  
welcher über eine  
Lichtung gelegt ist,  
angebaut wird (Abb.  
81). Sie (Abb. 82) ist  
eine echte Zugfalle mit  
dem Zugstock *f*, dem  
Klemmer *c* am Klem-  
mertau *d* und zwei am  
Zugstock befestigten



Abb. 81. Halbaffenfalle (*mbūn*).

Schlingen *g*. Die an dem liegenden Stamm *v* angebrachte Vorrichtung  
bedarf dagegen der Erläuterung. Sie besteht aus einem Raphiabblattstiel-  
stück, das mit dem einen Ende in die Erde gesteckt, am anderen gespalten  
und so unter den Ast geschoben ist, daß dieser in den Spalt zu liegen kommt,  
beide Hälften werden, wie Fig. 2 zeigt, später miteinander verschnürt (*y*).  
Oberhalb des Stammes wird jede der beiden Gabelenden zu fünf Zinken ein-  
geschnitten (Abb. 82, 1—5), von denen die mittelste (3) ein ganzes Stück länger  
gelassen ist als die übrigen. Beide Mittelzinken (vgl. Fig. 2) sind durch einen Stock  
miteinander verbunden und bilden so den Galgen für die Klemmvorrichtung.  
Zwischen die oberen Enden der Zinken werden Querstücke (*n*) geklemmt und  
fest verschnürt. An das Tau *y* wird dann die Auslösevorrichtung (Fig. 2 *z*)  
angeknüpft, ein Maschenwerk, das *y* mit dem Klemmstock *b* verbindet. Die  
Einstellung der Falle ist aus der Fig. 2 zu ersehen. Der Klemmer *c* wird hinter  
dem Galgen *a* herumgeführt, vorn zwischen *a* und Klemmstock festgeklemmt,  
dann je eine Schlinge vorn zwischen den Querstäben *n* 1 und *n* 2 und hinten  
zwischen *n* 3 und *n* 4 hindurchgeführt (vgl. Fig. 1) und in die Öffnung gelegt.  
Reichliches trockenes Laub verdeckt die Falle. Das Tier klettert über den Ast,

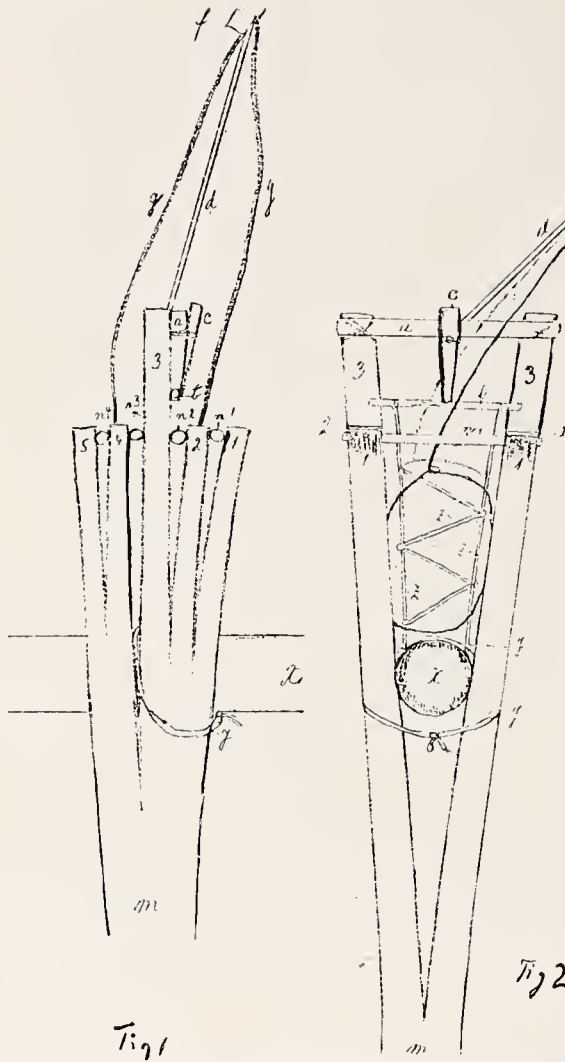


Fig. 1

Abb. 82. Halbaffenfalle.

Fig. 1 von der Seite. Fig. 2 von vorne.

um von der einen Seite der Lichtung zu der anderen zu gelangen und gerät in die Falle, die oft so vorzüglich arbeitet, daß das Tier von beiden Schlingen zugleich erfaßt und mit großer Kraft an die Stäbchen gedrückt wird.

Diese Falle wird in erster Linie für nächtlich lebende Halbaffen<sup>1)</sup> und den Fleckenroller, *Nandinia binotata* Reinw. (*mvā, r' F.*, *mvē, r' Nt.*), aufgestellt, und zwar in lichter Gegend, z. B. wo sich längs des Weges ein Buschstreifen zieht, durch welchen die Tiere hindurchwechseln. Man schlägt eine Bresche hinein und legt quer über sie den zum Bau der Falle nötigen Ast. Es werden dann meist drei bis sieben Fallen nebeneinander aufgestellt.

Nebenbei verwendet man große Fallen derselben Art für Meerkatzen und dann nur im Urwalde über Wegen oder Lichtungen.

## 7. Frankolinfall.

Bei der Frankolinfall (*ndōñ*) (Abb. 83) ist, wie bei den Fallen der vorigen Klasse, ein Zugstock vorhanden, indessen ist die Art der Klemmvorrichtung völlig verschieden. Der bodenständige Teil der Falle ist nichts weiter als ein rundes, nicht sehr tiefes Loch in der Erde; in der Wand stecken sich gegenüber zwei horizontale Raphiastäbchen *a*, unter die der Klemmer *c* mit dem — wie bei der Falle *nsō, bogō* — unmittelbar daran befestigten Schlingentau<sup>2)</sup> geschoben ist; die Schlinge wird um das Loch herum gelegt. Ein paar Maiskörner

<sup>1)</sup> Potto, *Perodicticus batesi* Winton (*awā'n*); *Arctocebus aureus* Winton (*masāšvdi I u. III*); Spitznagelmaki *Euticus elegantulus* Leconte (*nsē, I*); Stumpfnagelmaki *Sciurucheirus gabonensis* Gray (*emām*) und Zwergmaki *Hemigalago demidoffi* Fischer (*ozām, odžām*).

<sup>2)</sup> In diesem Falle wird auch ein- und dasselbe Tau, das um den Klemmer geknotet ist, benutzt.



oder Erdnüsse sind als Köder um und in das Loch gestreut; der Frankolin steckt seinen Kopf hinein, berührt dabei den Klemmer, der hochfliegt und zugleich dem Vogel die Schlinge über den Kopf zieht. Außer dem Feldfrankolin, *Francolinus squamatus* Cass. (*ogbwä'*), geraten noch Tauben in diese ebenso einfache wie ergiebige Falle.

Dabei mag nebenbei erwähnt sein, daß man auch Hühner, wenn sie sich nicht greifen lassen, durch eine solche ad hoc errichtete Falle einfängt oder aber durch eine Blatztüte, in die ein Maiskorn hineingelegt wird. Das Huhn stülpt sich dabei die Tüte über den Kopf und wird dann, bevor es sich freimachen kann, eingefangen<sup>1)</sup>.

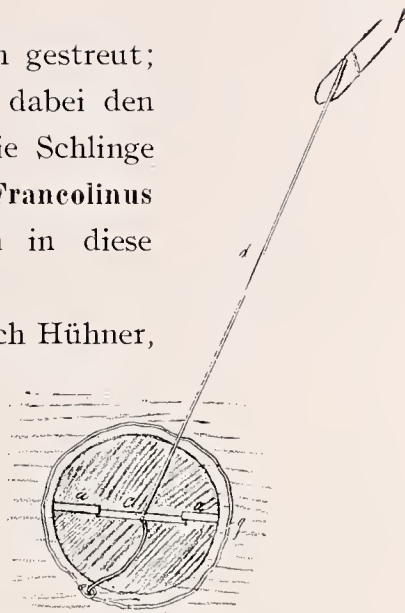


Abb. 83. Frankolinfalle *ndon*.

### 8. Bogenfallen.

Sie haben die Form eines Bogens, der beim Zurückschnellen eine Schlinge zuzieht. Solcher Fallen gibt es drei Arten:

<sup>1)</sup> Die technischen Ausdrücke für die Teile der Zugfallen sind außer den bei den Schlagfallen erwähnten:

- a) Fallenbogen = Fallengalgen (siehe unter Schlagfallen);
- b) Klemmstock (siehe unter Schlagfallen).;
- c) Klemmer (siehe unter Schlagfallen);
- d) Klemmertau (siehe unter Schlagfallen);
- e) Klemmerstockstäbe oder Klemmerstocktau = *ndā'nejä IV*, *ndē'mejä' IV*;
- f) Zugstock = *miâge F.*, *mē'jā III Nt.*;
- g) Schlinge = *ekš'č, Nt.*, *ekbwē, F.*, *nkīb I*;
- h) Schlingenhalter = *mbē'le-ekbwē, F.*;
- i) Schlingenstütze = *sā'ā-ekš'č, Nt.*;
- k) Pflock = *engōñ*;
- l) Einfriedigung (bei *efuga* usw.) = *ndžīb I* von *a džīb* = schließen.

Bei der Halbaffenfalle:

- m) Fallenstock = *atāk*;
- n) Querstäbchen = *olj Nt.*, *evē F.*;
- o) Köder.

Bei der Baumzugfalle:

- Ast, auf dem die Falle errichtet = *obōmega*;
- b) Klemmerstock mit der Fortsetzung = *otčmejä*;
- i) Klemmerstockhalter = *ntčbe-ošā III*;
- d und c) Klemmertau mit Klemmer = *okōlejä*.

1. *eki'le*,
2. *böggö III*,
3. Bogenfalle der Jaunde: *ebādē*.

Die *eki'le* ist am weitesten verbreitet (Abb. 84 Fig. 1). An ein wagerecht verlaufendes Lianenstück oder einen Ast *a* wird der Bogen *b* angebunden, an dessen unterem Ende in *c* zwei Tawe befestigt werden, das Klemmertau *d* mit dem Klemmer *e* und das Schlingentau *g*, das auf dem anderen Bogenarm in *h* in einer Durchziehschleife angeknötet wird. Der Bogen wird dadurch gehalten, daß der Klemmer *e* einen kurzen Klemmstock *f* an das obere Bogenende und das Klemmertau festdrückt. Unten auf den Bogen wird als Köder Kassave gelegt und über das Ganze eine Blatztüte gestülpt. Weitere auf die Liane *a* gelegte Kassave dient dazu, das Tier an den Weg nach der Falle zu gewöhnen. Wenn nun ein Tier von hier aus durch die Schleife läuft, berührt es den Klemmstock, die Auslösung erfolgt, und die Schleife zieht sich zu. Die Falle wird hauptsächlich im Urwald für Mäuse und andere kleine Nager aufgestellt, nebenbei auch im Hause zum Fang von Ratten.

Für die gleichen Tiere wird die zweite Bogenfalle der Fang, *bögö*, verwendet (Abb. 84 Fig. 2 *a-c*). Sie ist fast noch einfacher als die *eki'le*; an dem einen Bogenende wird eine Blatztüte angebracht (*b*), durch welche die am anderen Ende angeknüpften Tawe *c* und *d* an verschiedenen Stellen durchgeführt werden. Das vordere Tau (*d*) legt man als Schlinge um die Öffnung der Tüte; das hintere (*c*), das den Bogen spannen soll, zieht man durch das hierfür durchbohrte Bogenende und sichert es dahinter durch einen Knoten. Hinter diesem Haltetau — wenn man von vorn in die Tüte sieht — befindet sich an einem Stöckchen ein Stück Kassave (*e*). Das Tier nagt, um zum Köder zu kommen, das Haltetau durch, der Bogen schnell zurück, und die Schlinge zieht sich zu, so daß die Ratte an den oberen Teil der recht festen Blatztüte gedrückt und erdrosselt wird.

Eine sehr hübsche und geschickte Erfindung ist die Bogenfalle der Jaunde *ebādē* (Abb. 84 Fig. 3). Sie unterscheidet sich wesentlich von den vorigen; wir sehen hier an einem gebogenen Raphiastreifen *a*, wie eine Sehne angebracht, das Klemmertau *b*, das — wie bei der Frankölinfalle — in der Mitte des Klemmers *c* mit einem Knoten befestigt ist und dann weiter in die Schlinge *d* ausläuft. Diese Schlinge endet in einen Knoten, an dem wieder das Haltetau *e*, das den Bogen umschlingt, angeknötet ist. Wird die Falle aufgestellt, so schiebt man den Klemmer mit der Spitze unter den Knoten, während er andererseits durch ein zweites Haltetau *f* und durch den Druck auf die Innenseite des Bogens vor dem Zurückgleiten bewahrt wird; sobald aber eine Ratte durch die Schlinge läuft, zieht sich diese etwas herunter, die Klemmerspitze gleitet unter dem

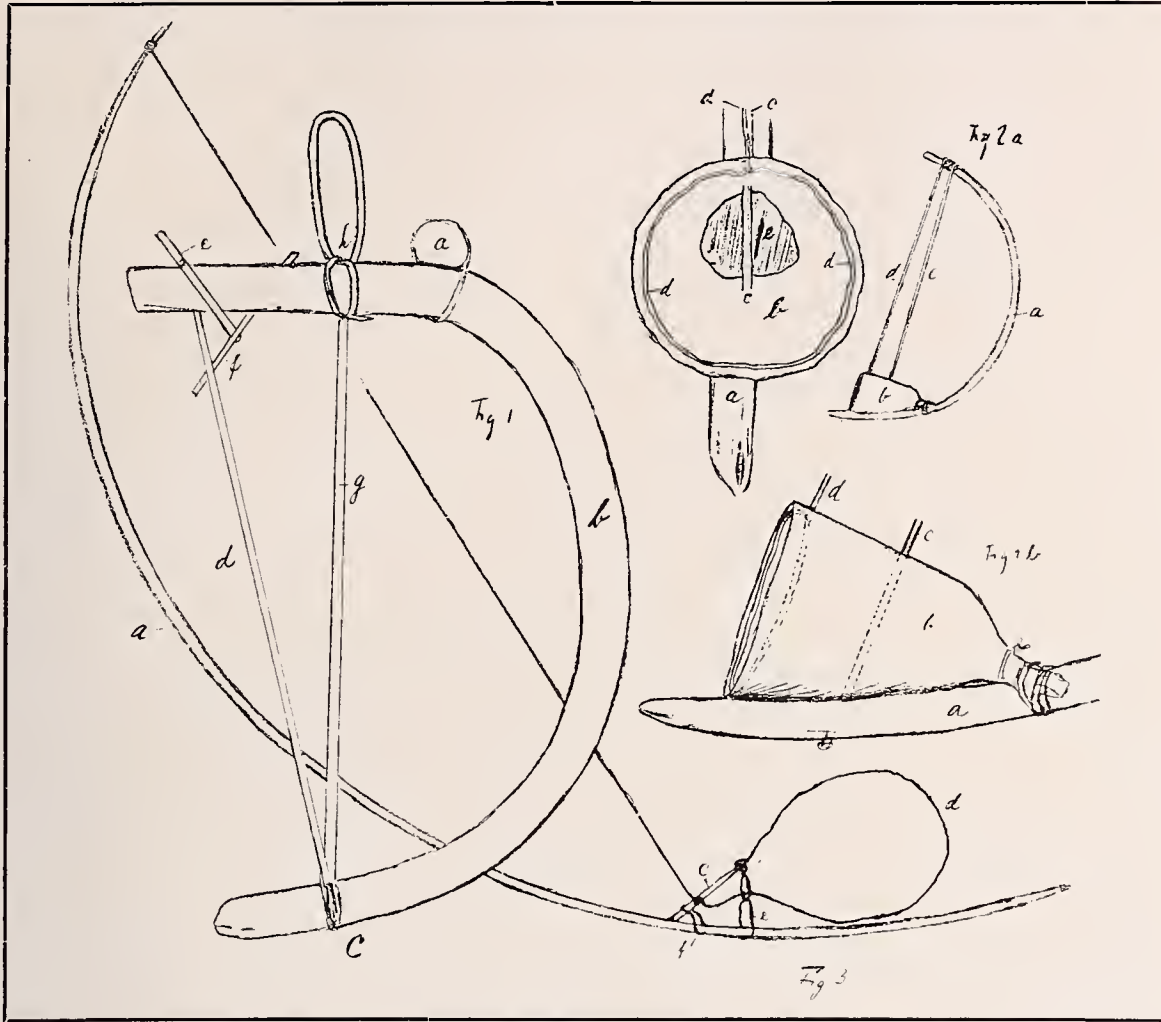


Abb. 84. Bogenfallen.

Fig. 1 *ekiele*. Fig. 2 *bogo* (*a* ganz, *b* unterer Teil von der Seite, *c* derselbe von vorne).  
Fig. 3 Bogenfalle *ebade*.

Knoten heraus, ebenso unter dem Haltetau *f*, und die Schlinge zieht sich um die Ratte zu.

Die Falle wird im Hause hinter den Betten oder wo sonst die Ratten gern herumlaufen, aufgestellt.

### 9. Zibetkatzenfalle (*nlíne-žö,č*).

Wer im Pangwegebiet reist, wird häufig in Dörfern quer über den Platz eine Schnur ausgespannt sehen, an deren Mitte eine hölzerne Hundeglocke oder ein Bündel leerer Schneckengehäuse hängt. Das ist nicht etwa, wie man denken könnte, eine Medizin gegen böse Geister oder eine Signalvorrichtung, sondern eine Alarmfalle für Zibetkatzen, *Viverra civetta poortmannii* P u c h e r. (*žö,č* IV). Während die Schnur an dem einen Ende an eine freistehende Stange geknüpft ist, ist sie an dem anderen hinter dem Hause des Besitzers an einen Baumstumpf gebunden und etwas über der Erde mit

einigen toten Ratten behängt. Schnappt die Zibetkatze des Nachts eine Ratte weg und reißt dabei an der Schnur, so ertönt die Glocke, oder es klirren die Schneckenschalen und wecken den Hausherrn.

## V. Jagd.

So geschickt die Pangwe als Fallensteller sind, so schlecht schneiden sie ab, wenn es auf die weidgerechte Ausübung der Jagd ankommt. Den Namen eines Jägervolkes können sie nimmer in Anspruch nehmen, ja mit den Küstenvölkern oder gar den Pygmäen verglichen, erscheinen sie als klägliche Sonntagsjäger. Nur da, wo sie ein großer Gewinn lockt, nämlich bei der Jagd auf Elefanten, geben sie sich mehr Mühe und erzielen deshalb einen Erfolg, der bei der Einfachheit ihrer Jagdwaffe (Steinschloßgewehr mit Eisenstückchen oder Speer (Abb. 85) als Geschöß) beachtenswert ist. Sonst leisten die Pangwe auch mit besseren Jagdgewehren nicht viel, z. B. erlegte von den vielen mit



Abb. 85.  
Elefantenspeer  
(wird aus einem  
Gewehr ab-  
geschossen).  
1/4 nat. Größe.

modernen Gewehren ausgerüsteten Fangjägern, die ich im Laufe von drei Jahren in meinem Dienst hatte, nur einer einmal eine Antilope, während ein Pygmäe später in einer Woche fünf Antilopen, einmal sogar zwei an einem Tage, geschossen hat; die schönen Schopfadler, *Lophoetus occipitalis* D a u d. (*abǎjčk*), und viele andere Tiere, die ihres scheuen Wesens wegen einen ganzen Jägersmann erfordern, erlegten meine Herren Jäger niemals. Meist zu bequem, um allein in den Wald zu gehen, lieben sie laute, ungezwungene Unterhaltung und fröhliches Lachen auf dem Jagdzuge, das sie natürlich bald dem Wilde verrät; nicht vereinzelt, sondern viele Male ist es mir vorgekommen, daß meine Jagdbegleiter vor dem Wild, das ich gerade beobachtete, mit weit vernehmbarer Stimme riefen: *e ne nie!* = he be him! (da ist er!), und noch heute erinnere ich mich mit Vergnügen daran, wie mein getreuer Ajong Boka eine ahnungslose Meerkatze, auf deren günstigere Schußstellung ich wartete, mit dem Rufe aufstörte: „Massa, *ošók, ošók!*“ (*ošók* = rotschwänzige Meerkatze), und wie das erschreckte Tier in wahnsinnigen Sprüngen davonstürmte.

Bei der von weidmännischen Grundsätzen nicht angekränkelten Natur der Pangwe ist natürlich an ihren jagdlichen Mißerfolgen das Gewehr oder — das Weib (siehe Abschnitt XVIII, Geschlechtsleben) schuld, und unzählige Jagd- und Gewehrmedizinern, auf die ich in Abschnitt XIII zurückkomme, sehen wir in verwirrender Fülle auf uns eindringen. Neben den großen, an die Kulthandlungen anschließenden, von der gesamten Dorf-

einwohnerschaft ausgeführten Medizinen (*malän, aṅguṅgu*) habe ich an hundert kleinere Medizinen, die den einzelnen Mann wieder auf die „Jägerbeine“ bringen sollen, aufgezeichnet.

Unter den verschiedenen hier zu besprechenden Formen der Jagd ist die niedrigste, die Treibjagd, die ja nichts weiter ist als ein Hineinjagen der Beute in Fallen, am meisten ausgebildet. Wir haben da zu unterscheiden:

1. Treibjagd auf niedere Tiere in Körbe,
2. Treibjagd auf Hochwild in Netze.

Bei der Treibjagd auf niederes, in Höhlen lebendes Wild, insbesondere auf Quastenstachler (*ngǔm*), werden längliche Körbe (*nkö'e-ngǔm*) aus den Stengeln des *Sarcophrynium velutinum* K. Sch. (*okiakui*) (Abb. 86, Fig. 1) verwendet, die man an die verschiedenen Ausgänge der Höhle legt. An einem stellt sich der Jäger selbst auf und läßt einen Hund in den Gang oder klopft mit einem Stocke auf den Boden. Das geängstigte Tier flüchtet einem der übrigen Ausgänge zu und gerät in den Korb, wo es sich festklemmt und wegen seiner Stacheln nicht so schnell zurückkann. Ein flugs herbeieilender Mann tötet das Tier mit dem Speer.

Eine zweite Art von Körben, nur entsprechend dünner (Abb. 86, Fig. 2) wird an Rattenlöcher gelegt. Die Tiere werden in einem förmlichen Treiben, an dem sich die ganze Jugend des Dorfes beteiligt, in den Korb gejagt und getötet. Diese Körbe werden *nsän* genannt.

Was diese mit großem Hallo betriebenen Rattentreibjagden für die Jungen sind, das ist dem Erwachsenen die Treibjagd auf Wild (*nsǔm I, abim*). Aneinandergerichte Tiernetze (*arôt*) von oft 16 m Länge werden an geeigneten Stellen im Busch, oft in weit sich hinziehenden Schneisen, aufgestellt; gegen diese scheuchen die Treiber, unterstützt von Hunden, die hölzerne Glocken (*nkōle-mrú I, mrǔṅo IV, angǔṅ e mrú, edūṅ e mrú, ongōlǎ-mrú, ekbwēle*), Abb. 87, um den Hals tragen, die Tiere, die sich in den Maschen verwickeln und von den dort aufgestellten Jägern geschossen werden. Übrigens ist diese Treibjagd ein großes Unternehmen und allgemeines Volksfest, dessen Einzelheiten zu beschreiben ich mir allerdings versagen muß. Bemerken will ich nur, daß auf diese Weise oft eine erkleckliche Anzahl von Antilopen und anderem Wild gefangen wird, und es verdient immerhin Anerkennung, daß die Pangwe dieses Unterfangen, das in dem schlechten und unwegsamen Urwaldgebiet in der Tat nicht einfach ist, mit Glanz zu Ende führen; sogar das Treiben von Elefanten in große umzäunte Plätze ist den Fang nicht unbekannt und soll früher, als das Gebiet noch reicher an diesen Dickhäutern war, häufiger ausgeübt worden sein.

Die Verteilung des Fleisches der auf Treibjagden erbeuteten Tiere ist geregelt; erlegt z. B. ein Jäger ein Stück Wild so, daß es auf der Stelle verendet,

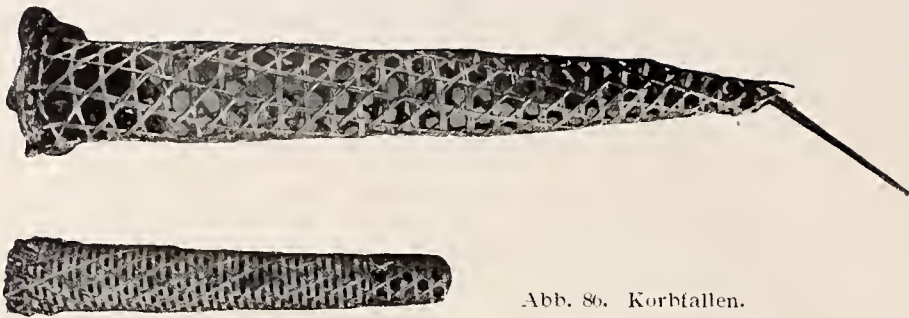


Abb. 86. Korbfallen.

so muß er dem ersten Jagdgenossen, der hinzukommt, Fleisch von einem Vorderfuß abgeben, läuft dagegen

das Wild noch weiter, so hat er Anspruch auf den ganzen Vorderfuß, der zweite auf die Schulterstücke (*abā'*)<sup>1)</sup> der einen Seite, der dritte auf die Außenseite der Schenkel (*ebā'n*); derjenige endlich, welcher das Tier fortträgt, kann die Halsknochen mit etwas Fleisch (*ebō,ō*)<sup>2)</sup> beanspruchen.

Bei dem leicht erregbaren und stürmischen Charakter der Pangwe ist es kein Wunder, daß manche bei dieser Jagd, wo überall aus den Büschen das begehrte leckere *tit* (*tit* = Fleisch und Wild) hervorspringt, den Kopf vollständig verlieren und blindlings auf alles, was sich bewegt, losschießen. Dabei kommt es denn sehr häufig vor, daß so ein wilder Nimrod einen Jagdgenossen oder einen Treiber über den Haufen schießt. Jagdunfälle sind an der Tagesordnung und machen den unglücklichen Jäger der Familie des Getöteten gegenüber haftpflichtig. Um sich in diesem Rechtsstreit mildernde Umstände zu sichern, versteckt man sich zur Entschuldigung hinter den Glauben, daß einige „böse“ Menschen oder Zauberer sich in Antilopen verwandeln können und sich in solcher Form schießen lassen, um — des Lebens müde — noch zuletzt ihrem Feinde Ungelegenheiten zu bereiten. Der Jäger erklärt, das wäre auch im Augenblick des Schusses der Fall gewesen; er hätte eine Antilope gesehen, auf sie geschossen, und nun läge ein Mensch da, er sei also ohne Schuld. Diese Ausrede hilft ihm in der Sache wenig, da die gemeine Handlungsweise des Opfers den Pechvogel keineswegs der Verpflichtung, ein ausreichendes Sühnegeld für den Getöteten oder Verwundeten zu bezahlen, enthebt, aber sie verkleinert doch seine Schuld.

Übrigens werden auch einzelne Tiere, deren frische Spuren der Hund aufgefunden hat, in Netze getrieben. Man stellt dabei durch Einkreisen (*a kin e tit*) den Aufenthaltsort der Tiere fest und jagt sie mit Hilfe der übrigen Dorfbewohner in das Netz.

<sup>1)</sup> Vom Stamme *bā* teilen; diese Stücke werden meist zuerst verteilt, weil das Tier mit den Schultern zuerst auf die Erde (die ja auch gemeinsames Gut ist) fällt.

<sup>2)</sup> Denn er trägt das Tier auch am Halse (über die Schultern gelegt): *a bō(g)e*, *bōō* = tragen.

Auf der Einzeljagd (*elõnã*) versagen die Pangwe — wie im Anfang ausgeführt — mehr oder weniger. Ein eigenes Wort für Jäger gibt es nicht, *nyã,ã a ngã III* heißt: „der mit der Flinte schießt“, und muß das Wort Jäger ersetzen, dagegen ist *nsũe,me III* einer, der Tiere und Fische „fängt“. Von der gewaltigen Menge der jagdbaren Tiere des waldbedeckten Landes werden nur die wenigsten ohne Hilfe von Fallen, Netzen und Treibern erlegt, von größeren am meisten noch — außer Elefanten — wegen ihres Wertes Schweine und Leoparden<sup>1)</sup>. Früher jagte man auch Büffel, die es allerdings nur an den großen Flüssen (Kampo usw.) gibt, und deren Haut man zu den bekannten Schilden gebrauchte; seit die letzteren mit Einführung des Steinschloßgewehres wertlos geworden sind, scheidet dieser Beweggrund aus, allein des Fleisches wegen sie zu jagen, dazu ist die Jagd zu gefährlich; ebenso wenig lohnend ist die auf Gorilla und Schimpanse, und einen reinen Jagdsport kennen die Leute, mit verschwindenden Ausnahmen, nicht. Die Birsch auf Antilopen ist den Pangwe ohne Stellnetze zu schwierig und mühsam. Meerkatzen, deren Jagd abwechslungsreich, nicht allzu schwierig — obgleich manche Affen recht scharfe Augen und Ohren haben — und lohnend ist<sup>2)</sup>, Eichhörnchen und kleinere Vögel werden mit der Armbrust geschossen.

Daß die Armbrust europäischen Vorbildern nachgeahmt sei, halte ich selbst für eine verfehlte Annahme; wie sollte denn wohl ein Neger darauf kommen, das Vorbild so umzumodeln und gar noch — wie es die Bassá am Sanaga tun — das Vorderende zu einem schaftartigen Fortsatz zu verlängern und ihm zuweilen eine echte Speerklinge mit Tülle aufzusetzen. Mir liegt der Gedanke, daß man Speer und Bogen vereinigt und so selbständig eine neue Waffe geschaffen hat, näher. Schließlich ist nicht nachweisbar, daß von der Westküste

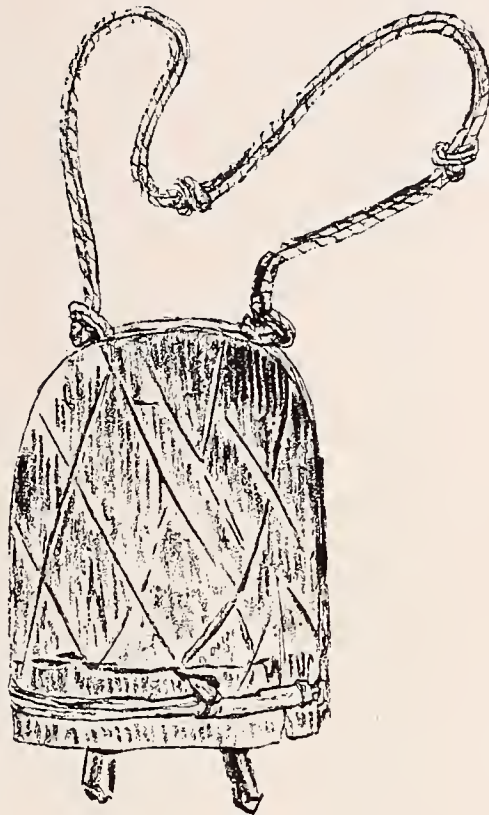


Abb. 87.  
Hundeglocke.

1) Ein Leopard war früher so viel wert wie eine Frau.

2) Die Affen werden durch Blasen auf einer durchlöchernten Frucht, dem Affenlocker (*elõn, elõẽ*), Abb. 88 b, die Vögel mit einem, *zõ,le IV, zõ* genannten, mirlitonartigen Instrument, Abb. 88 a, angelockt.

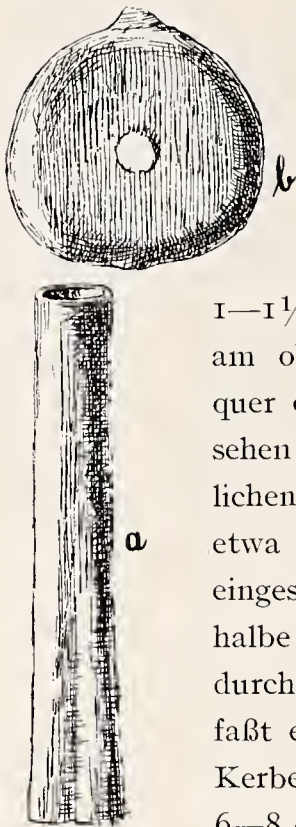


Abb. 88  
Lockpfeifen.  
a für Affen  
(Mirlitonartiges  
Instrument).  
b für Vögel  
(durchbohrter  
Samen).

Afrikas aus, mit Ausnahme der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, überhaupt europäischer Einfluß bis zu den Pangwe gedrungen ist.

Die Armbrust (*mbän I*), Abb. 89, besteht aus zwei Teilen, dem Schaft (*ngpwä[s]-mb.*)<sup>1)</sup> und dem Bogen (*endžī,ä-mb.*)<sup>2)</sup> mit der Sehne. Der Schaft ist ein 1—1½ m langes, im Querschnitt plattförmiges Holz, das sich am oberen Ende entenkopfförmig verdickt und hier mit einem quer durchgehenden quadratischen Ausschnitt für den Bogen versehen ist. Der ganze andere Teil des Schaftes ist durch einen seitlichen Längsschnitt in zwei Blätter geteilt, von denen das obere etwa handbreit unterhalb des verdickten Schaftendes kreuzförmig eingeschnitten ist, so daß der Querarm des Kreuzes nur durch die halbe Dicke des Holzes geht, also eine Kerbe bildet, der Längsarm durch die ganze Dicke geht, also einen Ausschnitt bildet; in diesen faßt ein entsprechend geformter Zapfen des unteren Blattes. Die Kerbe ist für die Sehne des Bogens bestimmt. Vor ihr ist eine 6—8 cm lange Längsrinne in den Schaft eingeschnitten, die mit Bienenwachs ausgefüllt wird und das Lager für den Pfeil bildet.

Zum Spannen der Armbrust nimmt man den Schaft unter den rechten Arm, stemmt das eine Knie gegen den Bogen, faßt die Sehne mit den Händen und zieht sie in die Kerbe, wobei der Zapfen und mit ihm das ganze untere Blatt etwas nach unten gedrückt wird.

Bei der Schußstellung (Abb. 90) hebt man die Armbrust bis zur Schulterhöhe, stützt sie etwa in der Mitte mit der linken Hand und drückt mit der rechten die beiden Schaftblätter hinten zusammen. Dadurch schiebt sich der Zapfen in den Ausschnitt und drückt die Sehne heraus, die das Geschöß mit großer Kraft fortschleudert.

<sup>1)</sup> Für den Schaft werden die Hölzer folgender drei Anonaceen bevorzugt: *Mesocarpidium lepidotum* Engl. et Diels (*amv̄m*), *Xylopi striata* Engl. (*mr̄ma IV*) und *Hexalobus salicifolius* Engl. (*mepf̄ne III*).

<sup>2)</sup> Für den Bogen werden wegen ihres starken Holzes genommen: 1. *Ola tessmannii* Engl., Icacinaceae, (*el̄m*); 2. Sapindaceen: *Pancovia pedicellaris* Radlk. et Gilg und *Placodiseus opaeus* Radlk. (*z̄k*); 3. Violaceen *Rinorea longisepala* Engl. (*z̄k-o-si*) und *R. welwitschii* (Oliv.) O. Kze. (*en̄ež̄k*); 4. Rubiaceen *Randia acuminata* Bth. und *mierantha* K. Sch. (*aj̄v̄*); 5. Anacardiacee *Trichosecypha* spec. (*ž̄k e mekm*); 6. Rubiacee *Gardenia lateriflora* K. Sch. (*eb̄m*), scheint nicht so sehr geeignet zu sein; 7. Polygalacee *Carpolobia alba* Don. (*on̄n*); 9. eine Rubiacee (*oȳ*).



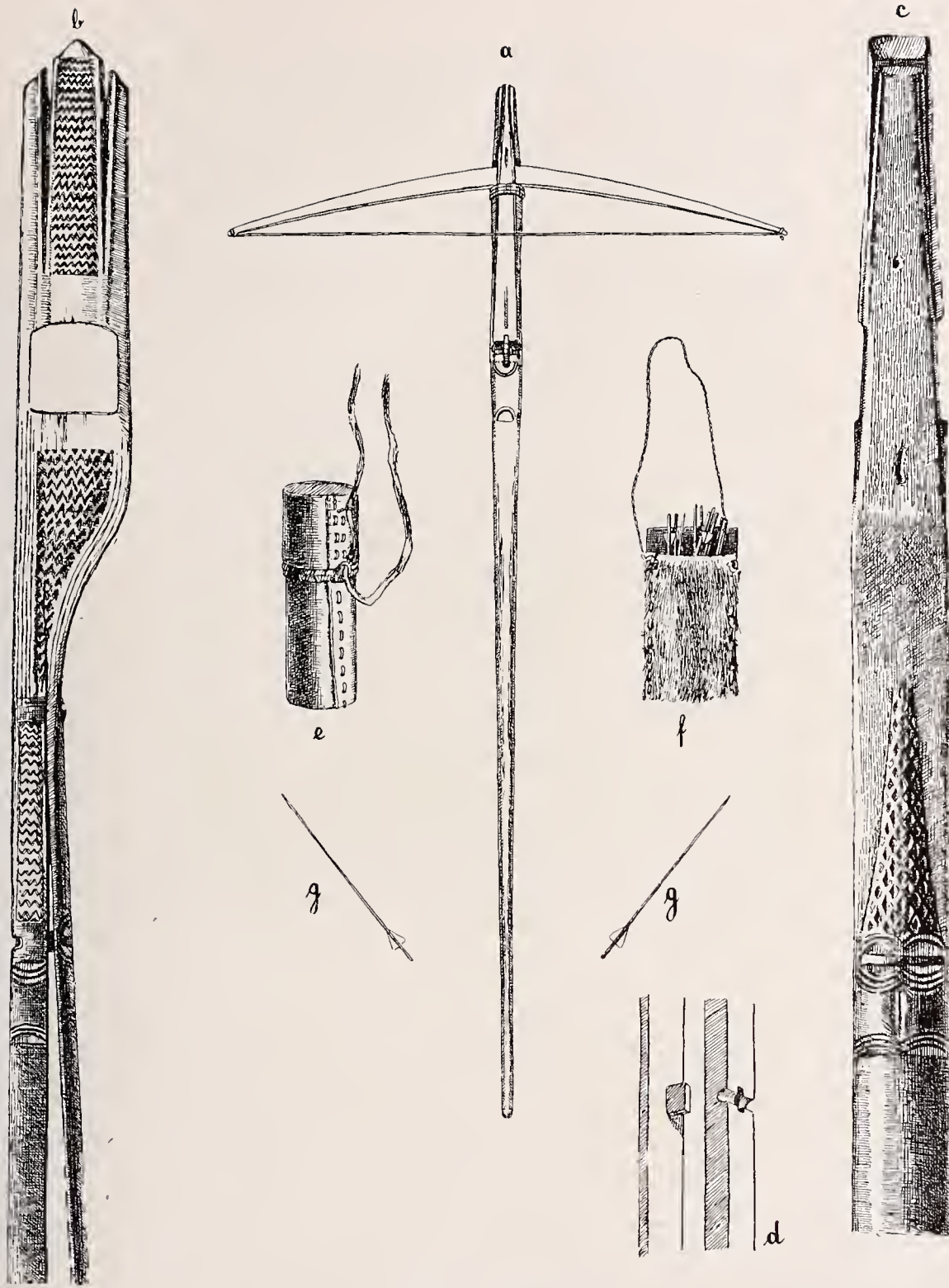


Abb. 89. Armbrust.

*a* von oben, *b* oberer Teil des Schaftes von der Seite, *c* derselbe von unten, *d* Auslösevorrichtung, *e* Rindenschachtel zum Aufbewahren der Pfeile, *f* Köcher, *g* Pfeile.

Die kurzen Pfeile (*ebe, i'*) (Abb. 89 *g*), die in hübschen Köchern (*kā, lä IV*) aus Tierfell (Abb. 89 *f*) oder in Rindenschächtelchen mitgeführt werden, sind aus Raphiablattstielrinde und kurz vor dem unteren Ende gespalten, so daß



Abb. 90. Jäger mit einer Armbrust.

ein dreieckiges Blattstück (*ndú-mbān IV*) aus dem Blatte der Menispermacee *Penianthus longifolius* Miers. (*ndú-mbān*), seltener der Flacourtiacee, *Lindaekeria dentata* (Oliv.) Gilg (*nūm e ndú*)<sup>1)</sup>, im äußersten Notfalle auch des *Sarcophrynium* als Flugsicherung eingeschoben werden kann. Die Spitze ist mit einer Salbe aus zerriebenen *Strophanthus*-Samen<sup>2)</sup> vergiftet.

Obwohl diese Waffe in den Händen der Eingeborenen viel gefährlicher ist als ein Vorderlader, so wird sie doch im Kriege nie benutzt, soll auch vor Einführung des Gewehrs keine Kriegswaffe gewesen sein.

<sup>1)</sup> *nūm* = Mann, d. i. männliche *ndú* (*mban*).

<sup>2)</sup> Wohl *Strophanthus kombe* Oliv. (*enʔe*).

## Abschnitt VI.

### Nahrungs- und Genußmittel.

1. Nahrungsmittel. Rohstoffe: Fleischkost (Menschenfleisch, eßbare höhere und niedere Tiere); — Pflanzenkost (wilde Pflanzen mit eßbaren Blättern, Früchte); — Gewürze (Pfeffer, Salz und seine Gewinnung); — Öl; — Kücheneinrichtung. — Küchen- und Kochgeräte (Mahlstein, Mahlbrett, Plantenschäler, Korbteiler, Rührlöffel und andere Löffel der Frau, Kochtöpfe). — Zubereitung: 1. Kassave (Kassaverollen; Kassaveschnitzel; gekochte Kassave-wurzeln; zerriebene, in steigbügelförmig gebogenem Blatt gekochte Kassave, gedämpfte Kassave). 2. Plante. 3. Erdnuß (Erdnußmus, Erdnußbündel, Erdnußbrei, Erdnußsuppe). 4. Ngon. 5. Mais (Maiskolben, Maissuppe, Maisbrot, Maisbrei). Anderes Gemüse und Fleisch. — Mahlzeiten. — Essen. — Tischgerät, Eßlöffel und seine Formen.
2. Getränke und Genußmittel. Getränke: Wasser, Trinkgefäße, Wasserliane. — Genußmittel: Zuckerrohrsaft, Bananenwein, Palmwein (Vorkommen der palmweinliefernden Palmen, Güte des Palmweins, Aussehen und Geschmack, Gewinnungsarten, Haltbarkeit). — Trinkfreudigkeit. — Tabak (Abarten der Tabakspflanze, Rauchen, Tabakspfeifen, Pflege der Tabakspflanze, Behandlung der Blätter).

Einer der höchsten leiblichen Genüsse ist dem Pangwe das Fleisch (*tit*, gekochtes Fleisch: *nniãman e tit* von *a niãm* = kochen). Vom Menschen an bis herab zur kleinsten Termiten erscheint ihm kaum etwas ungenießbar.

Es gilt als erwiesen, daß die Südpangwe bei Gelegenheit Menschenfleisch essen (Abb. 91), die Pangwe in der Gesamtheit kann man indes nicht als Menschenfresservolk bezeichnen. Bei den nördlichen Unterstämmen wird nirgends von Kannibalismus berichtet, und die Eingeborenen behaupten, daß er auch früher nicht bei ihnen bekannt gewesen sei. Bei den mittleren Fang in Spanisch-Guinea und im französischen Gebiet dagegen werden ausnahmsweise von einigen die gefallenen Feinde verspeist; das geschieht angeblich keineswegs aus religiösen Gründen, sondern stellt einen bis zum äußersten durchgeführten Racheakt dar, durch den der Feind zu einem Tier herabgewürdigt und wie ein solches verspeist wird. Daß Verwandte oder Angehörige derselben Sippe geschlachtet und verzehrt würden, habe ich nie gehört und wäre auch in den Augen der Fang ein unglaubliches Verbrechen. Ganz im Süden, besonders nach Südosten zu, wo die Pangwe durch Mischung mit ihren Nachbarstämmen im Wesen verändert sind, mag die Menschenfresserei etwas häufiger sein; wahrscheinlich ist sie überhaupt



Abb. 91.  
Messer aus  
einer Speer-  
klinge zum  
Zerlegen eines  
getöteten  
Menschen.

von den in dieser Beziehung berichtigten östlichen Grenzstämmen, insonderheit den Njem, übernommen.

Den Hauptfleischbedarf decken also die Tiere, und hier macht der Pangwe nicht einmal vor der dicken Haut des Elefanten halt; fast alles ist ihm genießbar. Nicht gegessen werden von Säugtieren nur Spitzmaus, Hausratte und das Zwergeichhörnchen *Sciurus pumilio* Leconte (*mvük-esön*), von Reptilien Chamäleon, die Eidechse *Lygosoma fernandi* Burt. (*ebūmekākū*) und die Agama *colonorum* Daud. (*ngódō III*), von Amphibien die Kröten: *Bufo superciliaris* Blgr. (*mvūn IV*) und *Bufo latifrons* Blgr. (*džūñ*, Mehrz: *biūñ*, *mūñ*) sowie der Frosch *Rana mascareniensis* D. et B. (*nkōñ I*). Die Gründe, weshalb diese Tiere niemals gegessen werden, werde ich zusammen mit den Speiseverboten in Abschnitt XIII besprechen.

Die Bezeichnung für die einzelnen Teile des geschlachteten Tieres (Ziege) sind aus Abb. 92 ersichtlich.

Von wirbellosen Tieren werden gegessen: die Larven (*fōs IV*) des Palmenrüßlers *Rhynchophorus phoenicis* Fabr. und des Nashornkäfers *Angosoma centaurus* F. Pl. (Larve = *akūm*); von den Jaunde die großen Elefantennistkäfer, *Copris* (*ejāžok J.*), selbst; 21 verschiedene Raupenarten, meist Saturniden (*nkāñ I* = eßbare Raupe); Libellenlarven und Termiten (*šūme IV* Nt., *kāp J.*); Taschenkrebse und Garneelen, Schnecken, mit Ausnahme der Nacktschnecken, und eine Flußmuschel.

Von den genannten niederen Tieren verdienen die in den Blattstielen der Raphiapalme lebenden Nashornkäferlarven auch die Beachtung der Europäer, da sie gebraten recht wohlschmeckend sind, ja fast als Leckerbissen gelten können (man denke an den *Cossus* der Römer!); auch den Termiten könnte man Geschmack abgewinnen, wenn sich durch irgendein Verfahren die unangenehmen langen Flügel beseitigen ließen. Im Mwelegebiet bei Simekoa sah ich die in den Pflanzungen stehenden Termitenhaufen der *kap* genannten Art sorgfältig umhegt; die in Massen ausfliegenden Tiere wurden in Körben gefangen und zum Teil lebendig, mitsamt den Flügeln, gegessen, zum Teil von den Frauen zubereitet. Die Tierchen schmecken nach rohen Eiern und würden zu einer Art Brot verbacken gar nicht übel sein, wenn nicht, wie gesagt, die Flügel eine unerwünschte Zugabe wären.

Wenn sich die Pangwe nicht in der Ausübung des Weidwerks so stümperhaft zeigten, wenn sie nicht einen wahren Horror vor dem Schlachten der Haustiere hätten, und wenn sie die Fallenstellerei etwas eifriger und geregelter be-

treiben wollten, so würden sie bei dem Wildreichtum ihres Landes an frischem Fleisch keinen Mangel leiden. So aber bildet die Pflanzenkost ihre Hauptnahrung.

Die Gemüsepflanzen sind, soweit sie angebaut werden, bereits im vori-

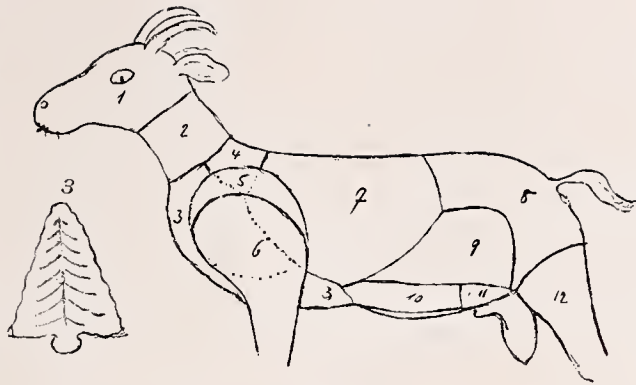


Abb. 92.

Namen der Fleischteile eines Schlachtviehes.

1. Kopf = *nlo*.
2. Hals = *kih*.
3. Brust = *ekokob*.
4. Kamm = *engut*.
5. Bug = *aba*.
6. Blatt und Vorderbein = *enam*.
7. Rückenstück = *epfa-cbok*.
8. Kreuzstück = *oduk*.
9. Seitenstück = *mvöbe*.
10. Bauch = *abum*.
11. Stücke über den Geschlechtsteilen = *ekila*.
12. Keule und Hinterbein = *abo*.

gen Abschnitt erwähnt; die wildwachsenden kommen unter gewöhnlichen Verhältnissen nur zum Teil ständig auf den Tisch, in Hungersnöten aber, oder wenn sonst einmal das Essen knapp geworden ist, dienen sie dem Pangwehäufig als Nahrung.

Zu nennen sind da von Palmen die Ölpalme, die Raphiapalme und besonders *Ancistrophyllum*, dessen innerste Blätter (Palmkohl) gegessen werden; von Begoniaceen *Begonia poggei* Wrbg. (*esän e kō,ē* Nt.) und *B. ciliobracteata* Wrbg. (*esän e kā'da*); von Amarantaceen *Celosia argentea* L. (*num engö'n, num afū'n*), *C. laxa* Schum. usw. (*num e fōlōm*) und *Pupalia lappacea* L. (*num e kōlōt*); von Acanthaceen *Justicia insularis* T. And. (*fēi*), *Endosiphon obliquus* Clke. (*num ndzēi, masāmengūmo III*) und *Pseuderanthemum nigratianum* (T. And.) Radlk. (*ndzēi I*); von Urticaceen *Urera laurentii* de Willd. (*mfōs I*) und *Fleurya aestuans* (L.) Gand. (*ngūkū'n IV*); von Euphorbiaceen *Microcoeca mercurialis* (L.) Benth. (*otēk*); von Tiliaceen *Corechorus olitorius* L. (*ngābelōmo IV*); von Melastomataceen *Dinophora spenneroides* Bth. (*esän-eli*) und *Dissotis decumbens* (P. B.) Tr. (*osīsän-bongōn-b'ojēk*); von Moraceen *Myrianthus arboreus* P. B. (*mangāme III F., engukōm Nt., J.*); von Araceen *Rhektophyllum mirabile* N. E. Brown (*ndōs IV, klēs IV*); von Dioscoreaceen *Dioscorea prehensilis* Bth. (*esän*); von Farnkräutern (*zō'n IV*) endlich besonders *Dryopteris tomentella* C. Chr., *Dr. megaphylla* (Met.) C. Chr. (*mejā m'abōk*), *Dr. parasitica* (L.) O. Ktz. (*undūdu akō*), *Dr. gongylodes* (Kuhn) O. Ktz. (*engās*), *Stenochlaena guineensis* (Kuhn) (*nkādenā III*), *Alsophila camerunensis* Diels (*ezīzōn-ošūe*) und *Diplazium silvaticum* (Borg.) Sw. (*esēt*).

Früchte werden sehr wenig kultiviert. Von ihnen ist die Banane die einzige alteinheimische, während neuerdings eingeführt sind die Ananas (*nkōkajā'n I F., ekanemvōlē* Nt. <sup>1)</sup>), die über das ganze Gebiet verstreut, wenn auch nur in spärlicher Anzahl angepflanzt wird, die über einen schmalen Küstenstreifen kaum hinausgekommene Papaya *Carica papaya* (*pōpō J., adžābentāngan* Nt., F.) <sup>2)</sup>, deren Bäumchen sich zählen lassen, bittere, kleine Zitronen, *Citrus*

<sup>1)</sup> *nkōk* Zucker, *ajā'n* Liliaceen, Cyperaceen; *ekā'n* Cyperus (von den Mwele), wegen der den Cyperaceen ähnlichen Blätter.

<sup>2)</sup> *adžāb* = *Mimusops djave* (Lan.) Engl. *e ntāngān* des Weißen.

**limonum** RISSO (*olős* F., *alős* Nt., *ngõambãñ* IV) und für Europäer fast ungenießbare Apfelsinen.

Kokospalmen (*mbãñ* I, *njõmõ* I, Nt., F., *mũndõ* IV J.) gibt es nur am Meeresstrande und auch dort nur in geringer Anzahl.

Vielleicht angepflanzt wird die einheimische „Buschpflaume“ **Pachylobus edulis** E. DON., var. **mubafo** ENGL., Burseracee (*asã* Nt., *ošũñã* F.), die man nur in oder bei Dörfern antrifft. Die wundervoll lilablau oder leuchtend rosa gefärbten Früchte werden auf dem Feuer geröstet, das gelbe, ganz wohlschmeckende Fruchtfleisch wird warm gegessen.

Alle anderen Früchte, die von den Pangwe gegessen werden, wachsen wild. Der Buschpflaume in Gestalt und Geschmack der Früchte verwandt ist **Pachylobus fraxinifolius** ENGL. (*asẽã*, Früchte *sẽã* IV), die auch ebenso zubereitet wird. Sehr wichtig sind die ölhaltigen Früchte der Sapotacee, **Mimusops djave** (LAN.) ENGL. (*adžãb*, Früchte *ebõn*). Sie gleichen einem großen Apfel; das Fruchtmus, in dem die zwei bis vier Samen eingebettet sind, ist sehr klebrig, aber recht wohlschmeckend; die Samen werden zur Ölbereitung benutzt. Nächst diesen besitzt eine große Bedeutung die **Irvingia barteri** HOOK. f., Simarubacee (*andõk*, Früchte *ndõk* IV). Merkwürdigerweise wissen die Pangwe den Saft des gelben Fruchtfleisches, der außerordentlich duftig und erfrischend ist — vorausgesetzt allerdings, daß die Früchte gerade im richtigen Reifezustand sind — nicht zu schätzen, wie sie überhaupt, im Gegensatz zu den Küstentstämmen, vielen Waldfrüchten (z. B. den Früchten des Kardamoms, der Palme **Podococcus barteri** u. a.) wenig Bedeutung beimessen und sie nicht zu nutzen verstehen. Der nahrhafte Inhalt des Kernes wird getrocknet gegessen oder zu einer Art Brei verarbeitet. Eine so schmackhafte Tunke aus den Früchten zuzubereiten wie die Bassá, verstehen die Pangwe nicht; auch ist das Nußbrot der Mpongwe ihnen unbekannt. Weitere wichtige eßbare Nüsse sind **Coula edulis** BAILL., Olacinacee (*ewũõmõ* F., *ewũõme* Nt., Früchte *kõmõ* bzw. *kũõme*), **Panda oleosa** PIERRE (*afãne[k]*, Früchte *fãne[k]*) und eine mir unbekannt gebliebene Art (*andõ*, Früchte *ndõ* IV). Sehr schmackhaftes und erfrischendes Fruchtfleisch liefern folgende Bäume: Burseracee **Pachylobus macrophyllus** (OLIV.) (*andõtõm* Nt., *atõm* F., Früchte *ndõtõm* IV Nt., *tõm* IV F.), Anacardiaceen **Trichosecypha** spec. (*amũt*, Früchte *mũt* IV) und (*engõñ*, Früchte *ngõñ*); etwas säuerlich, aber recht erfrischend ist das Mus (Pulpe), in dem die Kerne verschiedener **Landolphia**-Arten eingebettet sind, und zwar von **L. ochracea** K. SCH. (*avũm*), **L. piriformis** STAPF (*dzã* III) und zwei anderen Arten (*efõjõdo* F. und *kõmo* III). Allen übrigen Früchten — soweit ich sie gekostet habe — kann der Europäer kaum besonderen Reiz abgewinnen, ja, einige, wie **Laccodiscus** und **Pseudospondias**, sind von geradezu scheußlichem Geschmack und — wie man in Westafrika sagt — good for blackmen, no good for whitemen. Ihre Namen sind: **Parinarium tessmannii** ENGL., Rosaceae (*efõt*), **Chrysophyllum tessmannii** ENGL., Sapotaceae (*mbãm* I), **Pachylobus tessmannii** ENGL., Burseraceae (*nga-angõlõngõ*), **Laccodiscus spinulosus dentatus** RADLK., Sapindaceae (*atũlũñ*), **Pseudospondias microcarpa** (RICH.) ENGL., Anacardiaceae (*ofõs*), **Pseudospondias tessmannii** ENGL., ebenso (*angõkõñ*),



A. Lehmann

Salz liefernde Pflanzen.

- a HALOPEGIA ACUREA K. SCH., FAM. ZINGIBERACEAE.
- b CYRTOSPERMA SENEGALENSE (SCHOTT) ENGL., FAM. ARACEAE.





**Pentaclethra macrophylla** B e n t h., Leguminosae (*ebū'ī*), **Cola acuminata** (P. B.) R. Br., Sterculiaceae (*abě*), **Carpolobia alba** D o n., Polygalaceae (*onōñ, tōmok*), **Ricinodendron africanum** M u e l l. A r g., Euphorbiaceae (*ezīsāñ*), **Myrianthus arboreus** P. B., Moraceae (*mang'eme III F., eng'kōm* Nt., J.), **Desbordesia glaucescens** E n g l., Simarubaceae (*alōb*), **Duboscia macrocarpa** (?) B o c q., Tiliaceae (*akāk e sōñ*), **Oncinotis glandulosa** Stapf, Apocynaceae und **Tylostemon minutiflorus** Stapf, Lauraceae (*džā-odžī, džīk* bzw. *bodžābodžī, džīk*), **Tristemma hirtum** V e n t., Melastomataceae (*abě-ošūe*), **Cnestis anrantiaca** Gilg, Connaraceae (*abñ e ndžīk*), **Vitex bipindensis** G ü r k e, Verbenaceae (*apfōn*), **Anoidium mannii** O l i v., Anonaceae (*ebōm eli*), **Sarcocephalus sambucinus** (K. S c h.) (*alūmā, alūma* und *akūndūm*), die Palme **Podococcus barteri** M. et W. (*niamrīne*) sowie verschiedene **Aframomum**-Arten, z. B. die in Band II abgebildete **Afr. alboviolaceum** K. S c h. (*adžōm*, Früchte *esūn*).

Schließlich spielen Pilze, von denen die Fang zwanzig eßbare Arten unterscheiden, im Haushalt eine wichtige Rolle; giftige Bodenpilze scheinen, mit Ausnahme einer übelriechenden, mit einer Art Schleier überdeckten Morchel, nicht vorzukommen.

Von Gewürzen sind Pfeffer und Salz bekannt, beide den Pangwe zur Zubereitung der Speisen unentbehrlich. Pfeffer, **Capsicum** (*okālūñ IV, undūndū III*), wird in drei Arten und vielen Abarten hinter den Häusern oder dicht beim Dorfe ausgesät und findet sich verwildert überall in der Nähe menschlicher Ansiedlungen, wo seine grünen, in der Reife roten Früchte jedesmal frisch abgepflückt werden, wenn man sie braucht; sie werden ganz oder auf einem Stein zerrieben an die Speisen getan.

Mehr Umstände macht das Salz. Wenngleich heute das von Europa eingeführte schon fast das ganze Gebiet überschwemmt und, mit dem Tabak zusammen, geradezu einen Wertmesser bildet, so wird an entlegenen Stellen im Innern vielfach noch die schwierige Herstellung aus Sumpfpflanzen nach alter Weise geübt.

Die beiden Hauptsalzpflanzen sind die auf Tafel X abgebildeten **Halopegia acurea** K. S c h., Marantaceae (*nkōñ I*) und **Cyrtosperma senegalense** (S c h o t t) E n g l., Araceae (*ebāngabānga*); außerdem werden in kleineren Mengen die Wedel der Raphiapalme hinzugetan. Im Fanggebiete werden **Halopegia** und **Cyrtosperma** stets zusammen verwendet, nie eine ausschließlich; an anderen Stellen, z. B. im Ntungebiet, nimmt man noch folgende Sumpfpflanzen dazu: die Loganiacee **Authocleista zeukeri** Gilg (*ajrnebenzām III*), die Zingiberacee **Reuealulia alborosea** K. S c h. (*adžōmmekām*), die Urticacee **Boehmeria platyphylla** D. D o n. (*sā[s]-džām*), die Acanthacee **Brillautaisia vogeliaua** B t h. (*ebūgebōñ*), die Aracee **Anubias heterophylla** E n g l. (*andāk*), eine Composite (*elōfk]-ošūe*), die Commelinaceen **Palisota schweinfurthii** C. B. Cl. (*epfūpfūi-zām*) und **Pollia condensata** C. B. Cl. (*ajāñ-ošūe*), außerdem da, wo Sumpfpflanzen fehlen, die Marantacee **Phryuium confertum** (B e n t h.) K. S c h. (*nkōñ afōñ I*) und die schlingende Aracee **Rhektophyllum mirabile** N. E. B r o w n (*ndō's*).

Zur Salzgewinnung gehen die Männer in den Sumpf (*zǐm*), schlagen die salzliefernden Pflanzen ab und lassen sie zum Trocknen einen Monat an der Sonne liegen. Dann bringt man sie unter ein in der Nähe errichtetes Schutzdach und verbrennt die Blätter und Blattstiele auf offenem Feuer. Die Pflanzenasche, verunreinigt durch die Reste der Feuerscheite, wird ins Dorf gebracht und auf dem Hängeboden über der Feuerstelle im Hause drei Wochen lang zum Trocknen aufbewahrt. Die letzte Arbeit der Männer hierbei ist die Anfertigung eines großen Trichters, den sie aus den Stengeln der Marantacee **Trachypodium violaceum** R a d l k. (*nkǒmokǒmo I*) ziemlich roh zusammenflechten (*ngǎn nkǎ IV*); das weitere übernehmen die Weiber. Sie stellen den Trichter, den sie mit Stangen stützen, inner- oder außerhalb des Hauses auf und legen ihn derart mit Blättern von **Sarcophyllum** aus, daß das unterste Blatt — trichterförmig zusammengefaltet — gerade in die Spitze paßt und die anderen Blätter dachziegelartig die Wand bedecken. Unten schließt man den Trichter durch ein Knäuel aus Gras, **Paspalum** (*obǔt*), oder Blättern der **Phytolacca dodecandra** C. H e r. (*atǒt*)<sup>1)</sup> zu einem Filter ab, tut die Asche hinein und gießt Wasser darauf, das ziemlich rasch durch den Filter in ein daruntergestelltes Gefäß sickert. So läßt man das Ganze eine Nacht stehen, gießt am Morgen etwas frisches Wasser nach, um das letzte Salz auszuziehen, und trocknet nun die erhaltene gelbbraune Sole so lange, bis alles Salz (*nkǎ I*) ausgefallen ist<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Vom Stamm *tǒ* = durchrinnen, durchtröpfeln, weil die Sole durch das Kraut hindurchtröpfeln muß.

<sup>2)</sup> Die Untersuchung des Salzes, über die Herr W. L e n z vom Pharmazeutischen Institut der Universität Berlin berichtet, ergab folgendes: „Das Buschsalz selbst besaß braune Färbung und ein feuchtkrümeliges Aussehen. Es schmeckte scharf salzig, seine Lösung reagierte stark alkalisch. Die von Herrn R e g e n s t e i n ausgeführte chemische Untersuchung ergab folgende Zusammensetzung:

43,33 %	KCl (Kaliumchlorid)
27,50 %	K <sub>2</sub> SO <sub>4</sub> (Kaliumsulfat)
16,26 %	K <sub>2</sub> CO <sub>3</sub> (Kaliumkarbonat)
0,85 %	NaCl (Natriumchlorid)
8,72 %	H <sub>2</sub> O (Trockenverlust bei 180 °)
3,34 %	Unlösliches (Differenz)
100,00 %	

Das Kalium wurde als Kaliumplatinchlorid vom Natrium getrennt. In dem Unlöslichen wurden Kalzium, Magnesium, Eisen, Aluminium, Mangan, Phosphate, Silikate, Karbonate nachgewiesen und 0,7 % des Salzes SiO<sub>2</sub> (Siliziumdioxid) bestimmt.

Auffällig ist der hohe Gehalt des Buschsalzes an Chloriden und Sulfaten sowie die Verwendung des überwiegend aus Kaliumsalzen bestehenden Salzgemisches zum Würzen der Speisen, also an Stelle von Kochsalz.“

Neben den Gewürzen brauchen die Pangwe als Zutat zu Speisen Öl, das sie aus der Ölpalme, *Elaeis guineensis* L. (*alën*) und der *Mimusops djave* (Lan.) Engl. (*adžäb*) gewinnen, aber so selten, daß seine Verwendung in der Küche gegen diejenige in der Hautpflege ganz zurücktritt. Die Ölgewinnung bespreche ich deshalb bei der letzteren.

Die Küche der Pangwefrau befindet sich, wie beschrieben, im Hause unter den Hängeböden. Einen eigentlichen Herd gibt es nicht; bei den Mwai vertreten ihn drei Steine, sonst aber wird der stets fußlose Topf auf eine Topfscherbe oder unmittelbar auf die geschickt zurechtgelegten Feuerscheite gestellt. Wenn einmal mehr zu kochen ist, z. B. nach einer erfolgreichen Elefantenjagd, so wird der tägliche Feuerplatz zu klein, und man richtet einen zweiten hinter dem Hause her.

Zum Kochen tun — wie jedes kleine Pangwemädchen schon weiß — drei Dinge not: Holz, Wasser und Feuer. An Holz mangelt es nicht; jeden Tag bringt die Hausfrau die nötigen Scheite aus der Pflanzung (Abb. 51) mit. Wasser ist ebenfalls in Menge vorhanden; es braucht nur am Fluß in Kalebassen (*ndȫk IV*) oder — bei den Ntum und Okak — in tönernen Wasserflaschen (Abb. 92), P.: *ešūgǫ*, geschöpft zu werden (daher der Name *šūk*, lautnachahmend für das unter Glucksen eindringende Wasser, so auch *a-šōk* = Wasserfall); von dem Feuer haben wir schon in vorigem Abschnitt gesprochen.

Das Küchengerät der Frau ist sehr einfach. Überall vorhanden ist der Mahlstein (*akȫk*) mit dem dazugehörigen kleinen runden Reibstein (*ngȫk IV*); jener ist unregelmäßig flach, durch das Reiben glatt geschleuert und liegt meist auf der Erde, wo die Frau bei der Arbeit davorkniet. Bei den Mwai, die in der Kochkunst überhaupt etwas weiter vorgeschritten sind, steht der Stein auf vier kleinen Pfählen, gleich einem Tischchen, was ihn im Aussehen bedeutend „hebt“. Auf dem Mahlstein werden Erdnüsse, Ngon usw. durch Hin- und Herrollen des Reibsteines zerrieben. Demselben Zweck dient ein fast runder Holzteller von der Form eines gestielten Blattes mit erhöhtem Rand (*erǭn-ndȫk*, *efēt-nd.*) für die Kerne der *Irvingia barteri* Hook. f. (*andȫk*, Früchte *ndȫk IV*), Abb. 93 sowie als Reiber dazu eine kugelrunde, harte Frucht (*ašōk*).

In sehr sauberer Weise entfernt die Pangwefrau mit dem halben Schulterblattknochen eines Tieres, z. B. eines Affen (Abb. 94a), mit einem Stück Raphia-stengel oder einem Baumpilz (Abb. 94b) die Reste der zerriebenen Nüsse oder Kerne vom Mahlstein. Nur selten geschieht dies mit der Hand.

Zum Zerstampfen von Kassaveblättern und anderem Gemüse wie zum Entfleischen der Ölpalmenfrüchte dient ein an beiden oder nur an einem Ende

kolbig verdickter Stößel (*nt'äm e mb'ök*) in einer Mulde (*mb'ök I*), die meist die Gestalt eines Einbaumes (Kanus) mit einem oderseltenerzwei Griffen (Abb. 95) hat. Im Mwai- und südlichen Fanggebietsieht mangrößere Mulden von viereckiger Gestalt und kleine Holztröge mit oder ohne

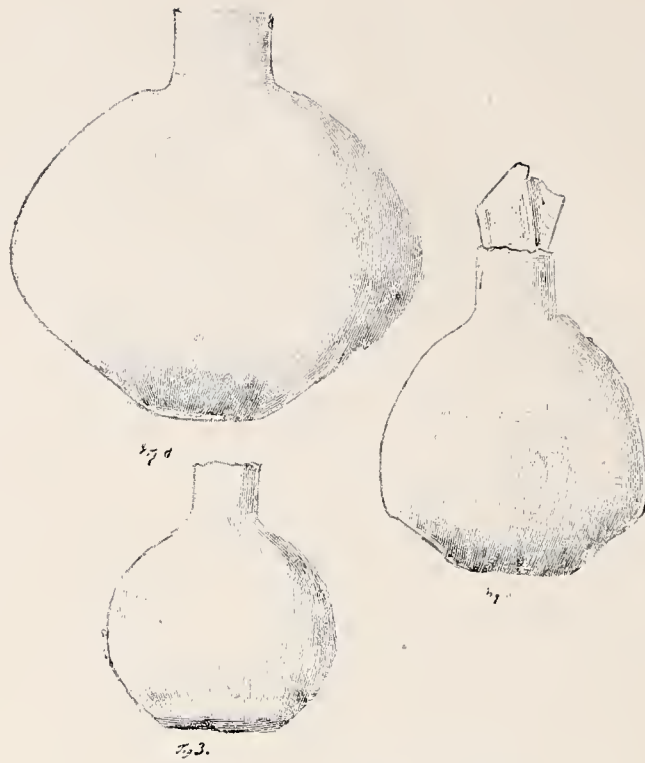


Abb. 92. Tönerne Wasserflaschen.

Griff (Abb. 96), *end'ön*.

Die Pflanzen werden mit einem Pflanzenschäler (*mb'öb I*), Abb. 97, geschält, indem man die Schale stückweise absprengt und abstößt. Er besteht aus einem schmalen Stück Raphiablattstiel und ist öfter mit Ritzmustern hübsch verziert.

Der flache Korbteiler (*dž'äd*, Mehrzahl: *bi'äd*), vgl. Abschnitt VIII, den wir bereits unter den Ackerbau- und Fischfanggeräten kennen gelernt haben, spielt auch in Haus und Küche eine große Rolle, wo er gleichzeitig als Schüssel, Schale, Teller usw. dient. Die Frauen haben eine ganze Auswahl von größeren (*dž'äd*) und kleineren (*or'ök*) solcher Teller zur Hand. Bisweilen sieht man auch Holzteller oder, besser gesagt, Holznapfe von der gleichen Form wie die Korbteiler<sup>1)</sup>.

Der Küchen- oder Rührlöffel (*mb'öb I, eb'öm*), der streng vom Eßlöffel unterschieden werden muß, ist aus Holz flachgeschnitten (Abb. 98) und dient zum Umrühren von Speisen, Verrühren von Gemüsen und Zerteilen von Brei.

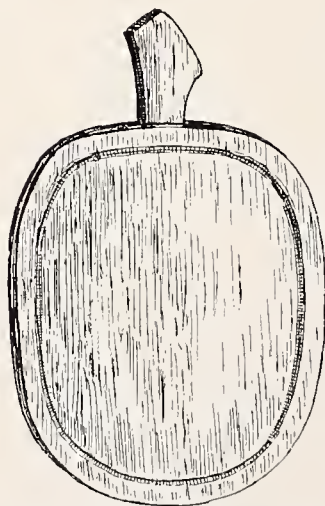


Abb. 93. Holzteller zum Zerreiben der Kerne von *Irvingia*.

Über dem Feuerplatz hat die Frau ihre Eß- oder Schöpflöffel, mit denen sie die Speisen beim Kochen schmeckt und beim Essen aus dem

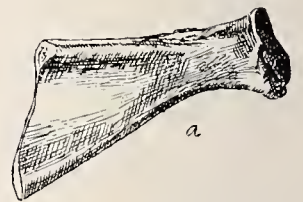


Abb. 94. Schulterblatt eines Affen (*a*) und Baumpilz (*b*) zum Entfernen des Zerriebenen vom Mahlstein.

<sup>1)</sup> Aus dem Holz der *Alstonia congensis* Engl. (*ek'ük*), Apocynacee, oder der *Ceiba pentandra* (L.) Gärt n. (*dum*).

Topf heraus-  
schöpft. Es gibt  
verschiedene For-  
men, von denen  
die einfachste ein  
Sarcophrynum-  
blatt ist, das in  
Löffelform zu-  
sammengefaltet  
und nur einmal  
gebraucht wird.  
Dieser Blattlöffel  
heißt *ntō'no I.*  
Eine höhere Stufe  
stellen der Kale-  
bassenlöffel (*e-  
gbwās*), verfertigt  
aus einer halb-  
durchschnittenen  
kleinen Frucht

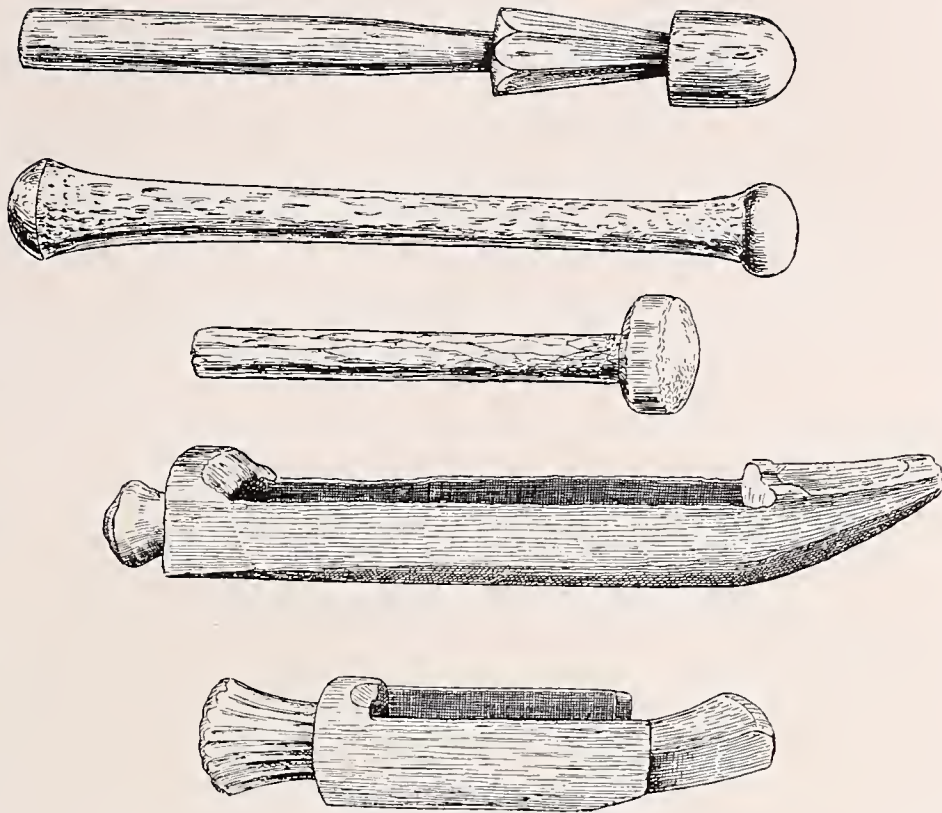


Abb. 95. Mulden mit Stößeln.

des Kalebassenkürbis (Abb. 99 und 100), und der Schneckenlöffel (*ebō'na, ekō'kō'e*),  
Abb. 101 dar, der aus der großen *Achatina marginata* Sw. (*kō'p'*) hergestellt wird,  
indem man ein Stück aus der Schale herausschneidet. Sie sind die eigentlichen  
Gebrauchslöffel der Frau und ent-  
sprechen als solche dem hölzernen  
Eßlöffel (*tō'k*) des Mannes. Die  
Frau gebraucht niemals Schöpflöffel  
aus Holz.

Das wichtigste Küchengerät ist  
der Kochtopf (*mre I, rī'ōk*, Mehrzahl:  
*lō,k*) aus Ton (*rī'ōk*), von dem jede  
Frau eine Reihe größerer (*mre, rī'ōk*)  
und kleinerer (*obēb'e*) auf dem  
Topfboden (*akān e mre*) stehen hat.  
Durch den Faktoreihandel sind bereits  
eiserne, mit drei Füßen versehene  
Töpfe (*mēkō'ne III*) überallhin ver-  
breitet.

Nach diesen allgemeinen Vor-



Abb. 96. Holztrog mit Stößel.

bemerkun-  
gen gehe ich  
zur Be-  
schreibung  
der Zuberei-  
tungsweisen

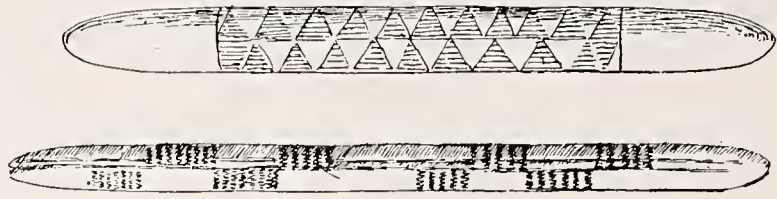


Abb. 97. Plantenschäler.

der haupt-  
sächlichsten  
Küchen-  
gewächse  
über. Die  
für die Er-

nährung wichtigsten seien noch einmal der Reihe nach aufgeführt: Kassave, Plante, Erdnuß, Ngon, Mais, Taro, Yams<sup>1)</sup> (Fanggebiet).

### 1. Kassave.

Die Wurzel wird auf fünferlei verschiedene Weisen, wenn ich von unbedeutenden Unterschieden absehe, zubereitet. Zwei von ihnen, nämlich zerriebene, in einer steigbügelförmig gebogenen Blattrolle gekochte Kassave (*nkūnambūñ*) und gedämpfte Kassave (*amāññ-mbūñ*) — wenig schmackhaft und wenig sorgfältig zubereitet — sind in der Hauptsache Frauenspeise. Die drei übrigen sind im wesentlichen für Männer bestimmt, nämlich Kassaverollen, sogenannte Kanks<sup>2)</sup> (*ebōbō*), ihrer handlichen Form wegen auf Reisen die ausschließliche Nahrung, Kassaveschnitzel (*osā-mbūñ*) und endlich gekochte Kassawurzeln (*agbwā,ma-mbūñ*). Im ganzen Gebiete herrscht in puncto Kassavespeisen Übereinstimmung, mit der alleinigen Ausnahme, daß jene steigbügelförmigen Blattrollen bei den Ntum und Fang auch einmal hier und da von Männern gegessen werden.

Dem europäischen Geschmack sagt die Kassave, die vielleicht unsere Kartoffel ersetzen könnte, wegen ihres scharfen Geruches wenig zu, zumal in den Formen, wie die Neger sie bereiten. Am ehesten können uns noch — trotz des kleisterartigen Geruches — die wurstförmigen Kassaverollen im Norden, wo die Wurzeln vorher in reines, fließendes Wasser gelegt werden, behagen, wenn man sie nach europäischer Weise in Scheiben schneidet oder zerrieben mit einem Ei vermischt und in Butter brät. Ganz schlimm sind die Kanks im Süden, weil dort die Wurzeln vor der Zubereitung eine Zeitlang in den Sumpf gesteckt werden und dadurch einen ganz widerwärtigen Morastgeruch annehmen.

a) Kassaverollen oder Kassavebrote (*mbōm I-mb.*, *ebōbō*).

Sie erfordern zur Zubereitung längere Zeit, nämlich 4—5 Tage. Die Wurzeln werden so, wie sie aus der Pflanzung kommen, also mit der Rinde und unzerkleinert (mit Ausnahme von ganz großen Wurzeln, die durchgeschnitten

<sup>1)</sup> Kleinere Wiederholungen sind in den einzelnen Abschnitten der Deutlichkeit halber nicht ganz zu vermeiden. Der Leser möge sie gütigst entschuldigen.

<sup>2)</sup> Die Herkunft dieses Wortes ist mir nicht klar geworden; ich weiß nicht, ob es ein aus anderen Negersprachen übernommenes oder im Küstenenglisch verdorbenes europäisches Wort ist.



Abb. 98. Rührlöffel.



Abb. 99. Kalebassenlöffel.

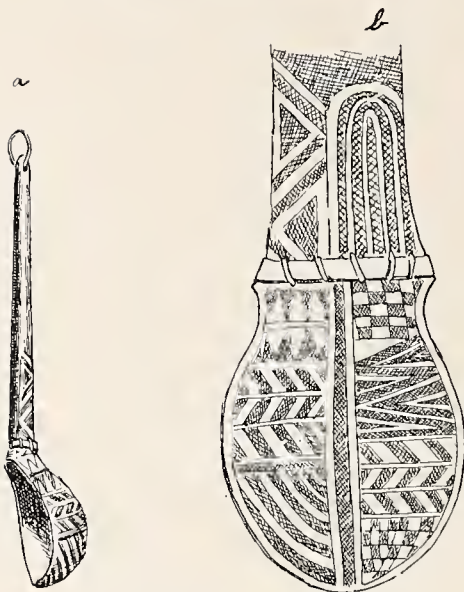


Abb. 100. Prunkkalebassenlöffel.

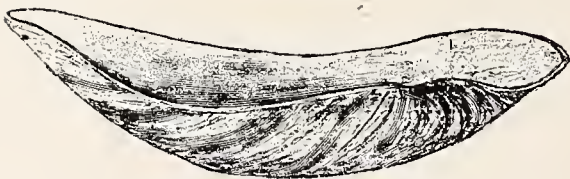


Abb. 101. Schneckenlöffel.

werden), in Wasserlöcher gelegt, um ihre giftigen Stoffe auszuziehen. Auf die Beschaffenheit des Wassers legen die Frauen der Ntum und Fang keinen Wert, ja sie scheinen mit Vorliebe gerade sumpfige Stellen, z. B. Raphiasümpfe, auszuwählen. Man sieht da häufig auf dem vollständig trüben Wasser und am Rande der Pflütze die Reste der Kassave, über der eine Unzahl von Schmetterlingen, insbesondere von Bläulingen, Weißlingen, Papilio-Arten, darunter der große blaue Zalmoxis, einer Wolke gleich, schweben. Diese gleich stark nach Modde und Kassave riechenden Löcher sind für den Sammler wertvolle Fundplätze. Im nördlichen Gebiet, bei den Jaunde, Bene und vielen Bulu, pflegt man dagegen die Kassave nicht in die Modde, sondern auf den Sandgrund klarer Bäche zu legen, und zwar nahe am Ufer, wo das Wasser langsamer fließt; auch macht man

sich die Mühe, einen Bach so weit abzdämmen, daß nur wenig Wasser durchlaufen kann, und steckt die Wurzeln unterhalb des Damms in den Grund. Vielleicht kommt das von der Seltenheit der Raphiasümpfe

im nördlichen Gebiet; jedenfalls muß die Kassave in stehendem oder nur ganz schwach fließendem Wasser 3—4 Tage liegen, 3 Tage bei jüngeren, 4 Tage bei älteren, starken Wurzeln. Nach Ablauf dieser Zeit nimmt die Frau die Wurzeln heraus und zieht mit der Hand die Rinde nebst der darunterliegenden festeren Faserschicht ab, was keine Schwierigkeiten bietet; dann wäscht sie die Wurzeln an Ort und Stelle leicht ab, zieht die Mittelrippe heraus, drückt die Kassave im Wasser mit beiden Händen zu einem Ball, wobei ein weißlicher Saft ausfließt, und tut die Bälle in einen mit Blättern ausgelegten Korb. Die weitere Zubereitung geht im Hause vor sich; dort wird die Kassave auf dem Mahlstein zerrieben und das Gereibsel auf Blätter geschüttet, welche die Frau auf der Rückkehr vom Sumpf gepflückt hatte. Im Süden sind es die Blätter der bereits mehrfach erwähnten Marantacee *Sarcophrynium velutinum* (Baks) K. Sch. (*okiāžkū*, *okiāž*<sup>1)</sup>, Tafel XI, mit der Abart *glabrius* L a e s.

<sup>1)</sup> *okiāž* = Blatt, *a kū* = umhüllen, Stamm *kū*, vgl.: *kū[l]*, die Schildkröte wegen des Panzers, *a kū-l* = klopfen, aufklopfen, d. h. veranlassen, daß sich etwas enthüllt.





*Günter Tessimann*

SARCOPHRYNIUM VELUTINUM (BAK.) K. SCHUM., FAM. MARANTACEAE.



(*andūma*), im Norden (Jaunde) die der *Clinogyne schweinfurthiana* K. Sch. (*embjō*). Jeden Tag bringen die Frauen große Bündel solcher Blätter vom Felde mit, da sie sich ihrer nicht nur zur Umhüllung von Kassave- und Maisbrot, sondern auch als Unterlagen und Teller bedienen.

In diesen Blättern wird die Kassavemasse durch leichtes Kneten zu einer Wurst geformt, darauf das Blatt gerollt, an den Enden, wie bei einem Paket, umgeschlagen und mit einem Tau aus den Stengeln derselben Pflanze umwickelt, welche die Blatthülle geliefert hat (die Stengel der Pflanze heißen *ndēn IV ndēnan IV*). Diese Rollen werden in einem verschlossenen Topf mit etwas Wasser eine Stunde lang gekocht und dann zum Kaltwerden beiseitegestellt, nur in seltenen Fällen sofort warm gegessen (Abb. 102). Sie halten sich so 3 Tage. Gewöhnlich sind sie 35 cm lang, etwas länger in Jaunde, und 5 cm dick, im ganzen etwas größer im Bulugebiete.

Ein solcher „Kank“ gilt überall im Gebiete ein Blatt Tabak (Handelstabak) oder einen Löffel Salz, was einem Stück Speergeld oder 7 Pfennigen entspricht, und ist als Verpflegung für Träger und Angestellte der Weißen wegen der Handlichkeit, der sich stets gleichbleibenden Menge und der Beliebtheit bei den Eingeborenen allgemein üblich.

#### Getrocknete Kassaverollen (*engūnā-mb.*).

Da sich die gewöhnlichen Rollen nicht länger als 3 Tage halten, so wendet man für längere Reisen oder für Fälle, wo man die Rollen nicht immer wieder neu herstellen kann oder will, ein besonderes Verfahren bei der Zubereitung an. Dabei werden die Kassavebälle, nachdem sie ausgewaschen sind, ungefähr für einen Monat auf den Trockenboden gelegt und dann erst verarbeitet d. h. auf Steinen zerrieben, in Blätter gewickelt und gekocht. Mitunter werden auch die Bälle selbst mit auf die Reise genommen und dann, wenn man sie benutzen will, in Wasser aufgeweicht, gekocht und kalt verzehrt. Beide Arten bezeichnet man als *engūnā-mbūi*.

#### b) Kassaveschnitzel (*osā-mb.*, *ngō-mb. IV*).

Eine sehr bittere und zugleich giftigere Abart der Kassave wird zu Kassaveschnitzeln verarbeitet. Die Wurzelstücke werden dazu mit einem Hauer abgeschält, der Länge nach halbiert oder gevierteilt und in einem mit Pflanzenblättern ausgelegten Topf mit 1½ l Wasser eine Stunde lang gekocht. Nun werden die Wurzeln herausgenommen, wie ein Brot in Scheiben geschnitten, in einem mit Blättern ausgelegten Korb einen Tag lang in fließendes Wasser gehängt, dann noch auf dem unter Fischfang, S. 110, beschriebenen Netz tüchtig am Fluß ausgewaschen und so kalt gegessen.

Getrocknete Kassaveschnitzel (*džǎ[s]-mb.*).

Sie werden nach dem Kochen, bevor man sie ins Wasser hängt, in der Art wie *engūna-mb.* getrocknet und in gleichen Fällen verwandt.

c) Gekochte Kassavewurzeln (*agbwǎ,ma-mb.*).

Eine verhältnismäßig wenig giftige Abart unserer Pflanze, die deshalb eines langen Auslaugens im Wasser nicht bedarf, wird ebenso wie die vorige zurechtgeschnitten, eine Stunde gekocht, und die sehr fade und faserige Wurzel heiß gegessen.

d) Zerriebene, in steigbügelförmig gebogenem Blatt gekochte Kassave (*nkǎnǎ-mb. I*).

Von der Wurzel wird mit dem Hauer ein Streifen Rinde abgesplissen und von hier aus das Innere mit einem rauhen Stengelstück aus den Stämmchen der Schlingpalmen *Ancistrophyllum acutiflorum* Becc. (*nkāne*) oder *Calamus deerratus* M. et W. (*edžǎn*) herausgerieben. Die Spänchen fallen auf ein



Abb. 102. Kassaverolle.

untergelegtes Blatt und werden dann auf dem Mahlstein zerrieben. Die Masse

wird jetzt in einem mit einem Blatt ausgelegten Korb- oder Holzteller mit dem Rührlöffel tüchtig durchgeknetet, unter Zusatz von Wasser, das man über ein in einem Blatttrichter befindliches verkohltes Stück Plantenschale laufen läßt, wodurch das Wasser und damit die Kassavemasse schwärzlich gefärbt wird, angeblich, weil die weiße Farbe den Weibern nicht gefällt. Die Masse



Abb. 103. Steigbügelförmig gebogenes Blatt.

wird nun in ein steigbügelförmig gebogenes, gerolltes Blatt (Abb. 103) gefüllt, wie die Kassaverollen mit wenig Wasser aufgesetzt und eine Stunde lang gekocht.

Die Speise ist leimartig zäh und schwärzlich, von häßlichem Aussehen und wenig angenehmem Geschmack.

e) Gedämpfte Kassave (*amǎnǎ-mb.*).

Zerriebene Masse, wie sie zu den Kassaverollen benutzt wird, oder auch gekochte Wurzeln werden zwischen zwei Blätter, die über einen Topf gebunden sind, gelegt. In dem Topf selbst werden Makaboblätter gekocht, und so zugleich die Kassave gedämpft (eine Stunde lang).

Neben den Wurzeln werden die Blätter der Kassave (*mandžǎǎ*, Mehrzahl) häufig gegessen, und zwar hauptsächlich von Weibern. Man zerstampft die Blätter gehörig in einer Holzmulde (Abb. 104), setzt sie in einem offenen Topf mit etwas



WÖHNHAUS IN BEBAI (FAM. ESSENG), NTUMGEBIET.



Wasser auf, gießt später Wasser nach und läßt sie nicht weniger als 3½ Stunden kochen; dann werden sie mit Pfeffer oder Salz verrührt und aufgetischt. In dieser Form heißt das Gemüse *mbāb I*, schmeckt zwar nicht schlecht, gilt aber als minderwertig und wird von den Männern nur gegessen, wenn nichts anderes da ist.

## 2. Pflanze.

Sie wird in fünf verschiedenen Zubereitungsformen gegessen, und zwar nimmt man zu dreien von ihnen unreife, zu den übrigen reife Früchte.

### a) In Asche geröstete Pflanzen (*ngpō-ekōn I*).

Eine unreife geschälte Pflanze wird in ein Blatt eingewickelt und neben das Feuer in die Asche gelegt, die etwas darübergehäufelt wird. Nach einer halben Stunde ist das Gericht fertig. Die Pflanze ist außen weißlichgelb, innen dunkelgelb und schmeckt recht trocken.

### b) Gekochte Pflanzen (*mbē,ē ekōn I*).

Die unreifen Pflanzen werden geschält, von den Rippen und anhaftenden Schalenteilchen gereinigt und 20 Minuten in Wasser gekocht.

### c) Zerstampfte Pflanzen (*ntšīmā ekōn I*).

Ebenso wie vorige zubereitet, aber zerstampft als Brei genossen.

### d) Gekochte reife Pflanzen (*mfō,k-ekōn I, mfō,-nšā I*).

Die Schale von reifen Pflanzen wird mit dem Plantenschäler gelöst und in einen Topf gelegt. Darauf kommen ganz oder zerstückelt die Früchte, darüber wieder Schale, dann gießt man Wasser zu, bis das Ganze bedeckt ist, und kocht es ½ Stunde lang; man ißt die Pflanzen ganz oder mit kaltem Wasser zu Brei verrieben.

### e) Roh reife Pflanzen (*nšā III*).

Die reifen Früchte werden roh oder in Asche geröstet gegessen.

## 3. Erdnuß.

Sie wird mitunter als ganze Nuß (*kōk IV-ewu, no, eōle -ew.*) geröstet gegessen, sonst auf viererlei Art, teils als Suppe, teils als Mus zubereitet. Für alle heißt es zuerst die Erdnüsse mit der Hand aufbrechen (Tafel XII), wobei oft die ganze Familie mithilft; dann werden die Nüsse von der Frau auf dem Erdnußröstbrett einige Minuten über Feuer schwach geröstet und auf dem Mahlstein zweimal durchgerieben. Nach dem zweiten Durchreiben heißt die Masse *ebā,[s]-ew.* (*bā* = teilen, davon *e-bā-b* = das Abgeteilte, z. B.



Abb. 104. Ntumfrau zerstampft Kassaveblätter in einer Mulde zu Spinat.

Rindenstückchen, die vom Baum abstehen, und *e-bā-s* = die Schuppe), weil das Zerriebene etwas aneinanderhaftet und wie Schuppen vom Stein fällt. Aus ihr bereitet man nun folgende Speisen.

a) E r d n u ß m u s (*esāngāne*).

In einem Topf wird Wasser erhitzt und das heiße Wasser bis auf einen kleinen Rest in ein Schälchen abgegossen. Nun nimmt man den Topf vom Feuer, schüttet die Erdnußmasse hinein, rührt mit einem Küchenlöffel unter 3—4maligem Zugießen von heißem Wasser tüchtig um, streut Salz hinein, rührt noch einmal gut um, und das Gericht ist fertig. Auch kocht man wohl die Masse mit wenig Wasser im Topf selbst.

b) E r d n u ß b ü n d e l (*nnām-ew. I*).

Wie bei a) wird Wasser in einem Topf aufgesetzt; nachdem der Topf vom Feuer genommen ist, wird Erdnußmasse hineingeschüttet und unter Zugießen von etwas Wasser verrührt. Dann wird der Brei in ein Pflanzenblatt gefüllt, das man durch Feuer gezogen hat, um es geschmeidig zu machen, das Blatt zu einem Bündel zusammengebunden und mit kaltem Wasser im Topf aufgesetzt. Der Topf muß oben mit Blättern zugebunden werden. Wenn die Erdnüsse nicht mit heißem Wasser angerührt, sondern, wie in diesem Falle, kalt aufs Feuer gesetzt werden, müssen sie stets  $\frac{1}{2}$ —1 Stunde lang kochen.



c) E r d n u ß b r e i (*atō,ō*).

Erdnußmasse — wie oben vorbereitet — wird in einen Topf mit kochendem Wasser geschüttet und durchgerührt, dann kurze Zeit — 2 Minuten — auf Feuer gesetzt und mit Salz verrührt.

d) E r d n u ß s u p p e (*mpfi'ñ I-ew.*).

Sie unterscheidet sich von dem vorigen nur durch Zugabe einer größeren Menge Wasser, so daß eine Suppe daraus wird. Sie wird als Beiguß zu Fleisch usw. gegeben, nicht allein gegessen.

## 4. Ngon.

Der Ngon wird nur in zwei Formen, als Bündel (*nnġm ngôn*) und als Suppe (*nšġ-ngôn I*), zubereitet, die den bei der Erdnuß aufgeführten entsprechen.

## 5. Mais.

Er wird in viererlei Gestalt gegessen, nämlich die ganzen Kolben geröstet (*nkpō-fun I*), als Maissuppe (*nšġ-fun I*), als Maisbrei (*ngbwġt*) und als Maisbrot (*būmō III*).

## a) Die ganzen Kolben.

Wie die Pflanzen frisch in Asche geröstet.

b) Maissuppe (*nšġ-fun I*).

Die Körner werden aus den Spindeln alter Kolben herausgebrochen und in einem halbvollen Topf mit Wasser weich gekocht ( $\frac{1}{2}$  Stunde lang), dann zerrieben und mit zerschnittenen Blättern der Kassave und des *Amaranthus* (*endōñ-abōk*) 1 Stunde gekocht. Wenn sie gar sind, wird kaltes Wasser zugegossen, durchgerührt und die Suppe angerichtet.

c) Maisbrot (*būmō III*).

Man entkörnt alte Maiskolben und schüttet die Körner in einen Topf mit Wasser, damit sie etwas quellen, dann schöpft die Frau jedesmal einige mit dem Löffel heraus, legt sie auf den Mahlstein und zerreibt sie unter öfterem Zugießen von Wasser zu Mehl (ein halber Korb Maiskolben ergibt einen gehäuften Korbteller voll Mehl, wovon drei Brote gemacht werden). Das Mehl wird in einem mit Blättern ausgelegten Korbteller mit Wasser zu Brei verrührt, dem Salz, Pfeffer, oft auch noch Garneelen und Libellenlarven beigefügt werden. Dieser Brei kommt, wie bei der Frauenkassave *nkūna mbūñ*, in ein steigbügelförmig gebogenes Sarcophrynumblatt, wird so in einem Topf mit wenig Wasser 1 Stunde lang gekocht und ergibt eine zwar schwere, aber ganz wohlschmeckende Speise.

d) M a i s b r e i (*ngbwét*).

Er wird aus frischem Maismehl hergestellt, das gekocht eine weiße, breiige Suppe darstellt. Da ich jedoch die Herstellung nicht genauer beobachtet habe, kann ich die Einzelheiten nicht angeben.

Die übrigen Nutzpflanzen, wie Taro, Makabo, Yams usw. sind nicht wichtig genug, um in bezug auf verschiedene Arten der Zubereitung hier erörtert zu werden. Wie ich glaube, wird der Leser sich aus den bisherigen Angaben ein Bild von der vielseitigen Verwertung der pflanzlichen Nahrungstoffe durch die Pangwe machen können.

Fleisch wird in Töpfen für sich gekocht — ebenso Fische, die man, wie wir, ausnimmt und schuppt — oder im Blattbündel mit Erdnuß und Ngon zusammen. Von anderen Zubereitungsweisen kennen die Pangwe das Rösten, wenden es aber nur an, um die Speise haltbar zu machen und aufbewahren zu können.

Die Mahlzeiten sind recht unregelmäßig und schlecht verteilt:

„*kikitase afök anū, hamos ebai e nkök,*  
Morgens ein Bißchen für den Mund, (mit)tags ein Darlehn für den Kiinbacken,  
*alu bepfüm*“  
nachts ganz voll.

Morgens nimmt man gleich nach dem Aufstehen meist etwas kalte Kassave- speise oder ähnliches, was die Frauen den Abend vorher gekocht hatten, da sie meist früh in die Pflanzungen müssen. Im Laufe des Vormittags begnügt man sich mit einem kleinen Imbiß von Kassavebrot, Bananen und dergl. Dann folgt das warme Mittagessen, das, je nach der Rückkehr der Frau aus der Pflanzung, zwischen 12 und 5 Uhr stattfindet. Die Hauptmahlzeit, die ziemlich reichhaltig ist, fällt auf den Abend; es bleibt aber nicht bei einer, sondern die Frauen müssen zwei- und mehrmals, ja sogar noch mitten in der Nacht, frisch kochen, um die hungrigen Magen zu befriedigen. Von dieser „Regel“ weicht man freilich häufig ab; gibt es viel Vorrat und wenig Arbeit, so wird den ganzen Tag gegessen, andererseits läßt man ebensogut Mahlzeiten aus oder fastet einen ganzen Tag, wenn irgend etwas dazwischenkommt.

Die Mahlzeiten bestehen im wesentlichen aus Kassave und Plante; daneben ißt man von den anderen erwähnten Speisen, was man gerade hat.

Männer und Weiber essen gewöhnlich getrennt; die Frau versorgt sich schon während des Kochens, auch mit der Männerspeise, die nicht für sie bestimmt ist, oder sie ißt mit ihren Töchtern und kleineren Söhnen, nachdem sie das Mittagessen ihrem Manne ins Versammlungshaus, wo sich auch die reiferen Knaben einfinden, geschickt hat. Die späten Abendmahl-

zeiten pflegt dagegen der Gemahl zu Hause im Familienkreise einzunehmen, da es dann schon zu kalt oder einsam im Versammlungshause geworden ist.

Durchweg ißt der männliche Pangwe ruhig und würdig, wenngleich unter behaglichem Schmatzen und Schwatzen. Gieriges Essen (*a šūban a dzī*) erscheint dem Pangwe lächerlich und unziemlich und ist ihm ein Zeichen schlechter Erziehung. Viele der guten Lehren, die der Vater seinem Sohne gibt, bewegen sich in dieser Richtung, und in Sprichwörtern und Märchen (z. B. in den netten Märchen von Bömmes Freßgier, in der Geschichte vom Freßsack usw.) kehrt dieselbe Auffassung wieder.

Das Tischgerät ist sehr dürftig, wie man nicht anders erwarten wird. Bei flüssigen Speisen wird der Kochtopf, falls er klein ist, gleich vom Feuer in die Mitte der Gesellschaft gestellt, falls er groß ist, sein Inhalt in einen kleineren umgegossen; jeder nimmt seinen Löffel und schöpft sich aus dem gemeinsamen Gefäß. Speist der Mann abends im Hause, so wird für ihn meist ein eigener Topf hingestellt. Feste Speisen, z. B. Planten und Kassaveschnitzel, werden auf einem Bananenblatt aufgetragen, und jeder nimmt sich davon mit der Hand. Als feiner gilt es, das Blatt auf einen Korbteiler zu legen oder das Essen ohne Unterlage auf dem Korbteiler zu reichen.

Der Löffel der Männer ist aus Holz (*tōk*, Mehrzahl *IV* oder unregelmäßig *matōk*), Abb. 105, und kommt in vier verschiedenen Formen mit je zwei Abarten vor. Die erste Form ähnelt unseren Salatlöffeln; sie hat entweder (*a—c*) eine kreisrunde bzw. breit-eiförmige Muschel und einen platten Stiel, der etwas unterhalb ihrer Außenfläche ansetzt — diese Form ist von Norden gekommen, vielleicht von den Jaunde und Bene, bei denen sie sehr verbreitet und beliebt ist, vielleicht von noch weiter nördlich sitzenden Stämmen, und wird im Süden bei den Bulu noch häufig, bei den Ntum ziemlich viel, bei den Fang nur mehr selten gesehen — oder (*d*) sie hat eine birnenförmige Muschel, und einen breiteren, tiefer ansetzenden Stiel (mir nur von den Fang bekannt).

Die zweite Form (*e—f*) besteht aus einer ziemlich kreisrunden, tiefen Muschel und einem an ihrem Rande ansetzenden breiten, über die Fläche giebelig geknickten Stiel, der sich meist gegen das Ende verbreitert und mit Kerbschnittmustern verziert oder mit gepunztem Messingblech beschlagen ist — so nur bei den Fang, und wegen der runden Form der Muschel *dū,ma-gōdōvōdō* = Nest des Bülbüls (*Pycnonotus*) genannt.

Einen Übergang zwischen der ersten und zweiten Form zeigt *g*, bei der der schmale, unverzierte Stiel der ersten Form in der Weise der zweiten Form giebelig geknickt ist — so nur in Jaunde.

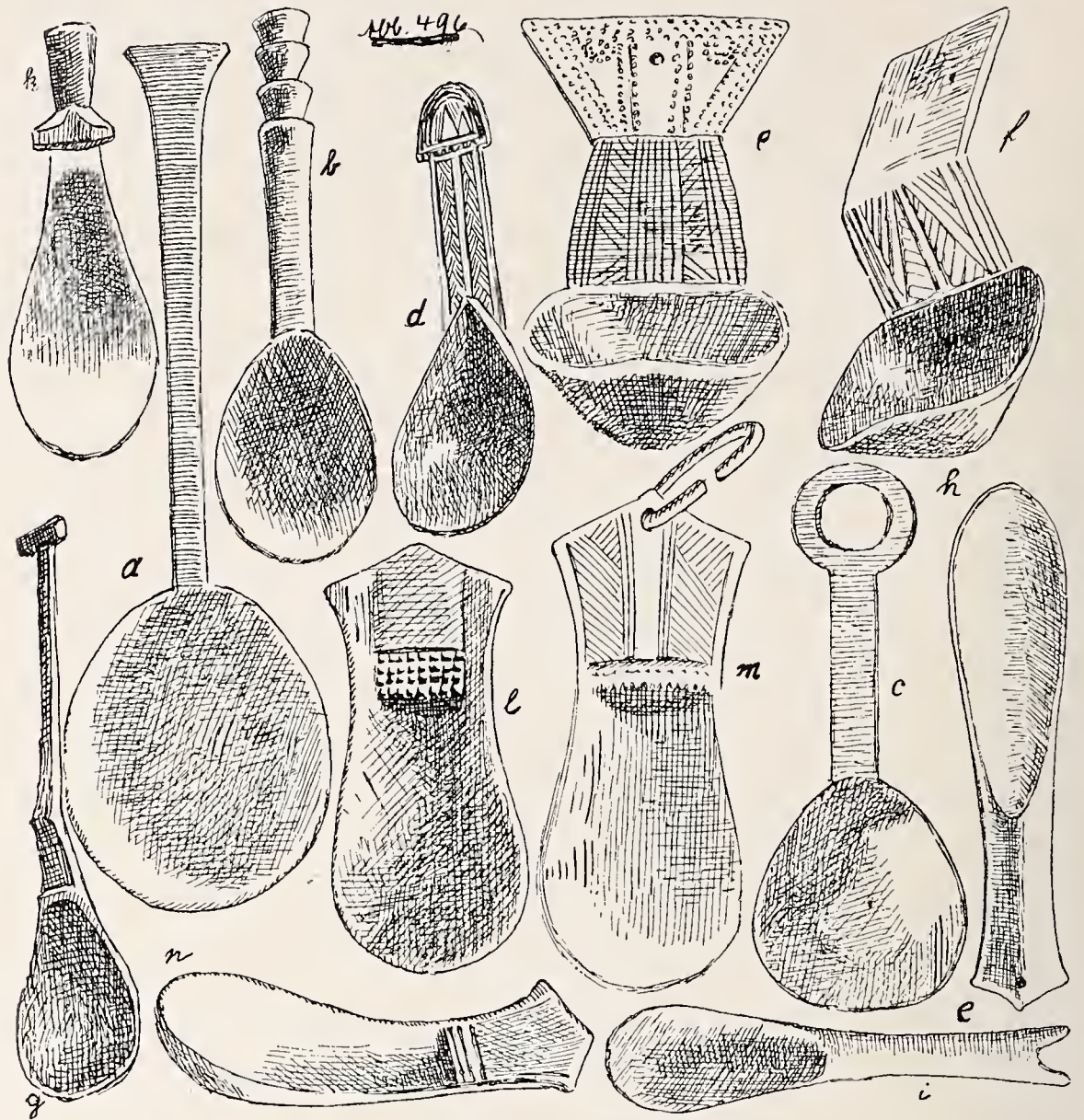


Abb. 105. Schöpflöffel der Männer.

Die dritte Form (*h—k*) hat eine schmal-ovale, flache Muschel, die mehr oder weniger allmählich in den kurzen, meist platten, seltener runden Stiel übergeht — so nur bei den Fang.

Eine vierte Form (*l—n*) besteht eigentlich nur aus einer muldenförmigen Muschel, an der der Griff nur durch eine stufenartige Absetzung angedeutet ist [der Form nach daher *ki-i-adžäb* = Blatt der *Mimusops djave* (Lan.) Engl. genannt], nur bei den Fang.

Die Löffel der Frau, Blattlöffel, Kalebassenlöffel und Schneckenlöffel, sind oben erwähnt; es mag hier hinzugefügt werden, daß auch der Mann, besonders wenn er keinen Holzlöffel bei der Hand hat oder auf Reisen, diese Löffel gelegentlich benutzt. Meist führt freilich jeder ein oder zwei Stück des nützlichen Gerätes in seiner Umhängetasche aus Ananasfasern (*mfök*) mit sich.

## Getränke und Genußmittel.

Das gewöhnliche Getränk des Pangwe ist Wasser; er trinkt es aus kleinen Töpfen, in die es aus der Tonwasserflasche gegossen wird, oder aus den Kalebassen (*ndžk IV*), die neben den Tonwasserflaschen auch zum Wasserholen benutzt werden, oder aus eigenen, halb durchgeschnittenen (Mwele) bzw. mit einem Ausschnitt versehenen (Jaunde) Trinkkalebassen. Unterwegs benutzt er ein oder mehrere in der Art des Blattlöffels tütenförmig zusammengelegte Blätter oder die rechte Hand, mit der er das Wasser aufschöpft und sich in raschen Schleuderbewegungen in den Mund wirft.

In dichten Urwäldern, wo man keinen Bach in der Nähe weiß — allerdings ein seltener Fall, z. B., wenn man sich verirrt hat oder wenn plötzliche Erkrankung mit Durst eintritt oder dergleichen —, kann man sich mitunter einen verborgenen Quell in der Wasserliane, **Dichapetalum holosericeum** Engl. (*angūngūi-ndžik III* Nt., *ng.-ndž. III* F.), erschließen, die aber leider nicht überall vorkommt. Sie zieht sich unmittelbar von der Erde bis zu den höchsten Wipfeln der Bäume, kann die Dicke eines Oberschenkels erreichen, mißt aber meistens nur 40 cm im Umfang. Um Wasser zu bekommen, braucht man nur die Liane so hoch, wie man eben reichen kann, durchzuschlagen, was mit einem Hieb geschehen ist, und von der unteren Hälfte ein Stück abzuheben. Dieses wird senkrecht gehalten, damit das Wasser nicht auslaufen kann, und über ein Trinkgefäß, z. B. tütenförmig zusammengelegte Blätter, langsam geneigt. Das Wasser, das — wie die Neger versichern — gut für den Magen sein soll, fließt nun unter Zischen in dickem Strahle aus. Es ist ganz erstaunlich, welche Mengen die Liane enthält; ein armlanges Stück genügt, um den heftigsten Durst zu stillen, und faßt nach meiner Schätzung 1½ l. Braucht man mehr, so schneidet man sich weitere Stücke ab, und da das Wasser wegen des Luftdruckes aus der durchschnittenen Liane nicht ausfließen kann, so hat man immer genug, selbst für große Karawanen.

Von Genußmitteln kennen die Pangwe Zuckerrohrsaft, Bananenwein, Palmwein und Tabak, sie sind aber in ihrem Gebrauch im allgemeinen durchaus mäßig. Hierin hätte die Einführung von Rum sicher einen Wandel zum Schlechteren geschaffen, wenn nicht 1906 das Verbot des Spirituosenhandels dazwischen getreten wäre.

### 1. Zuckerrohrsaft.

Der Saft, den das Zuckerrohr in sich birgt, wird dadurch gewonnen, daß man die Rinde mit einem Messer absplittert und das Fleisch aussaugt, oder daß man den Saft auspreßt und ihn dann als „Zuckerwein (*mayō[k] me nkōk*)“ trinkt. Letztere Art der Gewinnung kommt nur im Südpangwegebiete vor.

und zwar in zwei Formen. Die erste ist so: Man zerschneidet das Rohr in 6—8 cm lange Stücke und entfernt das Fleisch dadurch, daß man den stacheligen Stengel von *Trachyphrynium danckelmanianum* Braun et K. Schn (*nsō' I*) hindurchsteckt und eine Zeitlang hin und her reibt (Abb. 106). Um das Gereibsel aufzufangen, legt man ein Blatt unter, später tut man es in einen Korb-



Abb. 106.

Ein Ntummann reibt mit einem stacheligen Stengel das Fleisch aus den Abschnitten des Zuckerrohres heraus, um daraus Zuckerwein zu pressen.

teller und preßt es mit den Händen aus. Ein zweites, feineres Verfahren besteht darin, daß man das Rohr mit dem Messer entrindet und in einer Mulde zerstampft; die so erhaltene Masse tut man in eine Zucker-

presse (*ojām*), ein aus *Ancistrophyllum* (*nkāne*) hergestelltes grobes Flechtwerk von rechteckiger Form, das an den Schmalseiten in Schlaufen ausläuft, durch die zwei Stöcke geschoben werden. Der eine von diesen wird durch zwei in den Boden gerammte, in der Mitte durchbohrte Pfähle gesteckt, der andere oben auf die beiden Pfähle gelegt.

Soll die Presse gebraucht werden, so

stellt man ein Gefäß (Topf) darunter, nimmt den oberen Stock ab, legt die Zuckerrohrmasse in das Flechtwerk, dreht den Stock mit beiden Händen um, und wringt so die Presse aus. Der Saft, der gleich getrunken werden kann, wird meist nur für ältere Leute, die das Zuckerrohrfleisch nicht mehr recht zerkauen können, bereitet, außerdem noch für medizinische Zwecke.

## 2. Bananenwein.

Er wird aus reifen Bananen oder Planten gewonnen, die abgeschält und halb durchgeschnitten in einen mit Wasser gefüllten Topf getan werden. Den Topf bindet man mit einem durchlöcherten Blatt zu und setzt ihn einen Tag lang der Sonne aus. Dann wird die Flüssigkeit vorsichtig abgossen, in eine Kalebasse gefüllt und wieder für kurze Zeit in die Sonne gestellt. In Jaunde wird dieser nur im Nordpangwegebiete bekannte Bananen- oder Plantenwein (letzterer soll noch besser sein) sehr geschätzt und dem Palmwein gleichgestellt, was unter anderem daraus hervorgeht, daß die als Feinschmecker bekannten älteren Häuptlinge ihn besonders gern trinken. Das Getränk ist in der Tat gar nicht übel und übrigens auch bei Weißen beliebt.

## 3. Palmwein.

Der Palmwein wird von den Pangwe hauptsächlich aus der Ölpalme, *Elaeis guineensis* L. (*alèn*), in ganz seltenen Fällen aus der Raphiapalme, im äußersten Norden auch aus der Delebpalme bereitet, infolgedessen entspricht seine Häufigkeit und Güte der größeren oder geringeren Verbreitung der Ölpalme, d. h. es kommt eigentlich nur das nördliche Pangweland, hauptsächlich das Mwele-, Jaunde- und Benegebiet in Betracht, in ganz geringem Maße auch das Bulugebiet. Im Süden dagegen ist die Palmweinbereitung nahezu unbekannt, hier stehen die Ölpalmen so vereinzelt, daß sie als besondere Merkwürdigkeit den nahen Ortschaften ihren Namen gegeben haben (*Alén*, *Malén*). Wein aus Raphiapalme, der bitter und wenig angenehm schmecken soll, ist nach Hörensagen den Südpangwe bekannt, mag auch vereinzelt hergestellt werden, ich sah und trank ihn aber nie, dagegen ist der Wein aus der Delebpalme, *Borassus flabellifer* var. *aethiopum* Mart. (*Mw.*: *awui*), die in ganz vereinzelt Stücken in den nördlichsten Teil des Pangwegebietes hineinreicht (von mir zwischen Elandi und Abandakudi bemerkt) ganz vorzüglich und mit Recht hochgeschätzt, wenn er auch nicht die eigenartige Blume des Ölpalmenweines hat. Ich habe mir auf meiner Reise durch das Mweleland erzählen lassen, daß die Palme abstirbt, wenn man den Blütenstand zur Weinbereitung abschneidet, und sah auch eine ganze Reihe der riesenhohen Stämme gleich Masten kahl zum Himmel ragen; ich fand aber, muß ich gestehen, als ich in Simekoa die durstige Kehle mit diesem Getränk erquicken konnte, den Preis — die Palmenleiche — fast nicht zu hoch dafür.

Für die Pangwe ist Jaunde das klassische Land des Palmweines oder Mimbu, wie er auf Pidgeonenglisch heißt. Durchzieht man das Jaundegebiet in der richtigen Jahreszeit, so sieht man fast an jeder Ölpalme einige Kalebassen hängen, die anzeigen: „Hier gibt es Palmwein.“

Die Güte des Weins hängt von verschiedenen Umständen ab, wirklich vorzüglichen, der sehr wohl einen Vergleich mit den weniger guten Sektmarken aushält, bekommt man nur höchst selten zu trinken.

Abgesehen von der Gewinnungsart, spielt das Alter des Baumes eine Rolle, man kann aus den Blütenständen junger Palmen keinen guten Wein gewinnen, auch dürfen zum Auffangen des Weines nur alte Kalebassen, in denen schon öfters Palmwein aufbewahrt war, verwandt werden. Wovon aber sonst der bessere oder schlechtere Geschmack abhängt, vermag ich nicht zu sagen; gewiß ist, wie bei unseren Weinen, Boden und Klima von Wichtigkeit, so haben sich meine Jaunde im Süden die erdenklichste Mühe gegeben, mir einen guten „Stoff“ vorzusetzen, aber es war allemal — wie sie selbst zugaben — ein Getränk, von dem man nur sagen konnte: „s sieht aus wie Wein, ist's aber nicht, man kann dabei nicht singen, dabei nicht fröhlich sein.“ Jedenfalls tut ihm der unrecht, welcher nach der ersten Probe eines vielleicht nur mäßig geratenen Weines das Palmenblut überhaupt verurteilt — man muß sich erst an seine Eigenart gewöhnen —, und jeder, der sich, wie ich, von Duala durch das Bakoko- und Bassáland, durch Jaunde und Mwele bis zu der Nordostgrenze des Pangwegebietes nach Kombokotto hindurchgetrunken hat, weiß, daß man einen wirklich guten Tropfen nur zu suchen braucht, um ihn auch zu finden, und daß so einer dann zum Besten gehört, was es im Pangweland an kulinarischen Genüssen gibt.

Gewöhnlich ist der Palmwein gelblichweiß, herbe oder mehr oder weniger süß, der beste fast durchsichtig im Glas, perlend wie Schaumwein, schwach-süß und sehr stark berauschend, weniger guter ist trüber, eine recht mäßige Sorte, die — wie später beschrieben — aus dem Stamm gewonnen wird, ist undurchsichtig, mit Schaum bedeckt wie Seifenwasser, an das es auch im Geschmack etwas erinnert, alle aber haben eine eigenartige und feine Blume, an die man sich, wie gesagt, zuerst gewöhnen muß, die man aber dann nie vergißt. Wenn ich die Blätter meines Tagebuches durchlese, die von den Reisetagen in Jaunde erzählen, so scheint sie mir daraus hervorzuströmen und alles in sich zu schließen, was das tropische Westafrika in der Erinnerung Schönes und Eigenartiges bietet.

Es gibt drei Arten der Gewinnung, von denen die zwei ersten das Fällen einer etwa fünfjährigen Palme verlangen und deshalb im Pangwegebiete nicht sehr gebräuchlich sind <sup>1)</sup>.

Die erste, die den besten Wein liefert und in Jaunde *mayǒ[k] me mbǔm* heißt, wird so ausgeführt, daß man die Blätter der niedergelegten Palme, zumal die oberen, abhaut und die Kalebasse oben an das Herz der Palme legt.

Bei der zweiten Art — *mayǒ[k] me nkōk* = Palmwein aus dem niedergelegten Stamm — wird in der Mitte des Stammes ein viereckiges Loch

<sup>1)</sup> Im Bassálande, wo die Palmen so zahlreich sind, daß sie in dieser Weise verschwendet werden können, sind sie häufiger.



bis in das Mark, etwa 15 cm tief, ausgehoben, jedoch erst, nachdem der Stamm einen Tag lang gelegen hat, und zum Schutz gegen Insekten mit den alten, wie Rinde aussehenden Blattscheiden bedeckt, die wieder mit Blattstiellenden u. a. beschwert werden. In diesem Loche sammelt sich der Palmwein an und wird täglich einmal ausgeleert. Dies dauert 4—5 Tage und ergibt im ganzen fünf oder mehr Flaschen eines nicht sehr guten Weins.

Am häufigsten ist die dritte Art der Weingewinnung, nämlich die aus den männlichen oder weiblichen Blütenständen erwachsener, also zehnjähriger oder älterer Bäume (einfach: *mayō[k] m'alōn* = Wein aus der Ölpalme genannt), ein Verfahren, das freilich lange nicht so einfach ist wie die beiden vorigen, da der Mann auf die Palme hinaufklettern und, im Haltetau pendelnd, längere Zeit arbeiten, insbesondere die Blätter abhauen muß; es kommt dabei häufig vor, daß er im Eifer das Haltetau durchhaut und zu Boden stürzt, dazu braucht er noch gar nicht einmal zu tief in eine palmweingefüllte Kalebasse gesehen zu haben.

Auf einer Palme werden wenigstens zwei, meist drei oder vier, seltener bis zu sechs Blütenständen gleichzeitig angezapft, da einige Stände mehr, andere weniger oder gar keinen Saft liefern, so z. B. sind bei vier Ständen nur zwei, bei sechs nur vier saftgebend.

Man geht nun so vor, daß man von unten her die Blätter der Krone ringsherum entfernt bis zu dem Blatt, in dessen Achse der Blütenstand eingefügt ist. Dieses wird nur zum Teil entfernt, sein unterer Rand und die dem Blütenstand abgewandte Hälfte des unteren Stielendes bleiben stehen, weil sonst der Blütenstand abbrechen und herunterfallen würde. Zwischen den Blütenstand einerseits und das stehengebliebene Stück des Blattes und das Nachbarblatt andererseits wird ein Stab geklemmt, der den des Haltes beraubten Blütenstand stützt. Erst am nächsten Tage arbeitet man weiter, schneidet mit einem zweischneidigen Messer aus der Hülle von oben nach unten einen rechteckigen Ausschnitt bis etwa 6 cm über dem Ansatz heraus, trennt hier den Stiel des Blütenstandes durch und nimmt letzteren heraus, so daß jederseits nur noch die Blütenstandhüllen stehen. Jetzt kann man den Stab entfernen, da eine Stütze nicht mehr nötig ist. Nach zwei Tagen kann man den Palmwein auffangen. Dazu wird eine dünne Schicht von dem stehengebliebenen Blütenstandstiel abgeschnitten und die leeren Hüllen an der Spitze mit zerknüllten alten trockenen Hüllen verstopft; dann macht man aus fünf Blattfiedern der Ölpalme eine langgestielte, pfeifenähnliche Tüte, die man mit dem „Kopf“ nach unten und der Spitze nach außen an den unteren Teil des Ausschnitts legt, an den sie durch ein Stäbchen aus Rinde des Ölpalmblattstieles, das jederseits durch die Blütenstandhülle gesteckt ist, festgedrückt

wird. Die ganze Vorrichtung bezweckt, Insekten, wie Goliathkäfer, Palmenrüssler, Rosenkäfer, Bienen, Fliegen usw., von dem Eindringen in die Blütenstandhüllen abzuhalten. Um ferner zu verhindern, daß der Wein an der Tüte vorbeirinnt, verstopft man da, wo sie den Hüllen aufliegt, die Ritzen mit der Wolle von Ölpalmblattscheiden. An dem Stäbchen, welches den Tütенstiel festdrückt, wird eine Kalebasse, der ein kleiner Blatttrichter aufgesetzt ist, so aufgehängt, daß das untere Ende der Tüte in den Trichter reicht, damit auch hier kein Weg für ungeladene Gäste aus dem Insektenreich bleibt.

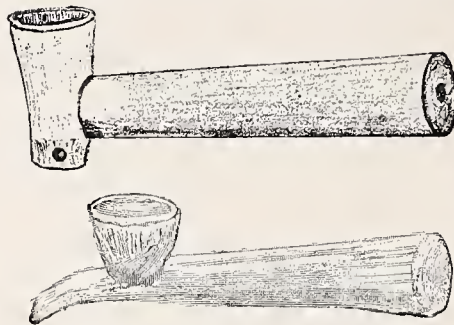
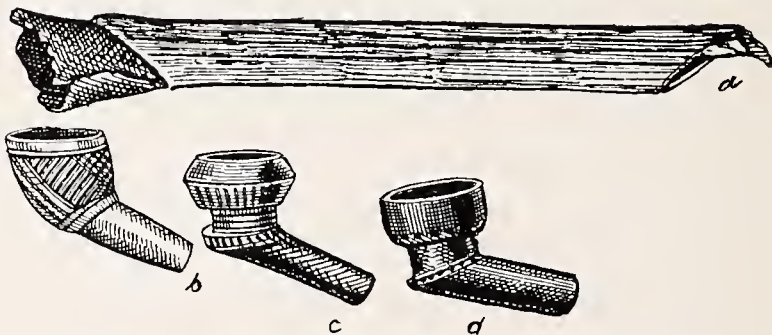


Abb. 107. Tabakpfeifen aus Holz.

Man muß nun eine neue Stieltüte und einen neuen Trichter machen. Die jedesmalige Anzapfung eines Baumes währt drei Tage und ergibt z. B. bei vier Zapfstellen 6—8 Flaschen Wein. Nach dieser Zeit wird der Baum mindestens ein halbes Jahr in Ruhe gelassen, damit er sich erholen kann, ja noch länger, wenn man genügend andere Palmen zur Verfügung hat.

Zur Verbesserung — den Jaunde zufolge —, zur Verschlechterung — wie ich meine — legen die Jaunde vielfach die Rinde eines glücklicherweise nur im Mwelegebiet wachsenden Baumes namens *erū'ma* J., die sie sich von dort holen, in die Kalebassen. Diese Rinde

Abb. 108. Pfeifenköpfe für die Tabakpfeife aus Bananenblattstiel. *a* aus Messingblech mit einem Stück Bananenblattstiel, *b—d* aus Ton.

macht den Palmwein „stark“, wie sie sagen, d. h. gibt ihm berausende Eigenschaften; wenn ihm auch möglicherweise eine ganz geringe Menge der Rinde zuträglich sein mag, so schadet doch das Zuviel der Jaunde dem schönen Palmweingeschmack. Besonders erinnere ich mich an einen Streich meiner Jungen, die mir zum Essen einige viertelvolle Kalebassen zusammengewaschen hatten. Der Wein war schon in jeder einzelnen viermal so kräftig wie gewöhnlich und das ganze Gemisch so stark, daß es heftigen Schwindel und Kopfschmerz verursachte.

Der Palmwein, der aus dem Mark des niedergelegten Stammes gewonnen

morgens, mittags und abends den Palmwein aus der Kalebasse entfernen, da er sonst verderben würde, und jedesmal wieder eine dünne Schicht vom Blütenstandstiel abschneiden, auch stets

macht den Palmwein „stark“, wie sie sagen, d. h. gibt ihm berausende Eigenschaften; wenn ihm auch mög-

wird (*mayō[k]-nkōk*), hält sich im Hause 24 Stunden lang, der aus den Blütenständen hergestellte dagegen höchstens einen halben Tag, bei großer Hitze verdirbt er — wie ich beobachtete — sehr schnell, ebenso wenn man ihn unterwegs mitnimmt. Ich habe deshalb im Palmweingebiet die Regel befolgt, guten Wein immer gleich oder möglichst bald auszutrinken.

Wie gesagt, sind die Pangwe im allgemeinen mäßig, es gibt aber auch tüchtige Zecher, die sich im Palmwein regelrecht betrinken. Ob die im Nordpangwegebiete verbreitete Fallsucht (*okūbūk*) eine Folgeerscheinung übermäßigen Palmweingenusses seitens der Eltern ist, muß dahingestellt bleiben.

#### 4. Tabak.

Der Tabak, *Nicotiana tabaccum* L. (*lāā III*)<sup>1)</sup>, findet sich im Pangwegebiet in vier Abarten; früher gab es noch eine fünfte, ihr Anbau ist aber aufgegeben

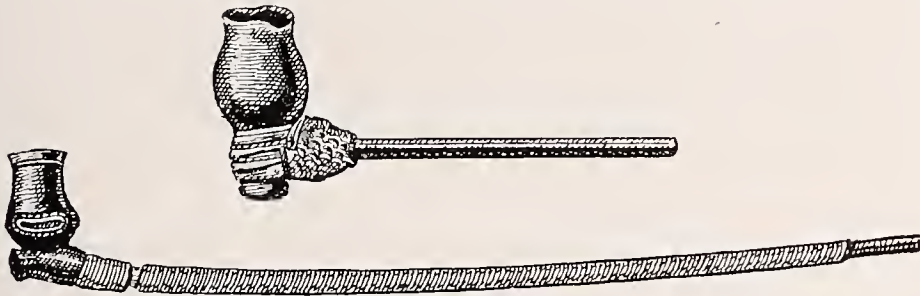


Abb. 109. Tabakpfeifen aus Ton.

worden. Die Abarten sind, mit Ausnahme zweier sich sehr ähnlicher, leicht an den Blättern zu unterscheiden. Der Schlüssel für die Bestimmung lautet:

- A. Blätter nicht geflügelt, Blattstiel lang, deutlich: *esāñ* (*esāñ* wegen der Ähnlichkeit der Blätter mit *Hibiscus sabdariffa* L.),
- B. Blätter geflügelt,
  - a) Blätter schmal, lanzettlich: *sōmō IV*,
  - b) Blätter breit, eiförmig,
    - 1. Blüten hellrosa, fast weißlich, Blätter im Verhältnis breiter, als bei der folgenden: *nsōdebōno I*.
    - 2. Blüten dunkelrosa bis rot, Wuchs gedrungener: *mbōmekānā I*.

Ursprünglich ist der Pangwe im allgemeinen kein leidenschaftlicher Raucher, wenn man auch in jedem Dorf alte Leute trifft, die ohne ihr Pfeifchen nicht leben können. Im ganzen Gebiete, namentlich im Norden, wo der Einfluß der Weißen schon mehr vorherrscht (z. B. in Jauude), nimmt der Tabakgenuß sehr schnell zu, viel mögen dazu die Güte des eingeführten Tabaks und die mannigfaltigen gefälligen Formen der in den Faktoreien ausgelegten Pfeifen

<sup>1)</sup> Vielleicht entstanden aus tabaco.



Abb. 110. Tabakpflanzung auf einem Dorfplatze.

beitragen. Neben dem Salz ist der „Tradetabak“ einer der Haupthandelsartikel.

Der Tabak wird nur aus Pfeifen geraucht, Kauen oder Schnupfen kennt man nicht. Die Pangwe unterscheiden drei Formen von Pfeifen, nämlich kurze, aus einem Stück geschnittene Holzpfeifen (nur bei den Fang), *ekūk-m̄riök* (Abb. 107), zweitens Bananenblattstielpfeifen (*ntón I*, Kopf: *obāk*), die aus einem über meterlangen Stück Blattstiel oder -rippe der Banane und einem daraufgesteckten Kopf aus dem Kern der Raphiafrucht, aus Messingblech oder Ton besteht (Abb. 108). Der Stiel bedarf von Zeit zu Zeit der Erneuerung. Diese Pfeife liegt fast in jedem Versammlungshause an der Wand über zwei Haken und kreist häufig unter den Männern, wobei der Häuptling als erster einen bis drei tiefe Züge tut und sie dann an den Nächsten weitergibt. Der Letzte legt die Pfeife wieder an ihren Platz zurück. Die dritte Form (*m̄rö-laa*) setzt sich aus einem Tonkopf und einem etwa 30 cm langen Holzstiel zusammen, der zum Teil mit Messingdraht sauber umspinnen ist (Abb. 109). Sie soll früher in Jaunde die Länge eines Armes gehabt haben.

Der geringen Verbreitung des Rauchens entspricht die geringe Sorgfalt und Liebe, mit der die Tabakspflanze und ihre Blätter behandelt werden. Wo viel Tabak durch die Handelshäuser eingeführt wird, vernachlässigt man den Anbau ganz.

Die Tabaksamen werden in irgendeiner beliebigen Pflanzung zu derselben Zeit mit ausgesät, wenn die Hauptfrucht des Feldes gepflanzt wird, also z. B. mit Erdnüssen zusammen zweimal im Jahr. Oft wird dicht am Dorf ein kleines Tabaksbeet angelegt, oder die Samen werden bei den Häusern, mitunter auf dem Dorfplatz, ausgestreut (Abb. 110).

Haben die Pflanzen eine gewisse Höhe erreicht, so pflückt man die Blätter bis auf die obersten ab, die man stehen läßt, damit die Pflanze weiter treiben und Blüten und Früchte hervorbringen kann. Dann erntet man zum zweitenmal die Blätter und die zur nächsten Aussaat bestimmten Früchte ab, nimmt zugleich — da die Hauptfeldfrucht inzwischen abgeerntet ist und das Feld darum aufgegeben wird — die jungen Tabakspflanzen, die sich aus früh gereiften Samen entwickelt haben, mit nach Hause und pflanzt sie in der Nähe der Häuser an.

Die weitere Behandlung der Blätter besteht einfach darin, daß sie im Hause getrocknet werden, und zwar entweder auf den Trockenböden (1 oder 2 Tage) oder unter dem Dach, unter dessen Matten sie mit dem Stiel gesteckt werden, so daß sie frei herabhängen (je nach dem Abstände vom Feuer 3—5 Tage). Von einer Fermentation haben die Pangwe natürlich keine Ahnung, vielleicht mag sie einmal zufällig eintreten, wenn die Blätter zusammengebunden in einem Korb aufbewahrt werden. Gewöhnlich finden sich aber soviel Brüder, Freunde und Sippenossen ein, daß die ganze Ernte aufgeteilt wird. Der Tabak gilt nämlich sozusagen als gemeinschaftliches Eigentum; wie die Pfeife im Versammlungshause von allen gemeinsam benutzt wird, so gelten auch die Tabaksblätter als Gemeingut, und es ist Sitte, bei jeder Ernte den Dorfgenossen abzugeben.

Trotz der rohen Behandlung des Tabaksblattes soll der einheimische Tabak, wie ich mir von Rauchern habe versichern lassen, gar nicht so ganz schlecht sein.



Abb. 111. Leute aus Angónneuai (Fam. Omwang), Span. Guinea.

## Abschnitt VII. Tracht und Schmuck.

1. Tracht Männertracht (Lendentücher, Gürtel). — Frauentracht (Vorderschurz, Hinterschurz, Arbeitskleid). — Kindertracht. — Haartracht der Kinder, der Erwachsenen: Helmfrisuren, Helmmützen, Vorkommen, Arten, Herstellung). — Haartracht der Älteren. — Kopfbedeckung. — Barttracht.
2. Schmuck. Haarschmuck. — Durchbohrung der Nasenscheidewand. — Nasenschmuck. — Stirnschmuck. — Halsschmuck (Halsketten und -bänder, Halsringe aus Metall). — Brustschmuck. — Armschmuck. — Fingerschmuck. — Beinschmuck. — Zehenschmuck. — Überladung mit Schmuck.
3. Körperpflege. Reinlichkeit. — Schmarotzer und ihre Vertreibung. — Pflege des Haupthaars. — Puder. — Achsel- und Schamhaare. — Zahnpflege. — Salben mit Öl: Gründe, Ölgewächse, Raphiapalmöl, Ölpalmöl (Verbreitung, Sorten, Herstellung des gepreßten, gekochten, gewaschenen Öles und des Palmkernöles). — Beschmieren mit Farbe: Gelegenheiten, rote Farbe (Bereitung, Gefäße zum Aufbewahren), weiße und schwarze Farbe.
4. Körperverzierung. Entstehung. — Arten. — Brandnarben. — Ziernarben. — Bemalung. — Tätowierung<sup>1)</sup>: Herkunft; Zweck; Körperteile, die tätowiert werden; Ausführung; Sorten; Bezahlung des Tätowierkünstlers. — Zahnverstümmelung: Grund; Ausführung.

### 1. Tracht.

Die einheimische Tracht der Männer ist der zwischen den Beinen durchgezogene und vorn und hinten über einen Gürtel geschlagene Zeugstreifen von ungefähr 90 cm Länge und 70 cm Breite aus der Rinde verschiedener Feigen-

<sup>1)</sup> Das Lübecker Museum für Völkerkunde schreibt Tätowierung.

bäume (Abb. 111). Das Rindenzeug wird entweder naturfarben gelassen und zeigt dabei alle Abstufungen vom fast reinen Weiß bis zum dunklen Rotbraun, oder mit Rotholz leuchtend rot gefärbt und ist oft trefflich bereitet, so daß man es nur bei genauerem Hinsehen von europäischem Stoff unterscheiden kann.

Heute sind durch den Handel die europäischen Tuche überall verbreitet und verdrängen die ursprüngliche, so kleidsame Tracht. Sie werden mitunter ebenso wie das Rindenzeug getragen, meist aber mit oder ohne Gürtel glatt um die Lenden gelegt (vgl. Abb. 111).

Nur einmal sah ich an Stelle des Rindentuches einen schmalen Schamschurz aus Affenfell, der mit seinem oberen Ende auf die Hüftschnur gezogen war und im übrigen in langen Streifen herunterfiel (*elw̄b-mabās*).

Der Gürtel (*kānā IV*) besteht aus Faserschnüren mit und ohne Perlen, geflochtenem Palmband (Abb. 112) oder Fell. Die einfachen Schnüre sieht man nur bei Jungen oder Leuten, die wenig auf sich geben; die Perलगürtel sind, im Gegensatz zu denen der

als die der Männer. Sie besteht aus zwei Stücken, dem Vorderschurz und dem Hinterschurz, die beide durch das Hüftband aus Fellstreifen, Bast, Perlen-schnüren oder europäischem Zeug an den Leib gedrückt werden. Der Vorderschurz besteht in seiner einfachsten Gestalt, die bei den Nordpangwe vorkommt, aus einem langen, schmalen, trockenen Bananenblatt, das zwischen den Beinen auf Scham und Damm liegt und vorn zu einem dreieckigen Zipfel gefaltet ist, der über die Hüftschnur geschlagen wird. Sonst besteht er entweder aus Rindenzeug oder einem Fellstück. Der Hinterschurz ist bei den Fang ein kleines, bescheidenes Rindenstoffkleidchen, das in zwei Formen vorkommt, einmal als  $3\frac{1}{2}$  m langes, 23 cm breites, aus vielen (8—9) Stücken zusammengenähtes



Abb. 112. Bastgürtel.  
b mit Kaurischnecken verziert.

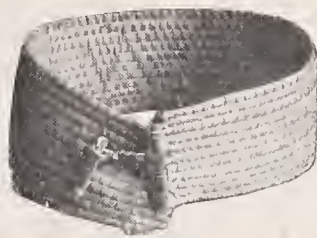


Abb. 113.  
Geflochtener Gürtel.

Frauen, Einzelschnüre, die geflochtenen Gürtel (Abb. 113) (*bāb IV F.*) scheinen nur im Süden vorzukommen, die Fellgürtel sind entweder schmale Bänder, meistens aus Affenfell, oder breite Antilopenfellgurte, deren Haarseite zuerst gleichmäßig kurz geschoren, dann zu allerlei Mustern verschnitten wird. Als minderwertigste Gürtel, die nur von ganz nachlässigen Leuten getragen werden, dürfen solche aus Stengeln der Winde (*abōdembē*, d. h. die Schlechtkleidende, *bōt* = kleiden, *mbē* = das Schlechte) gelten.

Die Kleidung der Frauen ist nach Form und Material wesentlich anders

Band, das durch Fältelung auf eine kleine Schürze von 24 cm Länge, 13—27 cm Breite verkürzt und durch eine längs der oberen Kante durchgezogene Schnur fächerförmig gerafft ist, zweitens aus 2—8 kleinen viereckigen Rindenzeugstückchen zusammengesetzt, die oben fächerförmig zusammengerafft hintereinander in einen Klemmer (*abás*) gesteckt sind (Abb. 114); dieser besteht aus 5—8 Holzstäbchen, die an dem Ende mit Messingdraht oder -blech umwickelt, wie ein Rost nebeneinandergelegt und mit Palmband zusammengebunden sind.

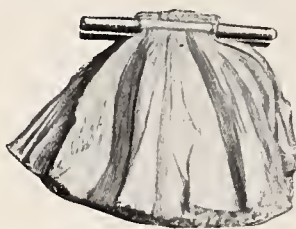


Abb. 114. Hinterschurz der Fang-Frauen aus Rindenzeug.

Bei den übrigen Pangwe ist der Hinterschurz aus

in den Pflanzungen, beim Fischen usw. legen die Frauen die Raphiaschwänze und Rindenschürzen ab, um sie zu schonen, und stecken dafür ein weichblättriges Kraut, wenn möglich die **Brillantaisia** (*ebūgebǔñ*) oder Farnkraut unter den Gürtel. Mit diesem Arbeitskleid sieht man sie oft auch noch auf dem Heimweg zum Dorf, und Raphiaschwanz oder Rindenschürze prangen oben auf dem mit Feldfrüchten oder Feuerholz gefüllten Korb. Männer tragen niemals, auch nicht bei der Fischerarbeit Blätter.

Kleine Kinder gehen in den ersten Lebensjahren meist nackt, und zwar Mädchen bis zum fünften, Knaben bis zum siebenten Jahre; die Beschneidung der Knaben bildet hierbei keine bestimmte Grenze, insofern man unbeschnittene bekleidet und be-



Abb. 115. Hinterschurz der Ntum-Frauen aus Raphiabast.

schnittene nackt sehen kann; lange über diesen Zeitpunkt hinaus wartet man aber nicht gern. Es kommt auch vor, daß die Kinder, besonders Mädchen, schon wenn sie anfangen zu laufen, mit einem Zeuglappen bekleidet werden.

Eine einheitliche Haartracht der Pangwe gibt es heute nicht; wir begegnen bei ihnen einer Fülle verschiedener Formen — selbst innerhalb desselben Dorfes —, die zeigen, daß der Pangwe es, wie alle Neger, liebt, in der Behandlung seines Haupthaars zu Schmuckzwecken seiner Laune die Zügel schießen zu lassen.

Kindern wird meist schon früh der Kopf rasiert, entweder ganz glatt oder





MANN AUS ANGÓNNEUAI (FAM. OMWANG), SPAN. GUINEA.



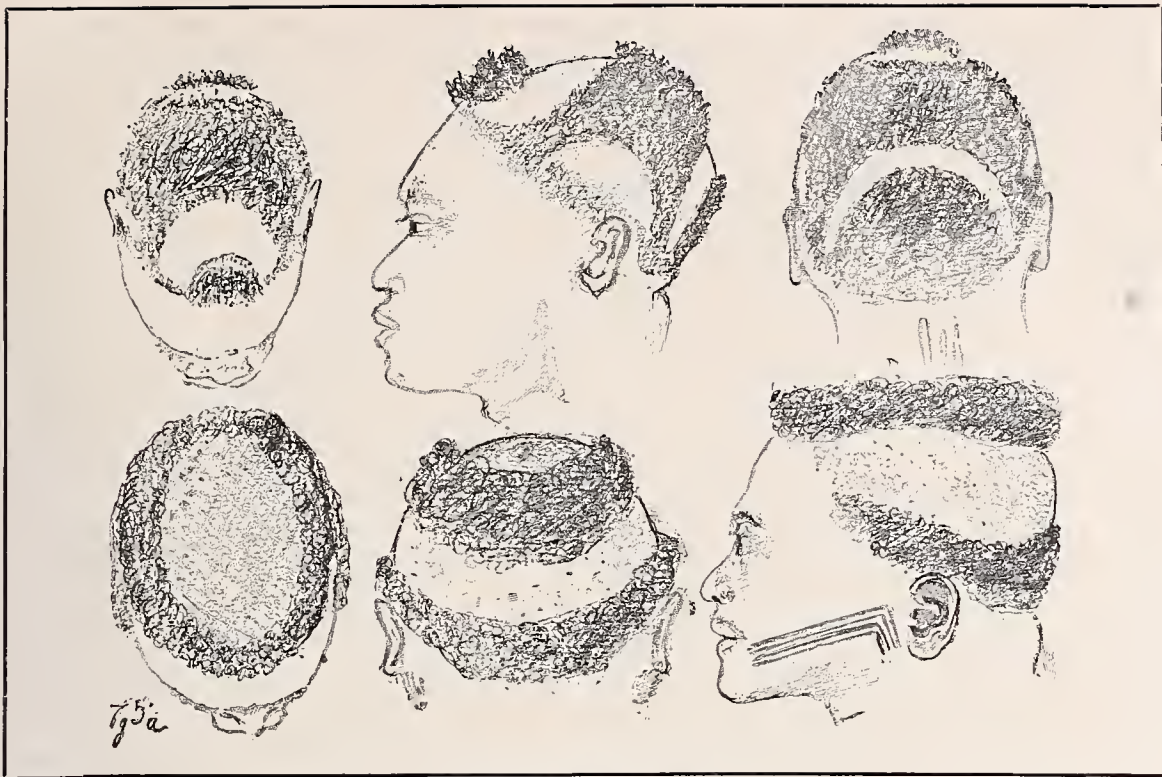


Abb. 116. Haartrachten.

mit Stehenlassen eines Schopfes vorn oder hinten oder einer Raupe. Halbwüchsige Jungen tragen das Haar lang oder in Mustern ausrasiert.

Bei Erwachsenen ist es entweder ganz lang und ungepflegt (Tafel XIII) oder ganz glatt wegrasiert oder halblang abgeschnitten und sorgfältig gepflegt oder kurz geschnitten, und zwar entweder gleichmäßig kurz (vgl. Abb. 6) oder so, daß ein Schopf, *ašik*, vorn oder eine Raupe, *ongön*, über dem Scheitel stehen bleibt, oder das Haar wird kurz geschnitten und in allerhand Mustern ausrasiert (vgl. Abb. 3), die *pfē, III (a tūb bopfē, =* in Schmuckformen rasieren) heißen und ein ganzes Buch füllen würden, wenn man sie alle aufzeichnen wollte. Einige wenige habe ich in Abb. 116 gebracht.

Das Non-plus-ultra aller dieser Haartrachten bildet die mit Perlen, Kauri, Knöpfen und Messingnägeln reichverzierte Haarfrisur von der Form eines Helmes, die den Pangwe vor allen anderen Völkern des tropischen Westafrika auszeichnet (Abb. 117). Im Norden, wo diese Mode nie die Vervollkommnung wie im Süden erreicht hatte, ist sie infolge europäischen Einflusses wieder aufgegeben, bei den Ntum und Fang dagegen blüht die Kunst der Helmfrisurenherstellung üppig (Abb. 118); es werden hierbei die Haare durch untergelegte Stützen aus Raphiamark oder Palmstreifen hochfrisiert, und die Locken durch eingeflochtene Baststreifen zu Zöpfen umgebildet, die wieder untereinander verflochten ein gleichmäßig dickes Polster bilden. Da die Herstellung geraume Zeit erfordert, einen Monat und länger, laufen die Eingeborenen lange mit



Abb. 117. Assoko aus Alén (Fam. Essúong), Span. Guinea.



Abb. 118. Ntum beim Zubereiten von Schmuckhelmfrisuren. Akonangí, Süd-Kamerun.

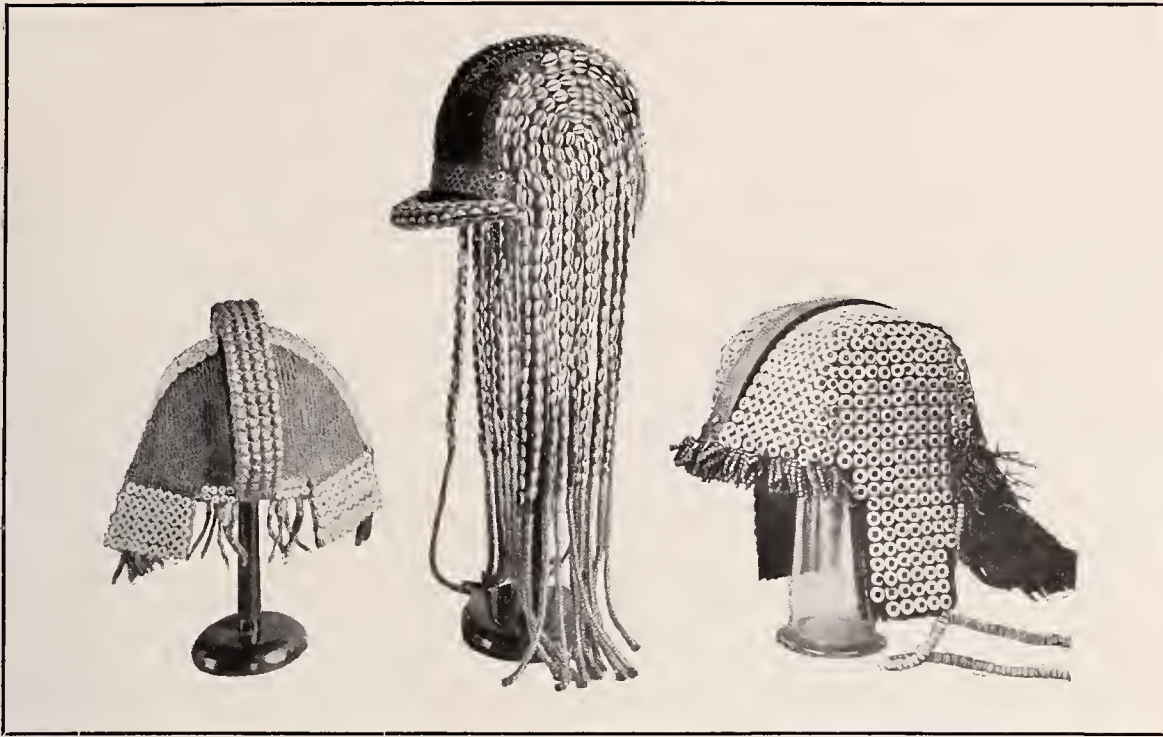


Abb. 119. Helmmützen.

eben angefangenen oder mehr oder weniger unfertigen Frisuren umher, so daß man zunächst glaubt, lauter verschiedene Haartrachten vor sich zu haben, so sind Abb. 8 u. 13 nur zwei verschiedene Entwicklungsstufen ein und derselben Frisur.

Neben diesen aus dem Kopfhaar geformten Frisuren gibt es abnehmbare Mützen, die in genau derselben Weise und genau denselben Formen (Abb. 119) gefertigt werden wie jene, so daß man nur bei eingehender Untersuchung entscheiden kann, ob es sich um eine Frisur oder um eine Kopfbedeckung handelt. Sie sind aber nicht häufig und werden nur von den Ntum und wenigen Fang (Okak) hergestellt; die festen Frisuren überwiegen durchaus, was erwähnt sein möge, da man nach dem Museumsmaterial zu einem anderen Schluß kommen könnte. Die hier gegebenen Abbildungen zeigen sämtlich Frisuren.

Von 25 verschiedenen, mit eigenen Namen belegten Formen wird etwa die Hälfte von beiden Geschlechtern unterschiedslos, die übrigen entweder nur von Männern oder nur von Weibern getragen. Bei den Fang gleicht sich Männer- und Frauenschmuck häufiger als bei den Ntum, und sie werden deswegen öfter die Zielscheibe des Spottes.

Helmfrisuren und Schmuckmützen werden dauernd getragen, nur als Zeichen der Trauer werden beide — die ersteren manchmal auch vor einem Jagdzuge — abgelegt.

Zur Herstellung seiner Schmuckmützen (*ed̄ban*, *etū,ē'*) nimmt der Ntum ein Fell von Meerkatzen, Zwergantilopen, jungen Ziegen oder Schafen. Das Fell wird vom Fett gereinigt, mit der Innenseite nach außen über die Rundung eines halbkugelig behauenen Pflanzenwurzelstocks gezogen, an seiner Grundfläche mit einer Schnur festgebunden und am Rande auf dem Boden festgeflockt. So gespannt, muß das Fell an der Sonne und später noch über Feuer austrocknen.

Ferner hat man geschwärzte Baststreifen der **Triumfetta** nötig, die folgendermaßen gefärbt werden: Stücke von der Rinde gewisser Pflanzen<sup>1)</sup> werden zerkleinert in einen Kochtopf gelegt und zwar derart, daß zu unterst eine Schicht Rinde kommt, dann die Baststreifen und darüber wieder Rindenstücke folgen. Nun wird eine Stunde lang gekocht, um bestimmte Stoffe aus der Rinde ausziehen, dann trägt man den Topf zum Fluß und knetet die Baststreifen abwechselnd im Lehm des Ufers und in dem Rindenauszug durch, und zwar fünf- bis siebenmal hintereinander. Die Streifen haben nun eine schwärzliche Farbe, die im Hause beim Trocknen bis zur tiefsten Schwärze nachdunkelt.

Nun zur eigentlichen Mützenanfertigung: Das getrocknete Fell wird vom Block heruntergenommen und auf der Innenfläche durch drei kreuzweis untergelegte Bügel gestützt, die aus acht der Länge nach aneinandergelegten und mit Triumfettabast verflochtenen Palmstreifen bestehen. Angenehm können die kantigen Bügel und das schwere Gestell beim Tragen kaum sein, doch der dicke Wollschädel des Negers merkt davon wohl nichts.

Auf der Außenfläche wird zu beiden Seiten der Scheitellinie in zwei parallelen Längsreihen das Fell je vierzehnmals durchbohrt für sieben doppelt durchgezogene Ananasschnüre von  $\frac{1}{2}$  m Länge. Mit diesen werden aus je drei von den oben erwähnten schwarzgefärbten Bastbändern hergestellte Zöpfe verflochten, die von der Mitte angefangen, in der Sagittalrichtung zum vorderen und zum hinteren Rande verlaufen, etwas darüber hinausragen und in einem Knoten enden<sup>2)</sup>. Solcher Längsflechten werden zwölf dicht nebeneinander gelegt. Den Raum zwischen diesen und dem Rand der Mütze füllen ebenso hergestellte, aber senkrecht zu jenen verlaufende Flechten aus, die am Rande durch drei bis vier Reihen ringsherum verlaufender Flechten überlagert und mit dem Fell vernäht werden.

<sup>1)</sup> Combretacee *Terminalia superba* Engl. et Diels (*akōm*), Euphorbiaceen *Bridelia zenkeri* Pax. (*ewōlōk*), *Alchornea cordifolia* Muell. Arg. (*abūī* Nt.), *Megabarea trillesii* Pierre (*abūī-žām*), Leguminose *Mucuna flagellipes* Vogel (*kōndō-žām*), Borriginacee *Cordia odorata* Gürke (*ébe*, F., *ebāī*, Nt.), Anacardiacee *Pseudospondias tessmannii* Engl. (*angōkōn*), Flacourtiacee *Petersia minor* Niedenzu (*abīn*).

<sup>2)</sup> Beim Flechten fettet man die Finger häufig ein und dreht die Bänder etwas.



FANG (FAM, OMWANG), SPAN, GUINEA.





Dazu braucht man eine Nadel aus Rinde, deren Spitze im Feuer gehärtet, und deren anderes Ende für den Faden aus Bast geschlitzt wird. Die am Rande überstehenden Flechten werden abgeschnitten. Über den Scheitel der Kappe legt man eine Raupe (*mbom*) aus einem Stück Raphiamark, das von den beiden Schmalseiten her eingeschnitten wird, damit es sich besser biegt, darüber näht man einen Zeuglappen, auf den ein gleichbreiter, mit Messingnägeln beschlagener Bügel aus Palmstreifen — wie sie oben von der Innenfläche der Mütze beschrieben sind — aufgesetzt wird. Zu beiden Seiten der Raupe verlaufen einige Längsreihen roter auf Raphiapiassave gereihter Perlen. Ein weiterer Schmuck der Mützen besteht in seitlich angenähten, mit Kauri oder weißen Knöpfen benähten Lederstücken, an denen Fransen aus Ananasschnüren mit aufgereihten Perlen hängen (vgl. Abb. 118 im Vordergrund).

Die Schmuckmützen der Fang sind nicht aus Fell, sondern aus gleichlaufenden Palmstreifen hergestellt, die mit geschwärztem Triumfettabast so zusammengeflochten werden, daß immer ein Streifen überschlagen wird und so ein Schachbrettmuster entsteht.

Die älteren Leute tragen meist keinen Perlenschmuck im Haar — wofern noch von einem solchen bei ihnen die Rede ist —, sondern einfachere Frisuren, die übrigens früher mehr Mode gewesen sein sollen.

Von Kopfbedeckungen sind nur Kappen aus dem Fell von Affen, Zibethkatzen oder des Ichneumons, *Bdeogale nigripes* P u c h., sowie eingeführte rote Kappen, die von Häuptlingen und sonstigen älteren „Respektspersonen“ getragen werden, zu erwähnen. Hüte, aus Grashalmen (*Paspalum*) zusammengenäht, gleichen in der Form unseren gewöhnlichen Strohhüten und sollen nach einer Angabe europäischen Vorbildern nachgeahmt sein.

Eine Barttracht ist bei den Pangwe selten, da die meisten sich die Haare — gleich vielen anderen Negern — ausreißen; vereinzelt gibt es Männer mit schönen Vollbärten (Abb. 11) oder mit Spitzbärten, deren Ende in ein kleines Zöpfchen gedreht und mit Kauris oder Perlen besetzt wird, andere machen zwei, noch andere eine ganze Anzahl Zöpfe aus ihrem Bart (Abb. 12); Schnurrbärte sieht man selten und auch dann nur ganz unbedeutende.

## 2. Schmuck.

Der Verschönerungstrieb beherrscht bei den Pangwe Mann und Frau in gleichem und erheblichem Maße, Schmuckbehang der verschiedensten Art wird von ihnen an allen möglichen Stellen des Körpers angebracht. In die Haare (Abb. 120) steckt man eine Feder, die oft in Mustern ausgeschnitten ist (*a, b*), einen Quastenstachlerschwanz (*c*), einen Pfeil aus Holz, Knochen



Abb. 120. Haarschmuck.

(d) oder spiralig gewundenem Messing (e), einen Steckkamm (vgl. Abb. 139) sowie in seltenen Fällen — meist zum Tanzvergnügen — auch Blumen, so z. B. von *Costus (miēn)*, und hübsche oder wohlriechende Blätter, so von der Leguminose *Cryptosepalum aff. staudtii* Harms (*andān*) und des Krautes (*afun*), letztere zwei nur von Weibern getragen,

und zwar meist in zwei Büscheln hinter dem Ohr, dessen Läppchen nur bei einigen Mwai durchbohrt und mit Schmuck versehen ist.

Nasenschmuck (Abb. 121) erfreut sich dagegen einer großen Beliebtheit, und zwar wird er in einer Durchbohrung der Scheidewand, nicht an den Nasenflügeln, angebracht. Die dazu nötige Operation wird bei Kindern von 6—8 Jahren vollzogen. Vorher drückt sich der Betreffende die Blätter des *Aframomum (adžōm)*, die im Feuer erwärmt sind, an die Nasenscheidewand, um sie weicher zu machen. Dann nimmt der Mediziner

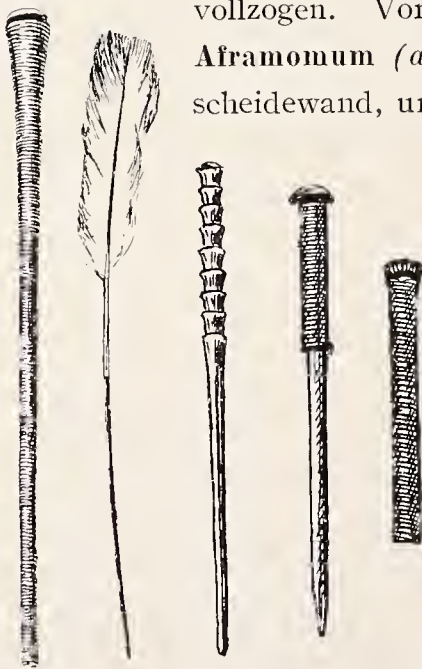


Abb. 121. Nasenschmuck.

einen Raphiastengelstab, einen Stachel vom Quastenstachler oder ein anderes spitzes Werkzeug und durchbohrt damit die Wand, nachdem er mit dem Zeigefinger der anderen Hand die richtige Stelle ausgesucht hat. Auf die Spitze des Stachels schiebt er nun ein kleines Stengelstück des *Trachyphrynium violaceum* (Stengel: *nkōmokōmo I*, Blätter: *dzēdekiai IV Nt.*) und zieht beide zusammen zurück, bis der Stengel in der Scheidewand liegt. Er soll das Loch für den späteren Schmuck offen halten. Die weitere Behandlung ist ganz sachgemäß: alle zwei Tage wird die Wunde ausgewaschen und der Stengel erneuert.

Nach zehn Tagen wird er endgültig entfernt und durch die bleibenden Schmuckstücke ersetzt. Die Gegenstände, die man dazu nimmt, sind kaum alle aufzu-

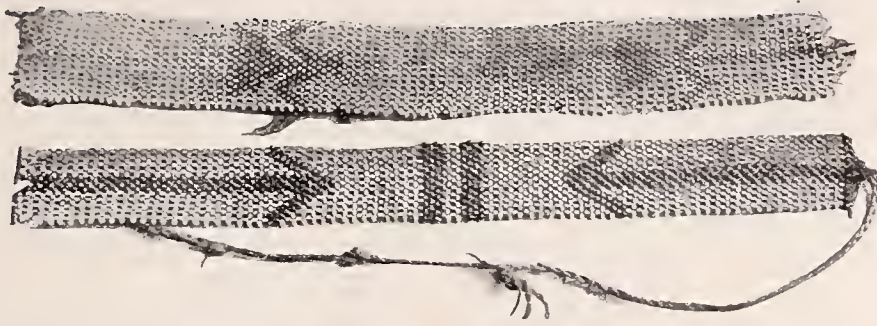


Abb. 122. Stirnbänder aus Perlen.

führen: Stengel, Blätter, Blüten von *Gomphrena globosa* L. (*ngõn*), die wir schon als Zierpflanze kennen gelernt hatten, Federn<sup>1)</sup>, Papierrollen, mit Perlen bereichte Holzstäbe, Raphiastäbe, mit Messingdraht umwundene Stäbe oder Knochen, Messingringe mit einer großen Perle, die gerade auf die Oberlippe zu hängen kommt (vgl. Abb. 132) und vor allem Perlenschnüre, deren Enden hinter den Ohren an der Frisur festgeknüpft werden, und die so zugleich einen Wangenschmuck bilden.



Abb. 123. Halskette aus Früchten von *Coix lacryma* (Hohstränen).



Abb. 124 Ntumfrau aus Alén (Fam. Essandun).

Stirn-  
schmuck  
findet sich  
als Perlen-  
schnüre,  
Perlen-

bänder, die im Süden des Fanggebietes oft sehr hübsch gemustert sind (Abb. 122), als Streifen aus schwarzem Schaffell (*tūl IV*), und bei Frauen zuweilen als nett geflochtene und mit Büscheln versehene Bastbänder.

Reichlich ist der Hals, den man selten ohne irgendein Bändchen oder eine Schnur läßt, mit Schmuck bedacht. Früher waren die Früchte des Grases *Coix lacryma* L. (*mvã, andã III*), die bekannten, an so vielen Stellen der Erde als Schmuck verwen-

<sup>1)</sup> Besonders sind die roten Schwanzfedern des Graupapageien und Sichel-  
federn des Hahnes beliebt, beide Tiere spielen in der Religion eine große Rolle.



Abb. 125.  
Halskette aus Hunde- und Meerkatzenzähne.  
Abb. 126. Halskette mit nachgemachten Zähnen  
aus den Samen der *Podococcus Barteri*.

Palme *Podococcus barteri* Mann et Wendl. (*niamvine*) (Abb. 126) oder aus Knochenstücken als Anhänger, nachgemachtes Horn aus

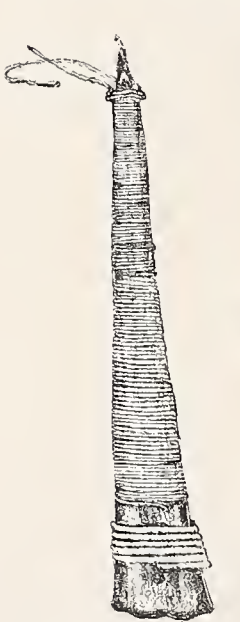


Abb. 128. Anhänger  
aus Ebenholz, das  
mit Messingdraht  
umwunden ist. Nach-  
gemachtes Horn.



Abb. 129.  
Halskette mit der  
Kralle eines  
Kampfadlers.

Ebenholzstückchen (*Diospyros*-  
Arten), Abb. 128, endlich eine Kralle  
des großen Kampfadlers, *Spizaetus*  
(*ndū, r IV*) (Abb. 129)<sup>2)</sup>. Ebenso  
hübsche, wie einfach herzustellende  
Halsbänder werden aus Streifen von  
*Oncocalamus mannii* Wendl. (*nloñ*)  
oder *Trachyphrynium violaceum*  
(*nkömokōmo*) gemacht, die durch  
ein zierliches Geflecht aus *Rhekto-*  
*phyllum*fäden zusammen gehalten

werden. Bemerkenswert ist ein Halsschmuck aus  
den wohlriechenden Wurzeln der Urticacee *Tryma-*  
*tococcus africanus* H. Baillon (*ngōna IV*), der  
bei den Ntum nur von Frauen, bei den Fang  
von beiden Geschlechtern getragen wird, namens



Abb. 127.  
Anhänger an den  
Halsschmuck.  
(Hauer eines Wild-  
schweines.)

<sup>1)</sup> Das Symbol der Treue ist diese Liane deshalb, weil sie sich nur um  
einen Baum schlingt, nicht, wie die meisten tropischen Lianen und Schling-  
gewächse, alle erreichbaren Bäume und Sträucher überwuchert.

<sup>2)</sup> Auch europäischen Tand, z. B. Patronenhülsen, Schlüssel und Vorhänge-  
schlösser sieht man bei den Pangwe als Anhänger.

deten Hiobstränen (Abb. 123) und auf-  
gereichte Stengelstücke des Farnes *Lygodium*  
*smithianum* Presl. (*ozōk*) beliebt, deren  
Name *ozōk* sich dann auf die länglichen,  
roten Perlen übertragen hat, sind heute aber,  
nach Einführung der Glasperlen, die jetzt  
das Bild beherrschen, längst nicht mehr fein  
genug. Daneben finden wir bei Frauen die  
Früchte der *Mucuna flagellipes* Vogel  
(*kōndōō-zām III*), da sie ein Symbol der  
Treue sind, freilich wohl ohne die bestimmte  
Absicht, sich Treue zu gewinnen oder zu er-  
halten<sup>1)</sup>. Weiterer Halsschmuck sind auf-  
gereichte Reißzähne von Meerkatzen und  
Hunden (Abb. 124/125), als Anhänger auch  
solche von Leoparden und Hauer von Wild-  
schweinen (Abb. 127), nachgemachte aus  
den weißen, etwas zugespitzten Samen der

*egbwē, ngōna IV F.*, oder *azōm-e-sī*, Nt. (vgl. Saf. XII). Die Wurzeln werden, längshalbiert und getrocknet, in eine doppelte Schnur eingeknotet als Halsband (Abb. 131 a) oder schneckenartig zusammengerollt als büschelförmiger Anhänger (Abb. 131 b) getragen, meist noch mit Rotholz gefärbt. Nicht sehr häufig ist eine von beiden Geschlechtern getragene Halskrause aus Bast, ihres Aussehens halber *etwaganjima* = Schafmähne genannt (Abb. 131 c), ebensowenig ein Basthals schmuck für kleine Mädchen (*ngōne*).

Eiserne Halsringe sind heute recht selten, um so häufiger solche aus Messing (*mvōt I*), die in schweren und leichten Arten

mit eingravierten Mustern versehen (*mvōte zān*, vgl. Abb. 14). Die Herstellung wird beim Messingguß beschrieben werden. Es ist nicht leicht, einen solchen bis drei Pfund schweren Ring zu tragen, ebensowenig, ihn umzulegen; er wird nämlich von neuem im Feuer weich gemacht und aus-

stumpf geknüpft, das andere mittels einer Schlinge mit einem Hebel verbunden und durch diesen abgebogen; vorher ist nicht zu vergessen, den Hals tüchtig mit Öl oder mit dem Saft aus den Blättern des *Clerodendron*

gegossen werden. Erstere zeigen zweierlei Formen. Die einen haben gesimsartig vorspringende Kanten und keine Verzierung (Abb. 132), die anderen sind im Querschnitt dreieckig und in der Mitte der beiden Vorderflächen, oft auch noch auf dem oberen Rand

einandergebogen, damit sich sein glücklicher Besitzer mit dem Hals hineinzwängen kann, und dann auf dem Schmiedestein wieder zusammengeklopft. Noch schwieriger ist es, ihn abzunehmen. Dazu legt sich der Betreffende auf den Rücken, das eine Ende des Ringes wird fest an einen Baum-



Abb. 130. Halskette mit den Früchten von *Chrysophyllum tessmannii* Engl. (*mbam*).

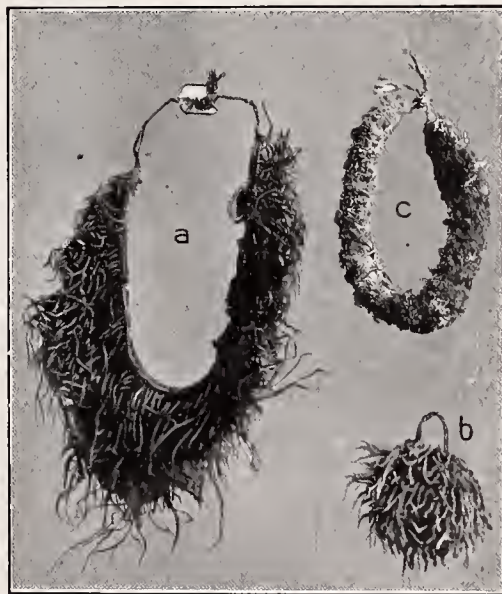


Abb. 131. Halsschmuck.



Abb. 132. Fang (Fam. Omwang), Span. Guinea.

büttneri G ü r k e (*mayûlu-ndžik III*) einzureiben. Als einen beliebten raschen und billigen Ersatz benutzen die Diener der Europäer Konservenbüchsen, die sie durch Abnehmen von Deckel und Boden in einen Halsring verwandeln. Ebenso sind ihnen europäische Kragen eine äußerst sympathische Kulturerrungenschaft, die sie sich zu eigen machen, oft schon, bevor sie sich Hosen und Hemden anschaffen.

Brustschmuck kommt hauptsächlich bei Frauen vor, und zwar in Form von lang herunterhängenden Perlen- und groben Messingketten, die — wie sich denken läßt — nur für ältere Damen zu empfehlen sind.

Nicht weniger reichlich werden, besonders von Frauen, die Arme und Beine mit Schmuck behängt. Ober- oder Unterarm oder beide sieht man mit Spiralen aus eingeführtem Messingdraht oder mit Reifen aus eingeführten Messingröhren geschmückt (Abb. 133). Für den Oberarm sind die Spiralen kürzer, für den Unterarm meist so lang, daß sie ihn ganz einhüllen. Seltener sind Oberarmringe aus dicht aneinandergelegten *Laccosperma*- oder *Trachyphrynium*streifen, die durch ein zierliches Geflecht aus *Rhektophyllum* verbunden sind (Abb. 134); nur bei Männern finden sich am Oberarm Streifen aus schwarzem Schaffell, die den Stirnbändern aus demselben Material entsprechen. Ringe oder Bänder um das

Handgelenk gehören mit zu dem beliebtesten Schmuck. Schon Kinder legen sich die Stengel der Rubiacee *Megalopus mannii* K. Sch. (*ngõne III*) spiralg um den Arm, Erwachsene — Männer und Frauen — tragen Ringe aus den Stengeln einer Liane, aus geflochtenem Palmband (Abb. 135) aus Elefantenschwanzhaaren, aus gegossenem Messing oder Messingdraht, dessen Enden sich wie zwei Ranken umeinander schlingen (*nkɔb I*, Abb. 136 a), oder feinem, um sich selbst gewundenen Messingdraht (Abb. 136 b), Bänder aus *Oncocalamus* geflochten und dicke Ringe



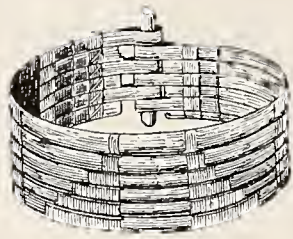
Abb. 133. Ntumfrau aus Akonangí (Fam. Essandun).

Der Beinschmuck entspricht im großen und ganzen dem der Arme, auch hier sind kürzere Messingspiralen über dem Knie, bei Frauen auch dicht unter dem Knie und, gleichfalls nur bei ihnen, längere, die von der Mitte der Wade bis aufs Fußgelenk hinunterreichen, am häufigsten. Außerdem tragen beide Geschlechter massive oder hohle Messingringe sowie an den Knöcheln die eigenartigen, feinverzierten Messingfußstulpe (*ebät, ngõb IV*).

aus Elfenbein bzw. Elefantenknochen (*ekõm e žõk*) oder eine Nachahmung aus Holz der *Alstonia* (*ekūk*) namens *žõ[k] ekūk* = Elefant (d. h. Elfenbein) aus *Alstonia*. Alle drei Sorten werden besonders von Häuptlingen getragen. In Jaunde gibt es hübschgearbeitete, dünne Armreifen aus Elfenbein.

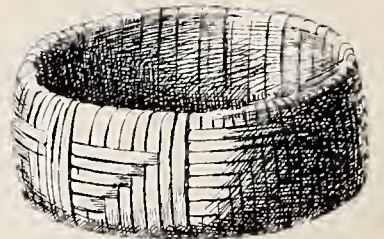
Fingerringe (Abb. 137), sind aus Elfenbein (*a*), in Raphiapalmöl geschwärztem Horn<sup>1)</sup> (*b*) und Messing gearbeitet, von letzteren gibt es Spiralen (*c—d*), einfache dünne Ringe, die mit den Enden etwas übereinandergreifen (*e*), Bänder und dickere oft etwas verzierte Reifen (*f*).

<sup>1)</sup> Der Schwarzsteiß-Schopfantilope, *Cephalophus callipygus* Ptrs. (*mɔn IV*).

Abb. 134.  
Armband aus Palmestreifen.

An den Zehen, vielfach an allen fünf, stecken Ringe, wie sie an den Fingern getragen werden.

Durch all diesen Zierat wirken besonders die Frauen

Abb. 135.  
Geflochtenes Armband.

überladen und unschön (Abb. 138, vgl. auch Abb. 133), zumal er ihren infolge des Tragens schwerer Lasten watschelnden Gang, den schon von weitem ein taktmäßiges Klirren ankündigt, noch ungeschickter wund und werden dann mit einem eigenen Band an die über den Waden getragenen angebunden.

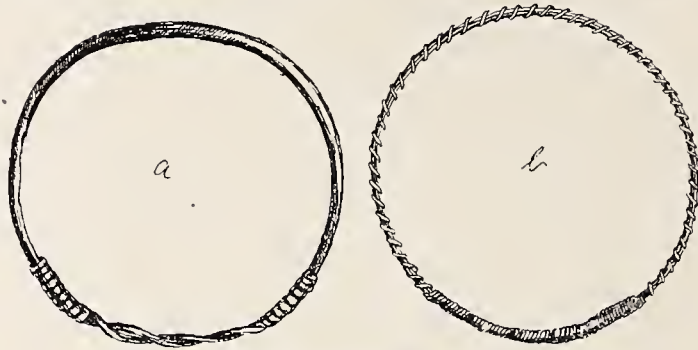


Abb. 136. Handgelenkringe aus Messing.

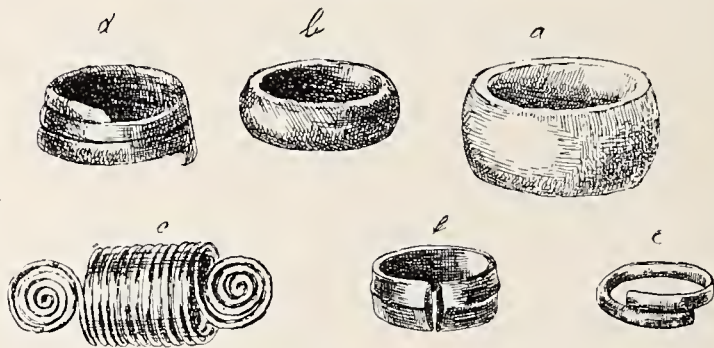


Abb. 137. Fingerringe.

und plumper macht — der göttlichen Muse Terpsichore müßten diese Schönen samt und sonders ein Greuel sein —, außerdem ist er ihnen selbst wegen seiner Schwere mehr als lästig, z. B. scheuern die Knöchelringe die Haut

### 3. Körperpflege.

Man kann die Pangwe im großen und ganzen als ein sehr reinliches Volk bezeichnen, reinlicher als manches europäische. Die Mehrzahl wäscht und badet sich häufig, und wie man einen Schmutzfinken beurteilt, zeigt das Sprichwort:

*otū[k]-mföö a džōnā: k̄a m̄vō,ṅ a b̄de ma,*  
 Alte-Tasche<sup>1)</sup> sie sagte so: wenn nun schon Regen er benetzt mich,  
*ngb̄na a wōban e madž̄m a b̄e ma anā*  
 Zeit zu waschen im Wasser, es war mir gerade!  
 d. h.: „Da kam der Regen gerade recht, es war auch die höchste Zeit zu baden.“

Die vielen Hautkrankheiten, von denen besonders häufig jüngere Personen befallen werden, scheinen andere Ursachen zu haben als Unreinlichkeit, wenn

<sup>1)</sup> Häufiger Schimpfname für Männer, ähnlich wie bei uns: alte Schachtel für Frauen.





FRAU AUS BEBAI (FAM. ESSENG), NTUMGEBIET.



auch zugegeben werden muß, daß bei vielen Negern eine unglaubliche Gleichgültigkeit in bezug auf Körperpflege, Wundbehandlung und Schmarotzer besteht. Im allgemeinen aber kann man den Pangwe wegen ihrer Sauberkeit nur Lob zollen.

Für das Waschen von Rindenzug war früher sogar Seife aus einer Rubiacee (*ogbwā'm* F., *ogbwā'mē* Nt.) üblich.

Menschenflöhe gibt es nicht, dagegen massenhaft Läuse, die man absucht und zerbeißt — die Frauen schlucken sie dabei auch hinunter —, außerdem durch besondere

Medizinen tötet. Dazu setzt man dem Raphiapalnö!, mit dem man sich die Haut einschmiert, und das die Läuse sowieso nicht lieben, verkohlte und zerriebene

Plantenschale oder zerriebene und dann getrocknete Wurzeln der Apocynacee *Doacanga diplochlamys* K. Sch. (*ojā'melūē* Nt.), zerriebene Blätter und Blütender Simarubacee *Quassia*

deren dickem Polster man den Läusen nicht beikommen kann, tötet man sie durch ein besonderes Verfahren: Man stülpt aus Pflanzenblättern gefertigte dichtschießende „Laushauben“ über den Kopf, nachdem man abgeschabte und feucht gemachte Rinde der Flacourtiacee *Caloncoba welwitschii* (Oliv.) Gilg (*miā'megūmo* III) hineingetan hat.

Die Frisuren werden stets mit Öl eingefettet, ebenso wird das kurz getragene Haar sehr sorgfältig gepflegt, mit Öl benetzt und ausgekämmt. Es gibt zwei



Abb. 138. Ntumfrau aus dem Kamponggebiet.

*africana* Baill.

(*išūā-elr*), zerriebene Blätter der Malpigiacee

*Heteropteris*

*africana* A.

Juss. (*mjām-ēndžrk* IV) und der Simarubacee

*Odyendea gabunensis* (Pierre) Engl.

(*ozōk*) zu, ferner tut man die

Leguminose

*Tephrosia vogelii*

H. f. (*ndāwōlō* III) und die

Ochnacee *Lophira alata*

Banks (*akōga*), auf die Frisur.

In den Helmsfrisuren, unter

Sorten Kämmе (*mrās IV*), ganz aus Holz geschnitzte (Abb. 139b–d) und aus Stäbchen von Raphiablattstielrinde zusammengesetzte (Abb. 139a). Dem Öl wird vielfach ein wohlriechendes Haarpulver (*akūt*) zugesetzt, das von beiden Geschlechtern benutzt, aber nur von Frauen hergestellt wird. Sie mischen dazu die Wurzeln folgender vier Pflanzen:

1. Cyperacee *Cyperus articulatus* L. (*andāk*),
2. Moracee *Dorstenia scabra* (Bureau) Engl. (*azöm F.*),
3. Urticacee *Trymatococcus africanus* H. Baillon (*ngōnā III*),
4. eines unbestimmten Grases namens *niasāda*

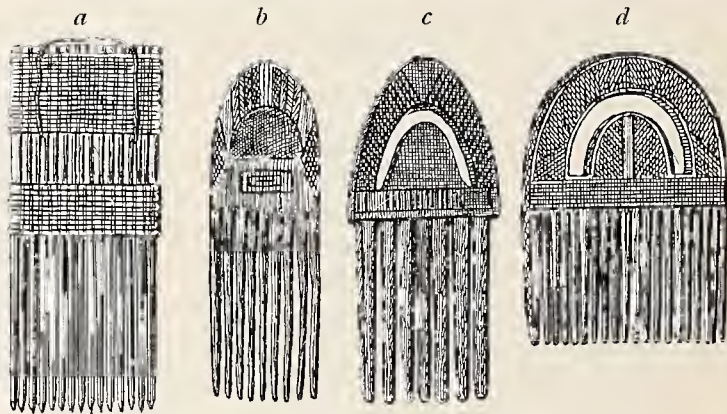


Abb. 139. Kämmе, a aus Raphiablattstiel, b–d aus Holz.

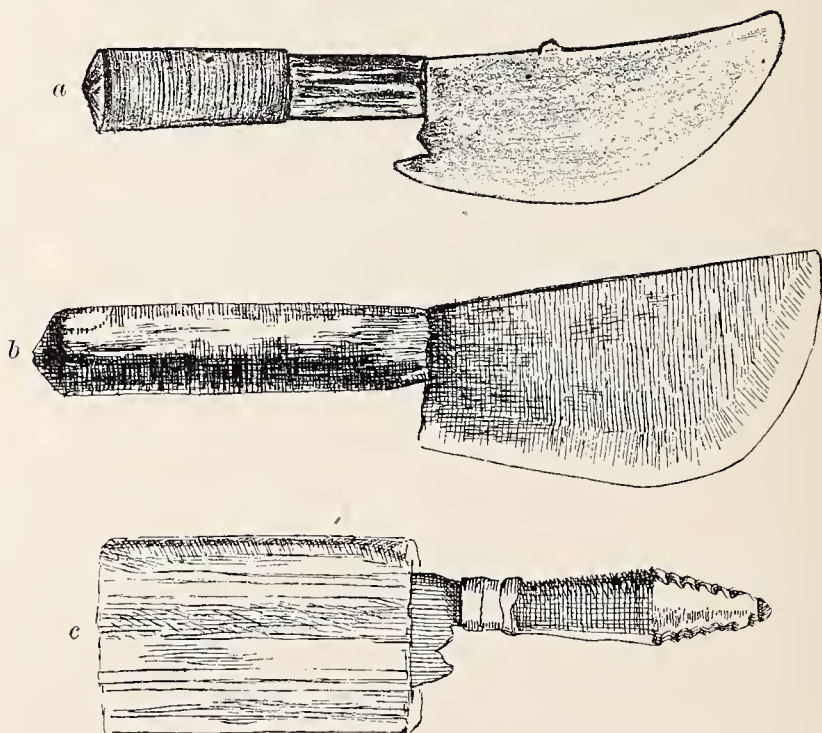


Abb. 140. Rasiermesser, c mit Scheide aus Raphiamark.

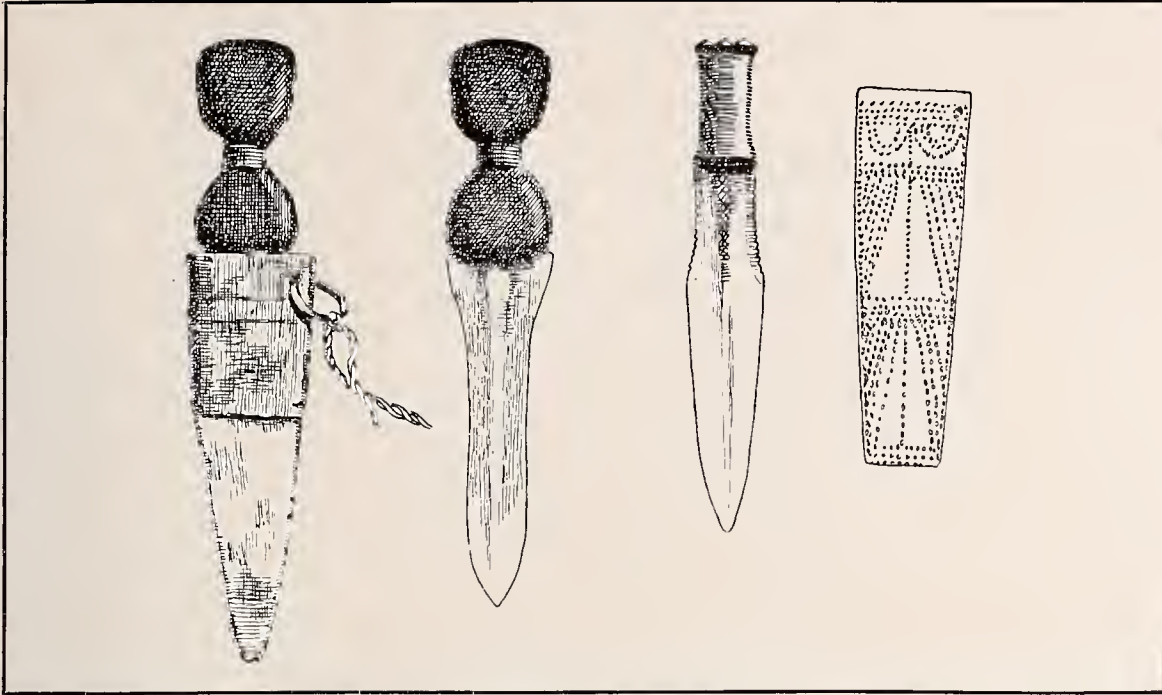


Abb. 141. Zweischneidige Messer der Fang mit Scheiden.

oder wenigstens zwei bis drei von ihnen, wenn nicht alle vier zu bekommen sind. Die Wurzeln müssen zwei Monate lang in der Hütte trocknen, werden dann ganz — bei *Trymatococcus* nur die Rinde — zerrieben und durch einen Korbteiler mittels Klopfen mit einem Messer (*a kat* = klopfen) durchgesiebt; sie ergeben ein angenehm duftendes, gelbliches Pulver.

Ebenso ungerne wie im Gesicht sieht der Pangwe die Haare am übrigen Körper. Die Achselhaare werden „wegen des üblen Geruches“, die

Schamhaare, weil sie angeblich leicht Jucken erzeugen, von beiden Geschlech-

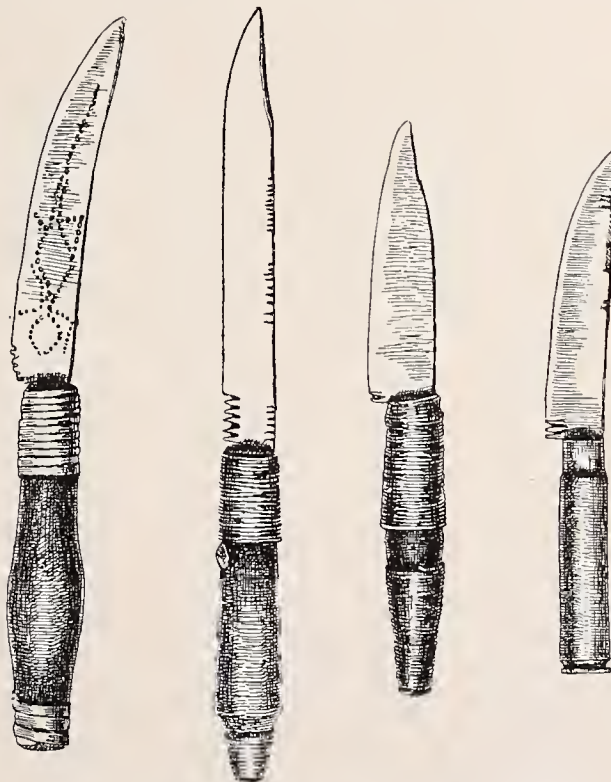


Abb. 142. Messer der Fang mit einfacher Schneide.

tern mit einem

Rasiermesser (Abb. 140) weg-rasiert. Natürlich gibt es immer genug Menschen, die, wie der gute Otu-Mföö, auch für diese Art der Körperpflege nichts übrig haben.

In derselben Weise, wie bei uns Taschenmesser gebraucht werden, benutzt der Eingeborene

selbstgeschmiedete ein- oder zweischneidige Messer (*okõn*) (Abb. 141 u. 142), die er in Scheiden aus Messing, Leder, Fell usw. am Gürtel trägt.

Je weiter nach Norden im Gebiete, desto eifriger putzt der Pangwe seine Zähne, und zwar mit Hilfe eines oben zersplissenen Stockes (Abb. 143), der mitunter mit Messingdraht hübsch umflochten ist und oft zugleich als Spazierstock dient. Trotzdem haben die Pangwe lange nicht so gute Zähne als man glauben sollte, unter den Fang wenigstens sah ich ein tadelloses Gebiß bei Erwachsenen noch nie, die Backenzähne sind oft erstaunlich schlecht, die doch vielfach zugespitzten vorderen Zähne dagegen, vielleicht weil sie allein ordentlich geputzt werden, besser erhalten.

Das wichtigste Toilettengerät beider Geschlechter ist unbestritten das Öltöpfchen. So oft es geht, salben sich die Pangwe vom Kopf bis zum Fuß mit Öl, hauptsächlich aber bedenken sie das Haar bzw. die Frisur. Ein Grund dafür ist — wie sie sagen — der, daß ihnen der Geruch des Öles angenehm ist, ein zweiter, daß die Haut geschmeidiger und widerstandsfähiger wird, also hygienischer Natur. Hierzu kommt, daß — wie oben erwähnt —

das Raphiapalmöl den



Abb. 143. Zahnbürste.

Läusen

rückhält, mit ihrem „Wirt“ allzu intim zu werden, bei Hautkrankheiten (Krokro und Krätze) und Sandflohunden wird es sogar als Heilmittel verwendet.

Das Öl (*mbõn*) wird hauptsächlich aus Palmen, im Norden nur aus der Ölpalme, im Süden selten aus ihr, hauptsächlich aus der Raphiapalme, gewonnen; mitunter stellt man es auch aus den Kernen der *Mimusops djave* (Lan.) Engl. (*adžõb*, Früchte: *ebõn*, Kerne: *ngõn IV-ebõn*), denen der *Carapa procera* D. C. (*engõn*) und nur ganz nebenbei aus Erdnüssen (vgl. S. 92) her.

Das Öl der Raphiapalme wird ausschließlich, das der Ölpalme zum größten Teil zur Hautpflege, nur zu  $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{5}$  als Speiseöl benutzt.

#### a) Raphiapalmöl.

Die noch nicht ganz reifen Früchte (*azõv*) werden in Körben aus dem Sumpf ins Dorf gebracht und dort sechs Tage lang unter Bananenblättern und -stammstücken aufbewahrt, dann wird der Schuppenpanzer, soweit er nicht schon von selbst heruntergefallen, abgelöst und die ölfreiche Schicht, welche sich zwischen dem Panzer und Samen befindet, mit dem Finger oder mit Hilfe einer Schuppe des Panzers abgeschält. Auf letzteres Verfahren bezieht sich das Rätsel:



Abb. 144. Ölpreſſe, auf der Raphiapalmöl ausgepreßt wird. Links wird das ölhaltige Fruchtſſeiſch über Feuer erhitzt.

*ma vüi                    mot oko,        okõñ,        o mbe a nie abum*  
 Ich tötete (einen) Menschen dort, (das) Messer, es war ihm (am) Bauch  
*a si, o wo ma ba nie a oa*  
 unten, mit dem ich zerteile ihn für dich!

Mit dem Messer, welches er unten am Bauche hatte, zerteile ich ihn für dich.

Dieser ölhaltigen Masse setzt man etwas Wasser zu, rührt sie um und legt sie auf einem Rindenstück einige Tage lang an die Sonne. Dann kommt sie auf ein Gestell (Abb. 144, links) und wird durch ein darunter angezündetes Feuer  $\frac{1}{2}$ —1 Stunde lang tüchtig erhitzt. Hierauf füllt man sie in ein eigens zu diesem Zwecke gemachtes Körbchen (*eküt ašũĩ*) aus *Ancistrophyllum* (*nkāne*), das nun auf der Ölpreſſe (*ekĩle-mašũĩ, ešĩĩ-aš.*) ausgepreßt wird. Diese Presse, die zwar von einem Manne allein gemacht ist, aber von allen Dorfbewohnern frei benutzt werden darf, findet sich in den meisten Dörfern beim Versammlungshause aufgestellt und besteht aus einem Rahmen — zwei in einigem Abstand in den Boden gesteckten Pfählen mit zwei daran festgeschnürten Querstöcken — und einem nach unten zugespitzten Brett, das seitlich an dem Rahmen befestigt ist, und zwar so, daß es einfach an den oberen Querstock angebunden (so in Abb. 144) oder durch einen schräg auf die Erde gestellten Stab gehalten wird, der durch eine Durchbohrung am oberen Ende hindurchgeht; zur Sicherung ist das Brett mit dem

unteren Querstock verschnürt. Mitunter sieht man statt des Brettes gleichlaufend dicht nebeneinander gelegte Stöcke, die dann natürlich oben und unten an den Rahmen geschnürt sind.

Das Pressen selbst (*a kʀle mažū,ʀ*) zeigt Abb. 144. Das Körbchen mit der Fruchtmasse wird entweder über den schrägen Stock oder über das obere Ende des Brettes (Abb. 144) gehängt, so daß es vor dieses zu liegen kommt, und nun mit Hilfe von Stöcken ausgepreßt. Das geschieht so, daß man von oben nach unten einen Stock nach dem andern quer über das Körbchen legt und an dem einen Ende hinter den entsprechenden Rahmenpfosten steckt, an dem anderen vor ihm entlang führt und an ihm festbindet. Dadurch wird das Körbchen gedrückt und der Inhalt nach unten gepreßt.

Vorher hat man unter das Brett, an dem das Öl beim Pressen herabrinnt, ein Gefäß gestellt mit einem Blattfilter oder einem alten Korb darüber, der die größeren Unreinlichkeiten zurückhält. Während der Regenzeit ergeben die Früchte mehr wässriges Öl, während der Trockenzeit ein Öl, das sehr bald nach dem Auspressen fest wird.

#### b) Ölpalmöl.

Entsprechend der von Norden nach Süden abnehmenden Verbreitung der Ölpalme hat das Ölpalmöl dort weit größere Bedeutung als hier, dort wird es — wenn ich an dieser Stelle von ihm als Nahrungsmittel reden darf — besser, wenn auch nicht so gut wie bei den Küstenstämmen, hier schlechter zubereitet, auch gibt es dort vier, hier nur drei Arten der Gewinnung und dementsprechende Ölsorten. Es sind dies



Abb. 145. Palmölgewinnung aus den Früchten der Ölpalme.



1. Gepreßtes Palmöl (*mowǎ* Pl.), zum Salben und Essen,
2. Gekochtes Palmöl (*nnyǎman e mbǎn*), nur zum Salben,
3. Gewaschenes Palmöl (*žon*), Jaunde und Mwele, zum Salben und Essen,
4. Palmkernöl (*mbǎn e mban, maniangá* J.), nur zum Salben.

In der angeführten Reihenfolge von 1—4 nimmt die Häufigkeit der Herstellung ab, das gepreßte Öl wird also am häufigsten, das Palmkernöl am seltensten hergestellt, für die Südpangwe ist die Reihenfolge ebenso, nur fehlt bei ihnen das gewaschene Öl überhaupt.

### 1. G e p r e ß t e s Ö l.

Die reifen Fruchtstände werden vom Baum abgenommen, mittels Axt und Hauer auseinandergeschlagen und unter einer Decke von Bananenblättern zwei Tage liegen gelassen. Dann löst man die Früchte selbst los, kocht sie in einem mit Blättern zugebundenen Topf mit wenig Wasser ungefähr eine Stunde lang, zerstampft sie in einer Mulde mit einem Holzstößel und liest die Nüsse heraus (Abb. 145). Das Fruchtmus wird nun auf der Ölpresse ausgepreßt. Das Öl hat die bekannte gelbrote Farbe und kommt bei Europäern mit Fleisch, Makabo- oder Taroknollen zusammen als „Palmoilchop“ auf den Tisch, wird aber von den Eingeborenen nur zum geringen Teile ( $\frac{1}{4}$ , im Süden noch weniger) gegessen.

### 2. G e k o c h t e s Ö l.

Das gepreßte Öl kocht man so lange, bis es ganz hell wird, ein Grad, der am besten zu erkennen ist, wenn man einige Tropfen Öl auf ein Stück Raphiamark fallen läßt. Während des Kochens taucht man etwa eine Minute lang einige zusammengebundene Blätter des Fiebergrases, *Andropogon schoenanthus* (*ošim e nlangan*), das einen eigenartigen Geruch hat, hinein. Hat das Öl lange genug gekocht, so nimmt man den Topf vom Feuer, tut Blätter und Rindenstücke der Buschpflaume, *Pachylobus edulis* E. Don. (*asǎ* Nt., *ošǎnga* F.), auf etwa drei Minuten hinein — angeblich, weil sie einen angenehmen Geruch haben — und gießt dann das durchscheinende, schmutzig-weiße Öl ab.

### 3. G e w a s c h e n e s Ö l.

Man behandelt das Öl zuerst wie das gepreßte. Nach dem Stampfen wird Wasser in die Mulde gefüllt und das Fruchtfleisch tüchtig durchgeknetet, wobei zugleich die Nüsse entfernt werden, dann wird das Wasser vorsichtig abgefüllt. Dieses Durchkneten des Fruchtfleisches im Wasser wiederholt man noch zweimal, dann wird das Fleisch entfernt und das auf dem Wasser in der Mulde schwimmende Öl abgeschöpft. Es ist von derselben Beschaffenheit wie das gepreßte, auch gelbrot, und wird ebenso benutzt. Auch dieses Öl kann gekocht werden und entspricht dann genau dem gekochten Preßöl.

## 4. P a l m k e r n ö l.

Die Palmnüsse werden auf einem Stein aufgebrochen (Abb. 146), und die Kerne in einem Topf ohne Wasser über Feuer erhitzt. Dann zündet man die Kerne an, treibt dadurch das in ihnen enthaltene Öl heraus, schüttet dann die Kerne nebst Öl auf eine doppelt durchlöchernte Scherbe und läßt das Öl in ein

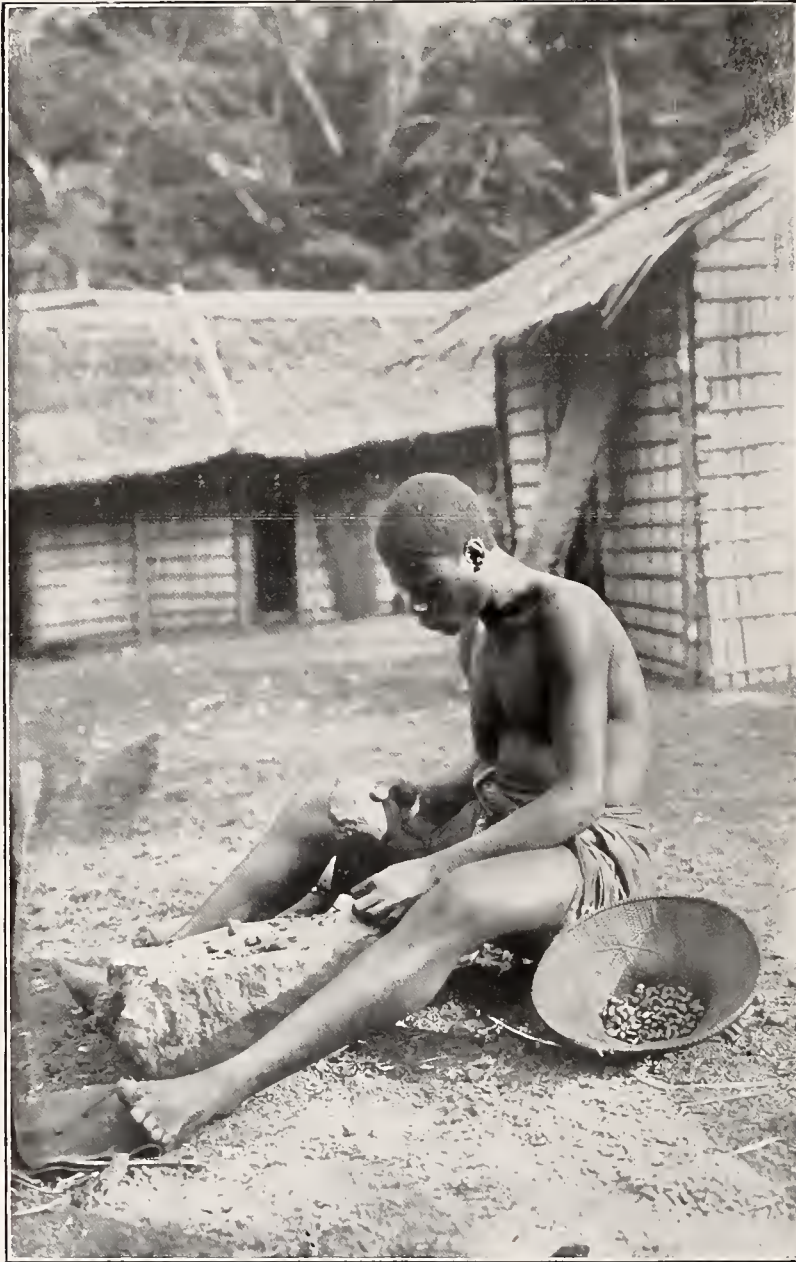


Abb. 146. Ölpalmnüsse werden zur Ölgewinnung aufgeklöpft.

darunter gestelltes Gefäß sickern. Das Palmkernöl ist ganz dunkel und undurchsichtig.

Schließlich mag erwähnt sein, daß Kinder — Erwachsene nur, wenn gerade kein Öl vorrätig ist — mitunter die Palmfrüchte einfach zwischen die Feuerscheite legen und dann die warmen Früchte in der Hand hin und her reiben. Das austretende Öl reiben sie sich sodann auf die Haut.

Außer dem Ein-salben mit Öl ist bei den Pangwe für bestimmte Gelegenheiten das Besmieren des Körpers mit Farbe beliebt, und zwar wird hauptsächlich rot, seltener weiß, nur ausnahmsweise schwarz verwandt, weitere Farben gibt es überhaupt nicht. Rot ist die Farbe der Freude, weiß die des

Todes, des Bösen. Daraus ergeben sich die Fälle, bei denen die betreffenden Farben verwandt werden. Bei festlichen Gelegenheiten, Tänzen, Hochzeits- und Geburtsfeiern nimmt man rot, das mitunter (z. B. beim Liebestanz) durch weiße, selten schwarze Sonnen und Kreise belebt wird; auch bringt man rauten-

förmige Flecke (*bendō[k] be ba* = Rauten aus Rotholz) auf die Haut oder läßt auf der roten Bemalung rautenförmige Flecke frei, beides mit Hilfe einer Schablone, das ist eines Blattes, aus dem ein rautenförmiges Stück herausgeschnitten ist. Bei Trauerfällen und bei den Kulten, die dem „Bösen“ gelten, wird dagegen weiß getragen.

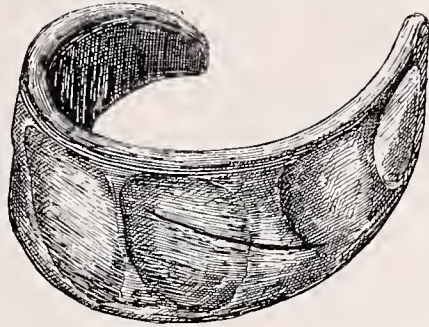


Abb. 147. Reiber für Rotholz (Schote der *Pentaclethra*).

Kernholz des Rotholzbaumes, *Pterocarpus soyauxii* Taub. (*mr̄ō' IV F.*, *mr̄ē IV Nt.*), einer Leguminose, gewonnen. Mit Vorliebe sucht man sich alte, gestürzte, außen schon verrottete Bäume, schlägt ein handliches Stück ab

Die rote Farbe (*bā III, es̄,*) wird aus dem

und reibt mit ihm als Reiber (*nā̄k-es̄, IV*) auf dem Reibblock (*nā̄-es̄,*) dem Stamme, hin und her, indem man von Zeit zu Zeit feinen Sand dazwischen streut; einmal sah ich die Schote der Leguminose *Pentaclethra macrophylla* Benth. (*eb̄i,*) (Abb. 147) als Reiber gebraucht. Wo der nächste Rotholzbaum zu weit entfernt liegt, als daß man immer dorthin laufen könnte, nimmt man sich

einen kleinen Block samt einem Reiber mit in die Hütte, um die beliebte rote Farbe immer leicht herstellen zu können. Zum Aufbewahren hat man sehr niedliche kleine Gefäße in Form von Töpfchen, Mulden, Tellern oder Schemeln (Abb. 148).



mit Wasser verrührt aufgestrichen.

Schwarze Farbe wird aus gestampfter Holzkohle unter Zusatz von Wasser bereitet (Farbe und Kohle = *pf̄' di III*).

#### 4. Körperverzierung.

Während wir bei dem Behängen des Körpers mit Gegenständen das reine Schmuckbedürfnis, beim Beschmieren mit Farbe den Wunsch, persönliche Stimmungen zum Ausdruck zu bringen, als Triebfeder

Weißer Farbe (*r̄ā̄ok IV*) wird aus dem gleichnamigen weißen Ton, einer Abart des gewöhnlich dunkleren Töpfertones, gewonnen. Er wird

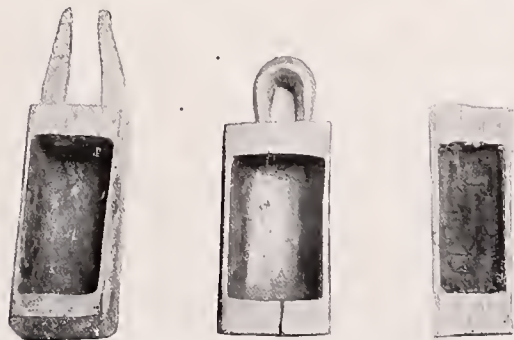


Abb. 148. Gefäße zum Aufbewahren von Rotholz.

erkannten, spielen bei der dauernden Veränderung des Körpers ursprünglich wohl religiöse Gründe mit, so beim Zahnanspitzen und bei der Beritzung des Körpers. Natürlich sind diese uralten Anschauungen heute vergessen, der Schmuckgedanke hat den religiösen Hintergrund meist vollständig überwuchert.

Im Pangwegebiete kommen vier Arten der eigentlichen Körperverzierung vor, Brandnarben, Ziernarben, Bemalung und Tätowierung. Diese Reihenfolge möchte ich auch zeitlich, entwicklungsgeschichtlich verstanden wissen. Ich halte die Brandnarben für die ältesten, zuerst unabsichtlich entstanden infolge des Umgangs mit dem Feuer, dann absichtlich hervorgerufen durch Betupfen mit glühender Kohle. Diese Brandnarben hat man später durch „Schnitt“-narben, d. h. mit dem Messer hervorgebrachte Ziernarben ersetzt, da das Messer eine feinere und kunstvollere Linienführung gestattete. Vielleicht täuschten nun jüngere Leute aus Furcht vor dem Schmerz die Brandnarben dadurch vor, daß sie entsprechende Punkte oder Striche auf dem Körper mit erkalteter Kohle zogen. Damit war der Anfang der Bemalung gefunden, die später dann mit anderem, besserem Material weiter entwickelt wurde. Eine Verbindung von Ziernarben und Bemalung ist die Tätowierung, bei der die Wunden mit verkohltem Harz eingerieben werden.

Alle genannten Arten der Körperverzierung haben also meines Erachtens eine gemeinsame Wurzel, nämlich das Feuer; in dieser Beziehung ist eine kurze sprachliche Betrachtung von Wert: *kä* ist, wie ich bereits S. 8 angedeutet habe, der Urstamm zur Bezeichnung der feindlichen Hin- und Herbewegung, für Schmerz und Gefahr, für Kälte und Hitze (denn beide wirken gleich), infolgedessen auch für das Feuer, wo seine Wirkung betont werden soll, so *n-kä-bä* = die Flamme; *e-kä-ba* = was man zur Flamme braucht, Fackel; *a-kä-d-an* = Feuer mit einer glühenden Kohle anlegen (*an*); *-ka-d?* = glühende Holzkohle (vgl. Meinhof, Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen S. 160, im Pangwe mir nicht bekannt); *me-kä-elī* = Name eines Baumes, der Holzkohle liefert, wörtlich: Kohlenbaum; *a-kä-ñ* = kohlenzeichnen, zeichnen, schreiben, brandmalen, malen (mit schwarz); *e-kä-ñ* = Tätowierung; *n-kä-ñ* = die Gezeichnete, das Perlhuhn (auch heilig, I. Vorsilbenklasse, siehe Kult Mekang).

Ob in allem Anfang das Feuer in seiner profanen Wirkung als Herdfeuer den Anstoß gab zu der besprochenen Entwicklung oder das Feuer in seiner religiösen Bedeutung als heiliges, göttlich verehrtes Element, wie ich glaube, kann ich hier nicht entscheiden.

Einfache Brandnarben (*ndütölö III*), reihenweise angeordnet, machen sich heute nur Kinder und halbwüchsige Jungen oder Mädchen auf den Unterarm, seltener an andere Körperstellen. Ein kleiner, bereits flüchtig verkohlter Splitter aus Raphiablattstielrinde wird mit der Spitze auf die Haut

gedrückt und oben angezündet; er brennt dann langsam ein Loch in die Hand, das eine etwas erhöhte, oben glatte, rundliche Narbe hinterläßt.

Die Ziernarben scheinen bei den Fang, bei denen man sie am häufigsten und kunstvollsten findet, alteinheimisch zu sein, sich aber nicht sehr weit nach Norden verbreitet zu haben; sieht man sie bei den Ntum noch häufiger, so findet man sie bei den Bulu nur mehr selten, bei den Bene nur an einigen älteren Leuten und bei den Jaunde überhaupt nicht. Neuerdings fangen sie auch im Südpangwegebiete an zu schwinden, da man sich lieber der kürzlich eingeführten, bei weitem weniger schmerzhaften Tätowierung unterzieht. Die Ziernarben werden von den Ntum



Abb. 149.  
Messer zur Herstellung von Ziernarben.

einen kleinen, eisernen Haken, (*isää III* Nt., *endöñ* F.), mit dem die Haut etwas hochgezogen wird, und ein Messer, Abb. 149 (*oköñ e mrään*), mit dem senkrecht auf den Haken die hochgehobene Falte eingeschnitten wird (Abb. 150 u. 151). Die Wunde läßt man heilen, ohne daß irgend etwas eingerieben oder ein Verband daraufgelegt wird. Diese Ziernarben finden sich nur auf dem Körper und dem Oberarm, selten im Gesicht und dann nur auf der Stirn.

Die Bemalung ist auf das Ntum- und Fanggebiet beschränkt und fehlt im Jaundegebiet, angeblich, weil dort der Baum, aus dem der Farbstoff gewonnen wird, nämlich die **Randia malleifera** (H o o k). B e n t h., die bei den Fang *obëndēm*<sup>1)</sup> oder *fřna IV*<sup>2)</sup>, auch *mřřna*, bei den Ntum *abëndēm* oder *kādemāñ IV* heißt, nicht vorkommt.

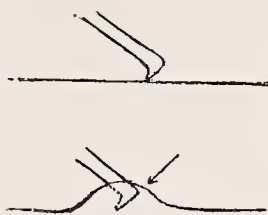


Abb. 150. Führung der Ziernarbenschnitte.

Mit dem Namen *fřna* (*mřřna*) und *kādemāñ* wird auch die Bemalung selbst bezeichnet.

Die **Randia** ist ein zur Familie der Rubiaceen gehöriger dünner Baum, der

besonders in der Nähe von Flüssen wächst. Die großen weißlichen Blüten hängen von den Enden der Zweige oder von den Astgabelungen herab; die Frucht ist eine Beere und mit einer Anzahl von oben nach unten verlaufender Wülste besetzt. Zur Gewinnung des Farbstoffes wird ein Stäbchen aus Raphiablattstielrinde in die Ansatzstelle der Frucht gebohrt und der Inhalt ungerührt. Zieht man das Stäbchen heraus, so klebt an der Spitze ein weißlicher, etwas dicklicher Saft, der gleich mit demselben Stäbchen in den gewünschten Mustern auf

<sup>1)</sup> Entstanden aus *abč*, *Cola acuminata* P. B., und *ndēm* = lang, schwankend, wegen der Schlankheit des Baumes.

<sup>2)</sup> Vom Stamme *rřn* = dunkel, schwarz; *e-rřn-di mōt* = Schwarzer (Mann), Neger.

den Körper aufgestrichen wird und nach kurzer Zeit tief blauschwarze Farbe annimmt. Die Zeichnung hält sich drei bis vier Tage auf der Haut, bei öfterem Waschen nur zwei, nachher verschwindet sie von selbst.

Heutzutage bemalen sich nur kleine oder halbwüchsige Jungen aus Spielerei; früher aber taten es die jungen Leute beiderlei Geschlechts, um aufzufallen

und dadurch eine Wirkung auf das andere Geschlecht zu erzielen. Damals verwandte man infolgedessen große Sorgfalt auf die Muster, heute kommen bei der kindlichen Ungeschicklichkeit nur verschmierte heraus.

Das Erbe der Bemalung hat die vor rund 20 Jahren eingeführte Tätowierung angetreten, die von jener den Namen *fʒna* und *kūdemān*, bei den Fang auch den Namen für Ziernarben, *mʒān*, bekommen hat, bei den Ntum außerdem noch *ekān* (siehe oben), bei den Jaunde *otū* heißt (von *otū* = Harz, das in die Wunden gerieben wird und das bleibende Muster



Abb. 151. Ziernarbenkünstler bei der Arbeit. Bébai, Span.-Guinea.

hervorbringt). Da die Tätowierung, nach Angabe der Fang, Anfang bis Mitte der neunziger Jahre von Norden her zu ihnen gekommen ist, und da man bei den Bene, die sie zuerst wahrscheinlich von Osten her erhalten haben, auch nur jüngere Leute tätowiert sieht, so folgt, daß sich die Kunst im ganzen Pangwegebiete mit außerordentlicher Schnelligkeit ausgebreitet haben muß, zum Teil vielleicht unter dem Einfluß kriegerischer Ereignisse; so wird erzählt, daß die

Ntum in den Kämpfen mit den Bulu die Tätowierung an den Leibern der Erschlagenen gesehen und sich von den Gefangenen die Kunst hätten zeigen lassen.

Wie früher die Bemalung dient heute die bei beiden Geschlechtern, besonders aber dem männlichen, vorkommende Tätowierung den jungen Leuten dazu, sich zu schmücken, um dadurch bei der Liebeswerbung anderen den Rang abzulaufen. Schmuck und Liebeswerben ist eine Sache, ein- und dasselbe (*a ne dzäm eda eda*), wie der Pangwe sagt, und sicher können hübsche Muster so in die Augen stechen, daß man unwillkürlich ein größeres Gefallen an dem Besitzer oder der Besitzerin findet, als es ohne eine solche Beeinflussung des Schönheitsgefühles der Fall gewesen wäre.

Schon die kleinen Jungen lassen sich tätowieren, und zwar meist ein halbmondähnliches Muster auf die Stirn, aber es pflegt nur schwach eingeritzt zu sein und daher wieder zu verbleichen, so daß von ihm unter den später darüber aufgetragenen Mustern kaum etwas sichtbar bleibt. Von der Zeit der Geschlechtsreife an läßt man sich eifriger tätowieren, und mit 25 Jahren, wo die Ausschmückung etwa ihren Höhepunkt erreicht hat, ist die Anzahl der Muster schon eine recht erhebliche. Tätowiert wird durchweg Gesicht, Schulter, Brust und Bauch bis zum Nabel, häufig der Rücken — dieser dann meist nur in der oberen Hälfte — und der Arm bis unter das Ellbogengelenk, selten Hände und Unterarm und der Bauch vom Nabel abwärts<sup>1)</sup>. Aus Gründen der Schamhaftigkeit bleibt Gesäß und Oberschenkel von jedem Ritzschmuck verschont, da es ja zu unanständig wäre, durch die Muster den Blick auf diese bei der ursprünglichen Tracht „leider“ vielfach unbedeckten Körperteile zu lenken; nur ausnahmsweise sieht man bei einzelnen Weibern der Jaunde, Bulu und Küstengewai auch die Oberschenkel tätowiert, ein Brauch, der, von den lockeren Jaunde mitgebracht, vom Volksbewußtsein allgemein als schamlos empfunden und damit entschuldigt wird, daß „es ja dafür nur Weiber seien, und Männer sich schämen müßten, in dieser Weise herumzugehen“ (ähnlich, wie sich bei uns auch nur Frauen „dekolletieren“).

Die bei den Pangwe bis ins äußerste entwickelte Arbeitsteilung und Spezialisierung aller Gebiete künstlerischen und geistigen Könnens tritt auch bei der Tätowierkunst, die vielleicht nur einer von hundert versteht, in die Erscheinung. Die Operation, die übrigens recht unangenehm, wenn auch lange nicht so schmerzhaft ist wie bei den Ziernarben, wird im Versammlungshause ohne irgendwelche Förmlichkeiten vorgenommen, der „Patient“ sitzt oder liegt dabei (Abb. 152). Zunächst stellt man sich Ruß her, indem man Harz (*otū*), vgl. S. 80, verbrennt und den Qualm sich auf einer Topfscherbe niederschlagen läßt. Dann zeichnet der Künstler das Muster auf dem Körper vor, indem er

<sup>1)</sup> Hals nur in Jaunde und selten.



Abb. 152. Tätowierkünstler bei der Arbeit. Nikolentangan, Span.-Guinea.

die krummen Linien mit einem biegsamen, feucht in Asche gelegten Grashälmlchen, die geraden mit einem ebenso behandelten Raphiastäbchen abklatscht; überstehende Linien werden mit dem nassen Finger sorgsam fortgewischt. Für das „Spinnenwebemuster“ bedient er sich eines Stempels aus dem handförmigen Blatt des Schirmbaumes (*Musanga*), dessen Rippen nach der Entfernung der Spreiten 1 cm vom Stielansatz abgebrochen werden. Auf den vorgezeichneten Linien macht er mit dem Messer dicht an dicht kleine, schräge Einschnitte, wischt das langsam herausquellende Blut, wenn es stört, fort und reibt die Wunden mit dem Harzruß ein, den er mit dem Daumen oder Zeigefinger gut hineinwischt. In anderen Fällen wird das zerriebene Harz selbst, dann nur das von der Anonacee *Xylo-*  
*phia aethiopia* (Dun.) V. Rich. (*ojäñ*) in die Wunden gebracht. Dertätowierte Körperteil wird jetzt



Abb. 153 u. 154. Grifflose Messer zur Tätowierung (*ekut*).



Abb. 155. Messer zur Tätowierung (*bendolo*).

oberflächlich gewaschen, um Blut und Ruß abzuspielen; später wird das Einreiben mit Harz noch einmal wiederholt. Mitunter kommt es vor, daß sich



an den Wunden kleine Fleischwucherungen bilden, die die Schönheit des Musters beeinträchtigen; meist aber heilen die Wunden in kürzester Zeit glatt aus.

Man unterscheidet zwei Arten von Tätowierungen, die allgemein verbreitete, *ekāt*, und die außerdem bei den Fang gebräuchliche, *endōlō*. Die erste wird mit einem schmalen, grifflosen Messer (*nsōp-bekāt I*), Abb. 153, ausgeführt und zeigt, je nach der Tiefe der parallelen Einschnitte, die Linien aus deutlich hervortretenden Schnitten zusammengesetzt oder mehr verwaschen, gleichmäßig dunkel. Zur *endōlō*-Tätowierung nimmt man ein gewöhnliches Rasiermesser (*okōngōñ*), vgl. Abb. 140, bzw. ein eigenes, skalpellartiges Messer (*ōkōñ e mrañ*), Abb. 155. Ihre Muster sind durch Kreuz- und Querverführung der Schnitte gekennzeichnet lassen sich indes in späteren Jahren von den *bekāt* kaum mehr unterscheiden, zumal beide mit dem Alter verbleichen.

Die Tätowierkünstler werden, wenn es sich um die eigenen Sippenmitglieder handelt, gewöhnlich nicht bezahlt; von Fremden verlangen sie aber oft unverschämt hohe Preise. So wurde der in Abb. 218 Fig. c dargestellte Mann, wie aus den in Anmerkung <sup>1)</sup> erwähnten Zahlen hervorgeht, tüchtig hochgenommen, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß er wegen seiner Tätowiermanie von einigen „für nicht ganz normal“ gehalten wurde. Echt negerhaft wird die Kostenfreiheit damit begründet, daß der Tätowierte seinen Schmerz nicht so fühlt, als wenn er obendrein noch bezahlen müßte. Jedoch sind diese Verhältnisse örtlich sehr verschieden; in Jaunde ist allgemein Bezahlung üblich, oft sogar eine verhältnismäßig hohe.

Zahnverstümmelung kommt überall bei beiden Geschlechtern vor, und zwar an den oberen vier Schneidezähnen. Das hat neben dem Schmuckgedanken wohl noch einen tieferen religiösen Grund, der jedenfalls uralt ist und noch in den Negern lebt, die — wie mir einmal gesagt wurde — ihre Zähne nicht wie Tierzähne erscheinen lassen wollen <sup>2)</sup>. Da nun tatsächlich bei keinem

<sup>1)</sup> Tätowierungen des Fang Mangame-Ssii aus Ebiänemajong (Fam. Essauong) vgl. Abb. 218 Fig. c.

	<i>a</i>	hergestellt von Meka-Mendongo (Essauong)	für 3 Stück Kautschuk	„	— .75
<i>b, c, d</i>	„	„ Akoa-Mbelewe (Jenköng)	„ 2 Hauer . . . . .	„	1.—
<i>e</i>	„	„ Mba-Efanga (Essauong)	„ 5 Reihen Perlen . . .	„	— .50
<i>g, h</i>	„	„ Endongo (Essauong)	„ 1 Faden Zeug . . .	„	— .75
<i>i, k</i>	„	„ Ndong-Efa (Jemwam)	„ 3 Hauer . . . . .	„	1.50
<i>f, l, m</i>	„	„ Ndong-Ntutum (Omwang)	„ 3 „ . . . . .	„	1.50
<i>n, o</i>	„	„ Meko-Mefanga (Essauong)	„ 3 Stück Kautschuk	„	— .75
Ziernarben	„	„ Meba-Mendongo (Jibikon)	„ 1 Huhn . . . . .	„	1.—

<sup>2)</sup> Siehe auch die gleiche Ansicht bei den Malaien und den Sudannegern (nach Frobenius).

großen Säugetier die Vorderzähne (denn um diese handelt es sich)<sup>1)</sup> spitz sind, so erscheint dieser Grund glaubhaft, obgleich für uns gerade die zugespitzten Zähne einen tierischen Eindruck machen, weil wir an das von den vorspringenden Reißzähnen beherrschte Bild des aufgesperrten Rachens denken. Der Pangwe sieht in erster Reihe die Vorderzähne und findet namentlich bei den Horn-tieren eine überraschende Ähnlichkeit mit seinen eigenen heraus. In dieser vergleichenden Betrachtung stört es ihn auch nicht, daß es sich bei jenen nur um die Vorderzähne des Unterkiefers — im Oberkiefer haben die Wiederkäuer meist keine — handelt, denen die Vorderzähne seines Oberkiefers ähneln. Wie menschlich, fast allzu menschlich selbst für uns die Vorderzähne z. B. unseres Rindviehes erscheinen, das lehrt uns ein Blick auf die Tierkarikaturen unserer Witzblätter. Nun spielt das Horntier, zahmes (Ziege und Schaf) wie wildes (Antilope), eine große Rolle in der Religion der Pangwe, insofern es wegen seiner Hörner mit dem Monde



Abb. 156.  
Verstümmelung  
eines Vorder-  
zahnes.  
Das Schraffierte  
wird abge-  
schlagen.



Abb. 157.  
Meißel zum Abstemmen  
der Vorderzähne.

in Verbindung gebracht wird. Der Kult des Mondes aber ist der Kult der Sonne zeigt), und deren Strahlen sollen die Zähne ähnlich gemacht werden. Die Zahnverbildung besteht darum nicht im Herstellen einer regelrechten „Spitze“, die im Gegenteil etwas Unangenehmes und Schlechtes (in *n-sǝ-ñ I* = Spitze steht der Stamm *sǝ*) sein würde — es mag sein, daß etliche Völker deshalb ihre Vorderzähne alle oder zum Teil ausschlagen —, sondern darin, daß die Zähne nur verschmälert und in eine Form gebracht werden, wie sie Abb. 156 zeigt; sie werden gewissermaßen „gestreckt“, einem Strahl geähnelt, daher der Ausdruck *a sǝ-m-ǎn masǎñ* von *a sǝ-m* = ausstrecken (*n-sǝ-m-ba* = die Reihe, Linie, eigentlich Strahl). Der vielfach übliche Ausdruck „Zahnspitzen“ trifft nur das Richtige, wenn man ihn nicht zu wörtlich nimmt: die Schneide wird nur verschmälert, nicht zugespitzt; der Ausdruck „Zahnfeilen“, dem man gleichfalls öfter begegnet, ist nicht gängig, da die Zähne abgesplittert, nicht gefeilt werden. Im Pangwe sagt man außer *a sǝman*

<sup>1)</sup> Siehe die Ausdrücke für Zahnbehaueu weiter unten, in denen für Zahn stets *asǎñ* = Vorderzahn steht; ein Wort für Zahn im allgemeinen gibt es nicht, dagegen für Eckzahn, Reißzahn bei Tieren (*fǎ III*) und Backenzahn (*ekǎk*).

*masǎn* noch *a sǎ-n masǎn* von *a sǎ-n* = schnitzen, behauen, verzieren; *zǎ-n IV* = Schnitzerei, Schnitzmuster, Stamm *sa* <sup>1)</sup>.

Die Operation wird so ausgeführt, daß sich der „Patient“ lang auf den Rücken legt und fest mit den Vorderzähnen auf eine Holzrolle beißt. Der Zahnkünstler setzt einen kleinen Eisenmeißel (*zǎn e masǎn IV*), Abb. 157, auf den Zahn, nimmt ein Stück Holz als Hammer und splittert die Kanten in kleinen Stückchen ab. Die Schmerzen dabei sind nicht gering, und man kommt deshalb hier und da von der alten Sitte zurück, ein Entwicklungsgang, der unter europäischem Einfluß beschleunigt wird.

<sup>1)</sup> Dagegen z. B. Anspitzen von Stöcken usw.: *a sǎno* F., *a sǎne*, *a sǎne* Nt. (Stamm *so*!).

## Abschnitt VIII.

### Handfertigkeit und Werkzeug.

Allgemeines.

Erster Teil. Rindenarbeiten. a) Rohrinde. Verwertung: Rinde für den Hausbau, Schmuckrinden, Rindengefäße (ihre Herstellung, Bedeutung des Namens), Sarg. b) Rindenstoff. Klopfer. — Rindenstoffliefernde Baumarten. — Herstellung.

Zweiter Teil. a) Fäden und Nähen. Fasern des Rektophyllum, der Ananas. b) Seile und Knüpfen. Seile aus Ananas und Banane, Raphiabast und seine Herstellung, Raphiabastseile, Gärtnerabastseile, Triumphabastseile. — Knoten. c) Bänder und Flechten. Allgemeines. I. Zöpfe aus Bast. II. Tragbänder und Mattengeflechte. III. Trockenbretter und Kästen. IV. Vorratskörbe. V. Körbe (Arten, Material, Schlingpalmen und ihre Bedeutung). VI. Korbnapfe der Mwele. VII. Korbteiler. VIII. Gürtel. Körbe (Stoffe, Korbarten, Preise), Messerscheiden.

Dritter Teil. Holzarbeiten. Allgemeines. — Erzeugnisse der Holzschnitzerei. — Herstellung von Hauerscheiden, Schemeln, Rührlöffeln, Eßlöffeln, Pulverfläschchen. — Andere Holzarbeiten.

Vierter Teil. Metallarbeiten. a) Eisengewinnung. Gebiete der Gewinnung, Häufigkeit. — Schmelzmedizin. — Enthaltensamkeitsgebot und Medizinen. — Eisenstein. — Schmelzhütte. — Schmelzarbeit: Vorbereitung, Arbeiter und ihr Handwerkszeug, Errichtung des Ofens, Beschickung, Arbeit der Blasebalgzieher und des Medizinmannes. — Abreißen des Ofens. — Verteilung des Roheisens. — Erträge. b) Eisenverarbeitung. Stellung des Schmiedes, Schmiedehütte und Einrichtung der Werkstätte, Medizinen, Handwerkszeug, Holzkohle, Schmiedearbeit. c) Messinggießerei. Herkunft des Messings, Schmelzen, Guß und Zubereitung der Halsringe.

Fünfter Teil. Töpferei. Allgemeines, Erzeugnisse, Preis und Herstellung der Töpfe. Verzierungen. Herstellung der Düsen.

Handwerke in unserem Sinne gibt es bei den Pangwe nicht; alle Handfertigkeiten werden nur beiläufig neben den wirtschaftlichen Arbeiten Ackerbau, Fischfang, Fallenstellerei, ausgeübt. Die ganz einfachen sind jedem bekannt und geläufig; darüber hinaus fängt die in allein Können der Pangwe zu verfolgende Spezialisierung an, und die geht so weit, daß z. B. nicht einmal die Tragbänder für Kinder, die nur aus zwei zusammengenähten Lederstreifen bestehen, von allen Familienvätern gemacht werden können, und daß einer, der Eßlöffel herstellt, keine anderen Holzarbeiten, nicht einmal einen Rührlöffel, machen kann. Ein Schemelmacher versteht nur Schemel zu machen, ein Armbrustschnitzer nur Armbrüste, einer, der Männertragkörbchen (*ebā'de*) macht, nur Männertragkörbchen usw. Da es in einem Dorfe oft nur einen oder zwei Leute gibt, die ein Handwerk verstehen, so müssen die Einwohner dieses Dorfes die nicht bei ihnen herstellbaren Gebrauchsgegenstände aus allen Himmelsrichtungen zusammenkaufen, und es kann vorkommen, daß weite Wege, ja Reisen gemacht werden müssen, um sich einen Schemel, eine Armbrust und dergl. zu besorgen.

## 1. Rindenarbeiten.

Baumrinde findet im Haushalt der Pangwe vielseitige Verwertung, und zwar in zwei Formen, roh und zu Stoffen verarbeitet.

### a) Rohrinde.

Sie wird zu folgenden Zwecken benutzt:

1. zur Hauswandbekleidung und als Tür<sup>1)</sup>,
2. zu Schmuckrinden,
3. zu Schachteln,
4. zum Sarg bzw. zur Unterlage des Toten im Grabe,
5. zum Bespannen des Resonanzbodens der Harfe (siehe Musikinstrumente, Abschnitt XX).

Die nötigen Stücke werden so gewonnen, daß der Baum oben und unten geringelt und dazwischen mit Kreuz- und Querhieben des Hauers eine Zickzacklinie eingeschlagen wird, von der aus der Rindenmantel leicht abgehoben und losgelöst werden kann (Abb. 158); dabei durchkreuzen sich oft zufällig die schrägen Schnitte, so daß Rauten entstehen. Diese Rauten



Abb. 157. Ablösung der Baumrinde zum Hausbau.

haben dann ein wichtiges Ornament abgegeben, worauf ich später noch zurückkomme.

Für die Hauswände werden die abgelösten Rindenplatten zum Teil ohne weiteres verwendet, und zwar entweder ganz roh oder nach Abschälen der äußersten Schicht — so machen es die Jaunde —; die Ntum und Fang aber tun das höchstens bei *Xylopiä aethiopia* (*ojäñ*);

<sup>1)</sup> Zum Hausbau wird die Rinde von etwa 15 Bäumen benutzt, deren wissenschaftliche Namen, soweit feststellbar, aufgezählt seien:

- Flacourtiaceae *Homalium buchholzii* Warb. (*oröñ-e-säk*),  
 Sterculiaceae *Sterculia tragacantha* Lindl. (*edzöle*),  
 Boraginaceae *Cordia odorata* Gürke (*ebē*, F., *ebäi*, Nt.),  
 Bignoniaceae *Markhamia tomentosa* K. Sch. (*edzidzöñ*),  
 Rhamnaceae *Maesopsis tessmannii* Engl. (*nkänö I*),  
 Bombaceae *Ceiba pentandra* (L.) Gärtner. (*däm IV*),  
 Anonaceae *Xylopiä aethiopia* (Dun.) A. Rich. (*ojäñ*),  
 „ *Cleistopholis staudtii* Engl. et Diels (*aröm*, *rêmü III*),  
 „ *Isoloma* spec. (*ovök*),  
 Sterculiaceae *Sterculia tragacantha* Lindl. (*edziföb*, *edzifök*).  
 Triplochitonaceae *Triplochiton tessmannii* (*ajüş*).

im übrigen trocknen sie lieber die Stücke fünf oder mehr Tage über Feuer im Versammlungshause oder an der Sonne, da sie sonst leicht ziehen oder Risse und Löcher bekommen.

Die Schmuckrinden werden ebenso behandelt und ganz besonders gut getrocknet, da sie nicht, wie die Hauswände, durch beiderseitige Latten gehalten werden. Man kann zur Gewinnung von Schmuckrinden alle in der Anmerkung S. 78 genannten Bäume benutzen; besonders geeignet aber ist *Cordia odorata* Gürke (*ebē*, F.) und *Triplochiton tessmannii* (*ajūš*), da man von ihrer Rinde nach dem Trocknen verschiedene Schichten abziehen und jede für sich benutzen kann. Das bedeutet eine Arbeitersparnis, die dem Neger ebenso wertvoll erscheint wie uns. Es sind rechteckige Platten, mit Figuren und szenischen Darstellungen bemalt oder in farbigen, rechteckigen, dreieckigen und bogenförmigen Feldern gemustert. Die Einfassungen der eckigen Felder bestehen aus meist diagonal verlaufenden Raphiablattstielstreifen, die der bogenförmigen aus Streifen von Schlingpalmen; beide sind durch Bohrlöcher gezogen, die mit einem Pfriemen (*nsōn*), Abb. 174 c, gestochen werden, und mit feinen Palmenbändern aufgenäht. Auf die Muster komme ich im nächsten Abschnitt zu sprechen.

Während man für Haus- und Schmuckrinden eine ganze Anzahl Bäume zur Auswahl hat, werden die Rindenschachteln — wenigstens im Südgebiet — nur aus der Rinde eines einzigen Baumes, einer Tiliacee (*ekōb*) hergestellt. Sie sind sauber gearbeitet und sehen neu wegen ihrer gleichmäßig gelbgrauen Farbe, die später infolge des Rauches in der Hütte und des Alters eine dunkelbraune bis schwarze wird, sehr gut aus. Die Herstellung ist folgende: Das nötige Stück Rinde wird in der gewünschten Größe abgeschnitten und die äußerste Schicht über Feuer angesengt, so daß sie sich mit dem Messer abschaben läßt. Nun wird es zu einem Zylinder so weit zusammengebogen, bis die Ränder in schmalen Streifen übereinanderliegen, und zwischen die Hälften eines bis zur Mitte längsgespaltenen Stockes geklemmt, die ober- und unterhalb durch eine Verschnürung wieder aneinandergedreht werden. Die Ränder werden nunmehr in zwei Nähten durch Spleißen der Stiche mit Palmband aufeinandergenäht, für das mit einem Pfriemen Löcher gebohrt werden; der überstehende Rand wird abgeschnitten. Der Deckel besteht aus einem ebenso hergestellten Reifen aus derselben Rinde und einer tellerförmigen Platte aus Schirmbaumholz, wie sie auch als Boden im Gefäß eingesetzt wird.

Man stellt Schachteln in allen Größen her, von den niedrigsten Schächtelchen bis zur riesigen Tonne; in einem sind sie aber alle gleich, nämlich darin, daß nur Wichtiges darin aufbewahrt wird, z. B. die vergifteten Pfeilchen für die Armbrust, die Schädel der Vorfahren, vor allem Medizinen, alles Dinge,

die mit dem Tode in Verbindung stehen; daher heißen sie auch *nsö̃k I*<sup>1)</sup>, denn in *n-sö-k*, entstanden aus *n-so-ak*, steckt der Stamm *sö̃*, der den Tod in religiöser Beziehung bezeichnet; in das Rindengefäß *tut man eben etwas, was mit dem Tod (sö̃) zusammenhängt* (aktive Handlung, da man zuerst nach einem Behälter z. B. für die Schädel der Toten *gesucht hat*, um sie darin unterzubringen, daher Nachsilbe *aka*). Ein Rindengefäß ist gleichsam auch das Grab (*n-so-n̄*), denn in ihm liegt der Tote in einer Mulde aus Rinde, die manchmal mit einem gleichen Deckel verschlossen ist (passiv, da zuerst einfach die Stelle, wo der Tote gerade lag, sei es im Hause, sei es im Freien, *n-sön* genannt wurde, daher passive Nachsilbe *n̄*).

### b) Rindenstoff.

Die Verarbeitung der Rinde zu Stoff geschieht durch Klopfen mit einem Schlägel (Abb. 159) aus dem Ende eines Elefantenzahnes (*d*), einer halben Elefantenrippe (*b*, *c*), dem Horn einer Weißrückenschopfantilope, *Cephalo-*

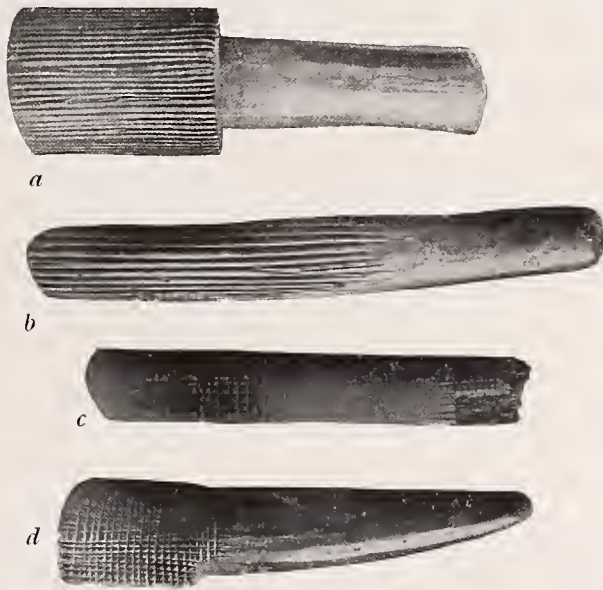


Abb. 158. Schlägel, bei der Rindenherstellung gebraucht. *a* aus Holz, *b* und *c* aus Elefantenrippe *d* aus einem Elefantenzahn.

*plus longiceps* Gray (*mv̄ IV*), oder dem Holz der Leguminose *Eurypetalum tessmannii* Harms (*andz̄l̄s̄n̄*) (*a*). Es wird dazu nicht das Holz eines frisch gefällten Stammes, sondern das härtere rote die Rinde von Feigenbäumen (*elōb* = Feigenbaum [*Ficus*] und Stoff, Kleidung)<sup>2)</sup>.

von alten, längst gestürzten genommen. Der Holzschlägel hat etwa die Form des Holzhammers unserer Zimmerleute und besteht aus einem geraden Stiel und einem walzenförmigen Schlagteil, der in seinem ganzen oder halben Umfang geriffelt ist.

Zu Rindenstoffen eignet sich nur

<sup>1)</sup> Daneben kommt *nkōb I* vor, daher der Name des Baumes: *ekōb*.

<sup>2)</sup> Folgende Arten kommen im Pangwegebiete dafür in Betracht:

*Ficus globicarpa* Warb. var. (*embō̄n̄*),

„ cfr. *wildemaniana* Warb. (*adz̄āb-elōb*),

„ *bubu* Warb. (*akō-elōb*),

„ *stellulata* Warb. (*el̄l̄ō̄*, Stamm *lo(b)* verdoppelt),

„ *preussii* Warb. u. *laurentii* Warb. (*elōb*, *elōb-o-jōb*, *ejē̄r̄*, *akām*),

„ *barteri* Sprague (*asāmentūmo* F., *asāmentū̄me* Nt.),

ferner die von den Pangwe *abā̄n̄*, *andām*, *undām* und *ngus* genannte Arten.



Abb. 159. Herstellung von Rindenstoff durch Klopfen der Bastschicht eines Ficusstammes.  
Uelleburg, Span. Guinea.

Die verbreitetsten Arten sind *Ficus globicarpa*, *stellulata*, *preussii* und *laurentii*, *barteri*, *abāñ* sowie *andām*. Den besten Stoff — er ist fast reinweiß — liefert *F. globicarpa* Warb. (*embiññ*), der früher bei Dörfern angepflanzt wurde; ihn bevorzugen besonders die Frauen, die „mehr auf Kleidung geben“ als die Männer.

Es werden möglichst glatte junge Baumstämme, nicht dicker als 8 bis 10 cm, ausgewählt, man schlägt ein Stück aus dem Stamm heraus, läßt es einen halben oder einen ganzen Tag im Freien liegen, sengt es dann über einem schwachen Feuer gleichmäßig an und befreit es durch Schaben von der Borke, bis die Bastschicht blosliegt. Dann schneidet man diese der Länge nach auf, lockert sie durch Klopfen mit dem Schlägel und zieht sie mit den Fingern oder einem untergeschobenen Holz ab. Die abgezogene Bastschicht wird nun auf irgendeiner Unterlage, z. B. auf einem Baumstamm oder einer Holztrommel, in der ganzen Länge von links nach rechts weitergehend, geklopft, ohne daß der Schlägel seine Stellung (d. h. die Richtung der Rillen) verändern darf (Abb. 159), zusammengefaltet, auf der Rückseite geschlagen, nochmals gefaltet und geklopft und schließlich quergefaltet ebenso bearbeitet. Durch diese Behandlung hat sich das Stück ungefähr um das Doppelte seiner Länge ausgedehnt, dagegen in der Breite nicht verändert, es wird nunmehr auseinandergefaltet, einige Male durch Wasser gezogen und dann ausgedrückt.



Aus den Arten *F. bubu*, *andum* und *undum* bereitete Stoffe brauchen nicht gewaschen zu werden.

Die einzelnen in der beschriebenen Art und Weise hergestellten Stoffstücke sind nur schmal; es müssen daher mehrere mit den Längsseiten aneinandergenäht werden, z. B. wenn man einen Lendenschurz machen will, für Männer sechs, für Knaben vier.

## 2. Faserarbeiten.

Sie gehören mit wenigen Ausnahmen zu den Beschäftigungen der Männer, und zwar zu ihren häufigsten und liebsten. Hieraus erklärt sich die Geschicklichkeit im Nähen, Flickern usw., die der Europäer zu seiner Freude bei den schwarzen Dienern entdeckt.

### a) Fäden und Nähen.

Das einfachste Material für Faserarbeiten sind Fäden (*klēs IV*, *ndēs, IV*), die aus der schlingenden Aracee *Rhektophyllum mirabile* N. E. Brown (*klēs IV*, *ndēs IV*) gewonnen werden, und zwar so, daß die Luftwurzeln abgeschlagen und die Leitbündel herausgezogen werden, die äußerst haltbar und oft recht lang sind und als Nähmaterial, für Kinderangeln (*ngāk*), nebenbei als Bindematerial für Kämme aus Raphiabblattstielstreifen und Halsbänder aus Schlingpalmenband (bzw. Marantaceenstreifen) benutzt werden.



Abb. 160. Schnurwickler mit Schnur.

Auch die Blattfasern der Ananas werden roh verwendet, um Rindenstoffe zusammenzunähen usw.

### b) Seile und Knüpfen.

Häufiger als zu Fäden werden die Pflanzenfasern in Form von Schnüren (Abb. 160) verwendet, die genau wie bei uns der Pechfaden des Schusters, durch Rollen mit der flachen Hand auf dem Oberschenkel zusammengedreht werden. Die hierzu benutzten Pflanzen sind Ananas, Plante, Raphia, Gaertnera und Triumphetta.

Von der Ananas werden die Leitbündel der Blätter benutzt; ihre Schnüre sind recht haltbar — nur im Wasser nicht, so daß keine Angelschnüre aus ihnen gemacht werden — und ziemlich fein, so daß sie sich besonders als Perlen- schnüre eignen. Niedlich gemacht sind aus ihnen geknüpfte Umhängetaschen (*mfōk I*), in denen allerlei kleine Habseligkeiten, Medizinen usw. Platz finden, und die hauptsächlich von den Männern auf Reisen mitgenommen werden.

Aus der Plante werden sehr schöne weiße Fasern (*ndē[s]-ekōn*) gewonnen, indem der Stamm abgeschlagen, Blätter und äußere Blattscheiden entfernt und



Abb. 161. Zubereitung von Bast aus einem jungen Raphiapalmblatt. Nkolentangan, Span. Guinea.

die Leitbündelfasern aus den inneren Blattscheiden herausgezogen werden; man verflecht sie zu dünnen, aber nicht sehr haltbaren und deshalb wenig benutzten Schnüren.

Von der Raphiapalme ist es der Bast der Blätter, der zu Seilen verarbeitet wird (Abb. 161). Ein ganz junges, noch geschlossenes Blatt (die Eingeborenen gebrauchen wegen der spitzen Form dafür die Bezeichnung *ntōñ* = Horn, *ntō[ñ]* *ndzūga*, d. h. ein junges (hornartiges) Raphiablatt) wird abgeschlagen und auf die Erde geworfen, damit die Fiedern sich lockern und leicht abgerissen werden können. Die zusammengefalteten Spreiten der Fiedern sind gelblich, nur an den umgebogenen Rändern, die bei geschlossenem Blatte allein von außen sichtbar sind, grün. Letztere werden nicht verwendet, sondern abgerissen. Dann zieht man eine Spreite von der Spitze her bis kurz vor den Grund ab, knickt sie hier ein, legt sie nach oben um und reißt sie unter Festhalten des Falzes darunter weg. Nun schlägt man ihr unteres Ende gegen die Blattrippe, damit sich die allein verwendbare mit der Epidermis eng verwachsene Bastschicht der Oberseite vom Mesophyll lockert, und zieht sie ab. Den Bast läßt man trocknen und benutzt ihn dann flüchtig gezwirbelt oder zu richtigen Schnüren verarbeitet, für verschiedene Zwecke (Nähen von Rindenstoff, Aufreihen von Perlen usw.).

Die haltbarsten Seile (Abb. 162) liefert der Bast der Rubiacee *Gaertnera paniculata* Benth. (*esōmō* F., *esüme* Nt., *ngñ* Nt., Bu.). Die Schößlinge

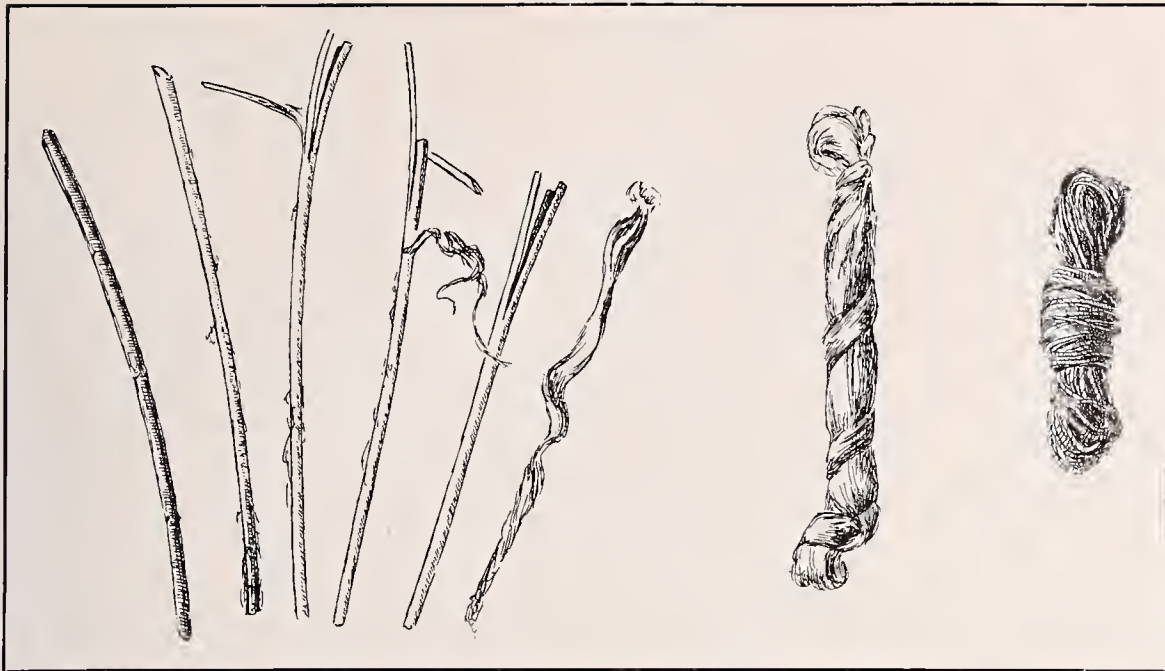


Abb. 162. Herstellung von Schnüren aus *Gaertnera paniculata*.

dieses Baumes werden abgehauen und ihre Rinde mittels eines Raphiastengelstreifens (*ngūñ*) abgeschabt. Dann werden sie an dem einen Ende ein Stück weit längsgevierteilt und einen Tag lang getrocknet, darauf die oberen vier Zipfel eingeknickt, wobei sich die Bastschicht vom Holz löst, die nun in vier Streifen abgezogen wird. Die Schicht besteht aus einem feinen, weichen Fadengewebe, das ohne weiteres verarbeitet werden kann und bräunlich gefärbte Seile ergibt, die wegen ihrer Stärke zu Angelschnüren, Wild- und Fischnetzen, Armbrustsehnen und zum Aufreihen der Schmuckkauri benutzt werden.

Die *Triumfetta cordifolia* Guill. et Perr. (var. *tomentosa*), *okūñ* ist ein strauchartiges Gewächs, das übermannshoch werden kann, an den dunkelgrünen, unten silberweiß schimmernden, weichbehaarten Blättern und den gelblichen Blütenrispen leicht kenntlich ist und, wenn auch nicht überall gleich häufig, an lichten Plätzen in der Nähe von Dörfern und an Stellen, wo früher Dörfer gestanden haben, vorkommt. Diese leichte Erreichbarkeit der Pflanze hat zur Folge, daß ihr Bast häufiger zu Seilen verwendet wird als der anderer Pflanzen. Um den Bast zu gewinnen, schlägt man den Stengel in 1 m Höhe ab und schneidet ihn am oberen Ende viermal ein; dann werden die äußeren Schichten vom Holz abgezogen und nun erst die Rinde von der Bastschicht getrennt. Diese wird zuletzt noch von ihren Zellen befreit, indem man sie unter der Schneide eines fest aufgedrückten Messers hindurchzieht (der Neger sitzt dabei auf der Erde und benutzt die eine Ferse als Unterlage). Der so gewonnene Bast wird getrocknet und zu Seilen verarbeitet, die in gleicher Weise wie die *Gaertnera*-Seile verwendet werden.

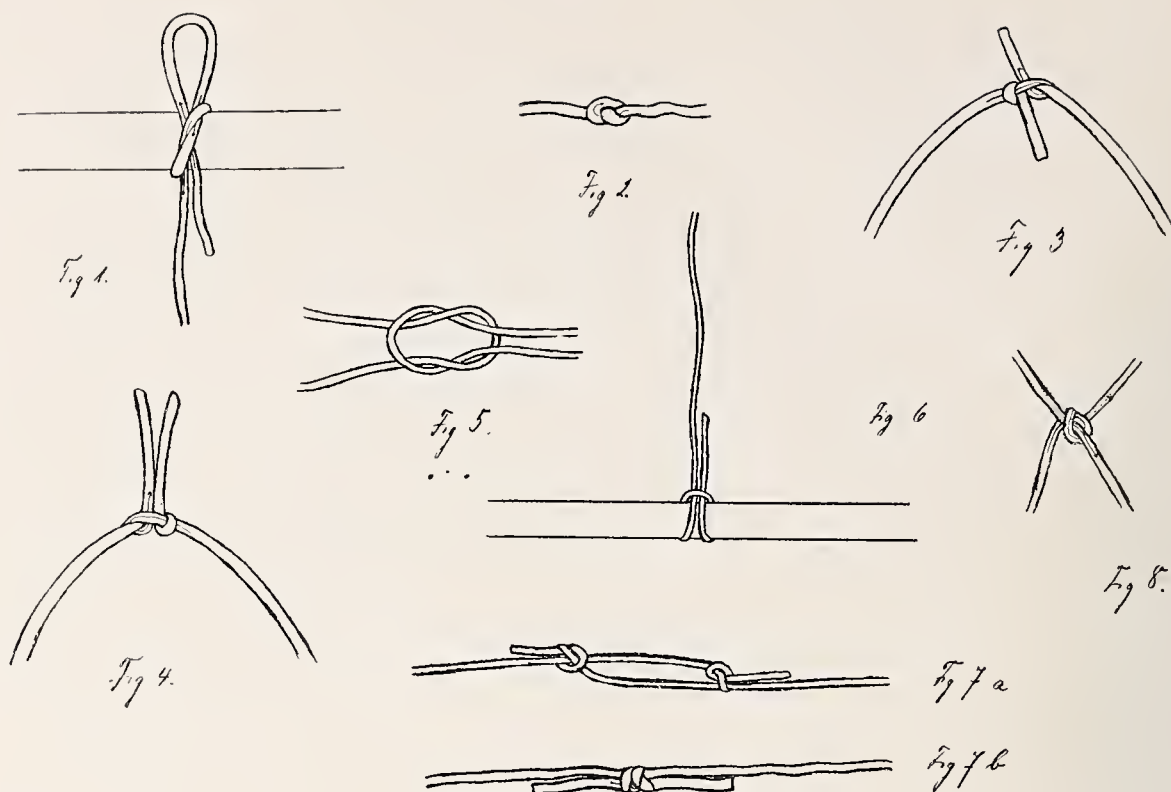


Abb. 163. Knoten der Pangwe.

Anhangsweise seien nach der beigegebenen Abbildung 163 die Namen und Erklärungen der im Pangwegebiete üblichen Knoten angeführt:

- Fig. 1: *solufumo*, zusammengezogen: *sofumo* von *a šulān* = sich auflösen, *fum* = in nichts. Da sich durch Ziehen an dem langen Ende der Knoten sofort auflöst, so benutzt man ihn, um Sachen, die man öfters zu gebrauchen pflegt, im Hause aufzuhängen, und für Halsbänder.
- Fig. 2: *atših e lödötö* von *atših* = Knoten, *lödötö* = fest, stark. Der Knoten wird — wie bei uns — am Ende eines Fadens angebracht, um zu verhindern, daß dieser sich zurückzieht (z. B. bei Körben), oder daß aufgereihete Perlen abfallen.
- Fig. 3: *atših e mbiān* von *mbiān* = Haltetau, mit dem man die Bäume erklettert, zum Zusammenknoten zweier Taue, besonders für die Haltetaue.
- Fig. 4: *atših e zōñ* (*zōñ* = fest, stark?). Ebenso wie der vorige benutzt, ferner auch für Hals- und Stirnbänder, die man längere Zeit benutzen will.
- Fig. 5: *džī[s]-arōt*, *džīs* = Auge, *arōt* = Stellnetz. Knoten für Stellnetz und Hängematte. Fig. 5 zeigt den Knoten offen.
- Fig. 6: *atših e nkpwās* (*nkpwās* = Baumzugfalle für Vögel), bei Vogel-fallen, Fischwehren, auch wohl sonst verwendet.
- Fig. 7: *nia atših* = richtiger, eigentlicher Knoten. Fig. 7 a offen, Fig. 7 b zugezogen.
- Fig. 8: *mvākūlu* (*mvūs* = Rücken, *kū[l]* = Schildkröte, also Schildkröten-rücken), nur zur Verknotung der Netzmaschen.

### e) Bänder und Flechten.

Im Gegensatz zur Seilerei, die zu Schnüren gedrehte Pflanzenfasern verknüpft, vereinigt die Flechterei Streifen nebeneinanderliegender Fasern, die ich Bänder nenne. So angeordnet kommen sie in der Natur vor in Blättern, Rinde, Bast oder Holz, die man zu Streifen schneidet.

Hergestellt werden

#### I. Zöpfe aus Bast.

Man nimmt zwei Baststreifen, legt einen doppelt und den zweiten dazwischen, so daß die obere Hälfte außerhalb bleibt und später zur Befestigung dienen kann; es entstehen also drei gleichartige Flechtelemente, die zu einem Zopf miteinander verflochten werden (Helmmützen und -frisuren, vgl. auch Topfaufhängevorrichtung der Mwele Abb. 164).

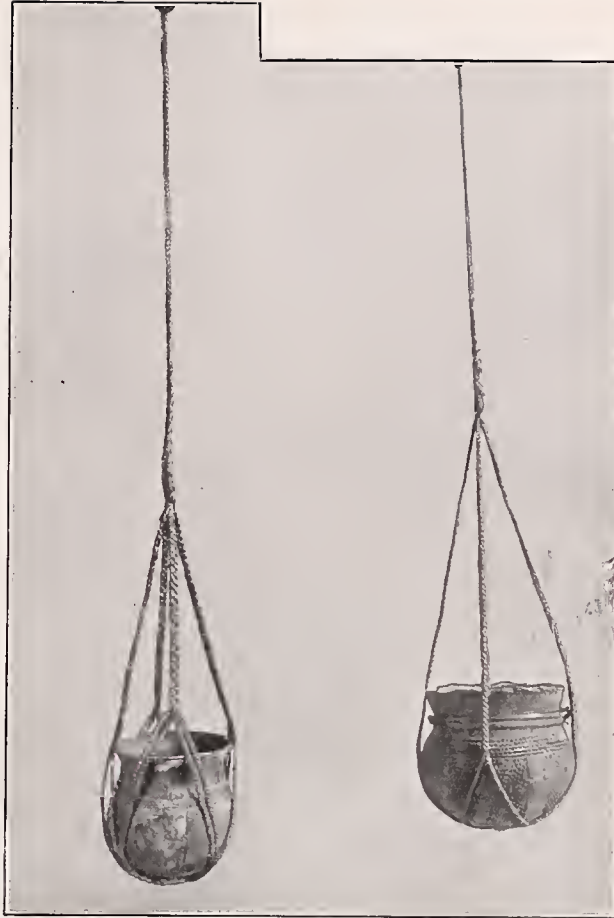


Abb. 164. Aufhängevorrichtung für Kochtöpfe. Mwele.

#### II. Tragbänder und Mattengeflechte.

Erstere sind aus **Triumfetta**-Baststreifen geflochten (2 unter, 2 über), letztere aus Blattstreifen vom Schraubenbaum, **Pandanus** (*awüba, käbuga*, zusammenges.: *akñ,ä*); die sich schachbrettartig umschlingen; Matten kommen nur im südlichen Grenzgebiet vor und sind wohl eingeführt. Aus gleichem Geflecht wie die Matten und aus demselben Stoff besteht ein kahnartiges Täschchen für die Neulinge des Jaunde-Mondkults (vgl. Abschnitt XI).

#### III. Trockenbretter und Kasten.

Bei jenen werden die Böden durch ein Geflecht von Raphiastengelstreifen (4 unter, 3 über), bei diesen Boden und Teile der Seitenwände aus einem Palm- bändergeflecht (3 unter, 3 über) hergestellt.



Abb. 165. Vorratskorb für Erdnüsse.

## IV. Vorratskörbe.

Der Vorratskorb (*angūn* J., *angunda* Mw.) bildet insofern eine Übergangsform vom Kasten zum Korb, als das Grundmaterial aus nebeneinandergestellten Brettchen von Raphiamark (Abb. 165) gebildet wird, die durch umgeschlungene Stengelstreifen von **Sarcophrynium** aneinandergehalten werden. Die Vorratskörbe dienen zum Aufbewahren von Lebensmitteln, z. B. Erdnüssen, Maiskolben usw., im Hause.

## V. Körbe.

Ihr Geflecht besteht entweder aus ein und demselben Material oder einer Verbindung zweier verschiedener. Das erstere ist der Fall bei den

1. Hängekörben der Frauen (*nkān* I), die im Gegensatz zu den meisten anderen auch von Frauen hergestellt werden, und zwar aus Streifen der Stengelrinde von **Sarcophrynium velutinum** K. Sch. (Stengel

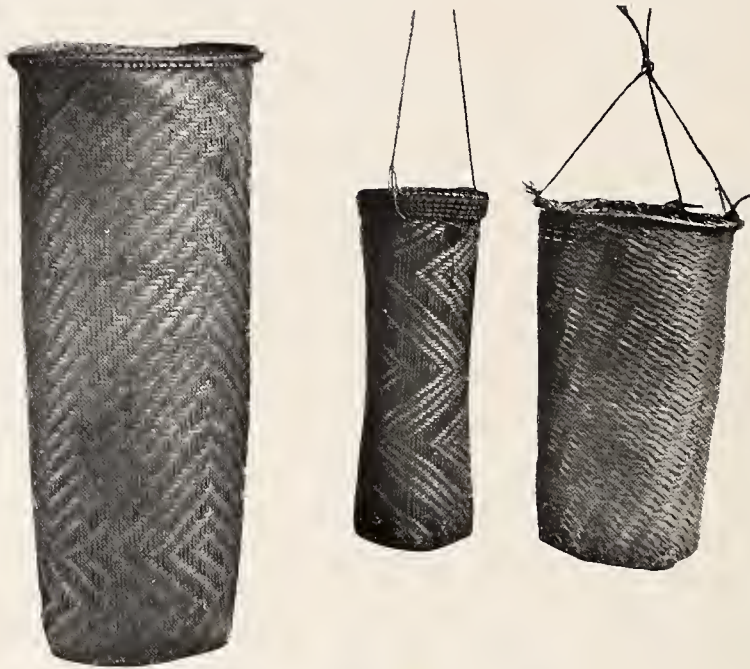


Abb. 166. Hängekörbchen der Frauen.

*ndēn*, *ndēnān* IV). Sie zeigen in Größe und Muster reiche Abwechslung (Abb. 166).

2. Tragkörbe (*nkōpē* I) für einmaligen Gebrauch werden aus Stengeln von **Sarcophrynium** weitmaschig von Männern

und Frauen geflochten, wenn sie ihre eigentlichen Tragkörbe nicht oder nicht in genügender Anzahl zur Hand haben oder schonen wollen, z. B. um das blutige Fleisch eines eben erlegten Elefanten ins Dorf zu tragen, und dergl.

3. Ölpreß- und Erdkörbe (*ekūt*, *ekūt-ažū,ŋ* = Ölpreßkörbe, *ekūt-ebê* = Erdkörbe). Erstere dienen dazu, die ölhaltige Masse der Öl- oder Raphiapalmfrüchte (*ažū,ŋ*) auszupressen, letztere, die bei der Herstellung von Gruben (*ebê*) ausgehobene Erde beiseitezuschaffen; beide sind aus **Ancistrophyllum acutiflorum** Becc. (*nkāne*) geflochten.<sup>1)</sup>

Die zweite Klasse der Körbe zeigt Verschiedenartigkeit der Flechtelemente: ein biegsameres aktives (Geflechtstreifen)<sup>2)</sup>, das den Boden des Korbes bildet und von hier aus aufsteigend um das zweite, steifere passive (Geflechtstrang),

<sup>1)</sup> Einmal sah ich eine Messerscheide ganz aus Buschtau (**Oncocalamus**) geflochten (Abb. 167). <sup>2)</sup> Im Anschluß an J. Lehmann: Systematik und geographische Verbreitung der Geflechtsarten. Leipzig 1907.

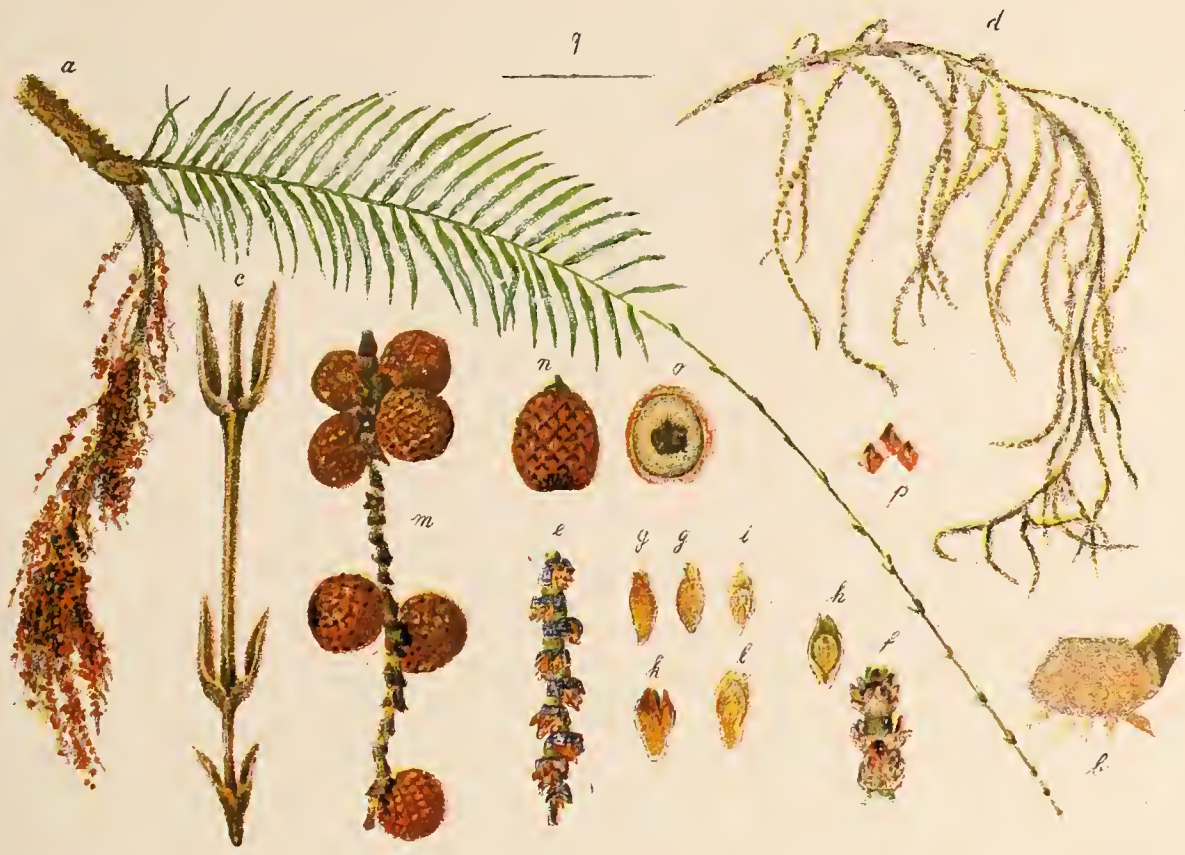


Fig. 1.



Fig. 2.

Flechtmaterial liefernde Schlingpalmen.

Fig. 1. a—q. ONCOCALAMUS MANNII WENDL.

- a Stammstück mit Blatt und Fruchttraube.
- b Querschnitt durch die Blattrippe am Ansatz eines Fiederblattes.
- c Oberes Stück der Peitsche eines älteren Blattes.
- d Blütenstand.
- e Oberes Stück eines Blütenzweiges, von der Seite gesehen.
- f Stück eines Blütenzweiges, von oben gesehen.
- g Kleine Blüten.
- h Dieselbe nach Entfernung eines Zipfels der Hülle.

- i Dieselbe im Durchschnitt.
- k Grosse Blüte.
- l Dieselbe im Durchschnitt.
- m Oberes Stück eines Fruchtzweiges.
- n Frucht.
- o Frucht, Durchschnitt.
- p Drei Schuppen vom Panzer der Frucht.
- q Querschnitt durch ein Fiederblatt.

Fig. 2. r—w. ANCISTROPHYLLUM ACUTIFLORUM BECC.

- r Oberes Stück der Palme mit Blatt und endständiger Fruchttraube (stark verkl.).
- s Frucht (nat. Grösse).
- t Frucht, Durchschnitt.
- u Stück aus der Blattrippe mit Ansätzen von zwei Paar Fiederblättern (von oben gesehen).

- v Querschnitt durch die Blattrippe.
- w „ „ durch ein Fiederblatt.

G. Tessimann





das, spiralig gelegt, die Wand bildet, geschlungen wird. Ihrer Herkunft nach verhalten sie sich folgendermaßen:

Die aktiven entstammen entweder den **Sarcophrynium**-Stengelstreifen, den **Pandanus**-Blättern oder — und das ist das Vorwiegende — der äußeren Holzschicht der Schlingpalmen. Für sie ist heute der Sammelname *nlõn* I üblich, ein Wort, das vom Stamme *a lõn* = flechten, schlingen (vgl. *a lõn ndã* = ein Haus zusammenflechten, bauen, *a lõn nkõ̃* = Körbe flechten) kommt und zugleich für das aus ihnen gewonnene „Buschtau“ gebraucht wird. Früher bezeichnete *nlõn* allein die **Eremospatha macrocarpa** M. et W., die außer im Küstenstrich westlich vom II<sup>o</sup> nur im Norden bzw. Nordosten des Pangwegebietes vorkommt, und wurde später, als die Pangwe nach Süden kamen, auf die beiden hier vorkommenden, zu demselben Zweck benutzten Schlingpalmen, nämlich **Eremospatha tessmannii** Becc. (*ongãm*) und besonders die hier wichtige **Oncocalamus mannii** Wendl. (*ebõdõgõ* F., *ebõdõk* Nt., jung *akõlõt*), Taf. XIV, Fig. 1, übertragen<sup>1)</sup>.

Der passive entstammt namentlich der Schlingpalme **Ancistrophyllum acutiflorum** Becc. (*nkãne*, seltener *ekã*), Taf. XIV, Fig. 2, die sich von **Oncocalamus mannii** durch große Stacheln auf der Oberseite der Hauptblattrippe, feinere auf der Mittelrippe und an den Seiten der Fiederblätter, durch endständigen Blütenstand und durch abweichend gefärbte Früchte unterscheidet<sup>2)</sup>. Als

<sup>1)</sup> Genannte Schlingpalmen finden außer in der Flechtereiverwendung:

1. im Hausbau als grobe Bänder zum Zusammenbinden des Gerüsts, als feinere Bänder zum Zusammenbinden der Latten der Seitenwände, der Raphiablattstiele, aus denen die Schlafbänke bestehen, und — ganz feine — zum Zusammenbinden der Dachmatten;
2. im Brückenbau als Geländertaue;
3. als Umwicklung an abgenutzten oder schlechten Holzgriffen (Hauer und Messer) und Griffen von Fliegenklatschen und Besen;
4. als Band, z. B. um beschädigte Gewehrschäfte und Holzteller zusammenzuhalten, um die über den Resonanzboden der Harfe gespannte Rinde aufzubinden, usw.;
5. für Frauenhinterschurze aus Bast als Hauptstrang, an dem die Bastbüschel befestigt werden;
6. als Sehne zum Musikbogen (*elẽm*);
7. als Vogelschlingen;
8. bei Herstellung der Rindenschachteln (siehe oben);
9. als Schmuckstreifen für Arm- und Halsbänder (*ekãt*);
10. als Formenstempel, um ein Muster auf Töpfen herzustellen.

<sup>2)</sup> Außer für Flechtereiverwendung

1. zu Schmuckstreifen für Arm- und Halsbänder (*ekãt*);
2. zu Spazierstöcken;

Ersatz nimmt man für einige Korbarten (große Tragkörbe der Frauen und Tragkörbchen für Männer) *Calamus deerratus* Mann et Wendl. (*edž'i,ñ*)<sup>1)</sup>.

Hergestellt werden nun folgende Arten von Körben mit verschiedenartigem Geflecht:

1. Deckelkorb der Jaunde (*afón*), hauptsächlich von Frauen hergestellt. Geflechtstrang aus Palmensband, Geflechtstreifen aus Pandanusblattstreifen, schachbrettartig (I über, I unter) geflochten.

2. Große Tragkörbe zur dauernden Benutzung (*nkö,ē I*, *nkbe I F.*), in denen die Frauen nimmt sie auf Reisen mit, um Lebensmittel darin zu verpacken. Im Hause werden Raphiaschurze und andere Gegenstände darin aufbewahrt, in der Pflanzung verwendet man sie, um Erdnüsse und anderes hineinzutun.

5. Tragkörbchen der Männer (*eba'da*) (Abb. 169). Bei ihnen ist der Geflechtstrang entweder aus *Calamus*



Abb. 167.  
Messerscheide.

Holz und Feldfrüchte heimtragen. Geflechtstrang aus *Ancistrophyllum* (*nkāne*), seltener aus *Calamus deerratus*, Geflechtstreifen aus *Oncocalamus* (*nlōñ*).

3. Kleine Tragkörbe (*okökö,ē* = kleiner Tragkorb und *engā'ne*) (Abb. 168) aus demselben Material wie vorige, nur kleiner, oft mit einem feiner geflochtenen Rand, dessen aktiver Teil neben Bändern auch aus Schnüren bestehen kann; meist ist außerdem der Hauptgeflechtstrang in der Mitte, ein kleines Stück weit, durch einen geschwärzten ersetzt, der *ekāna nšūt* heißt (*b*). Diese Körbe gelten als besonders fein; die Frau

oder aus *Ancistrophyllum*. In letzterem Falle fand ich sie außen verstärkt durch schräg eingeflochtene Stäbchen aus demselben Material.

6. Rasselkörbe (*ngōt*).

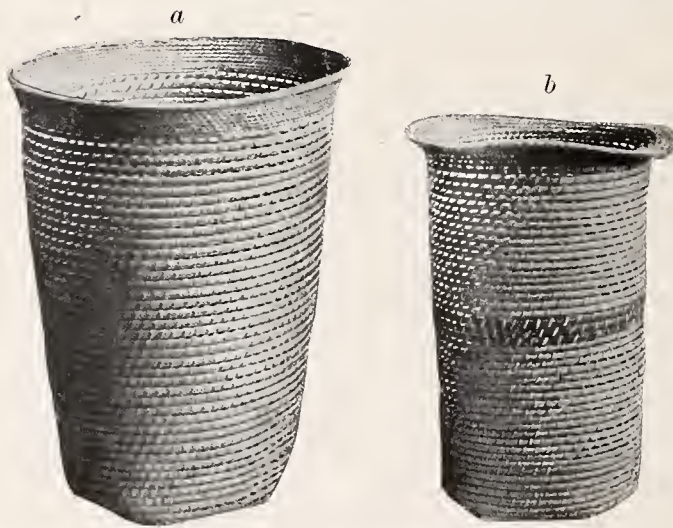


Abb. 168. Kleine Tragkörbe.

3. zur Zuckerpresse;
4. als Spanntaue für Trommelfelle;
5. als Band, Ersatz für Buschtau;
6. Kassave-Reibstöcke.

Die verwandte *Ancistrophyllum opacum* M. et W. (*egbwā's*) liefert Trommelfellspanntaue, Netzreifen und Schlingen.

<sup>1)</sup> Außerdem noch benutzt für Flöten (*ndž'i,ñ I*) und Kassave-Reibstöcke (*akō-edž'i,ñ*).

Sie kommen in zwei Formen vor: die erste, größere, besteht aus demselben Material wie die Tragkörbe, die zweite, kleinere, hat in der Wand dieselben Verstärkungsstäbe wie die vorigen, als Boden ein Stück Kalebassenschale (über Gebrauch siehe Abschn. XX, dort auch Abbildung).

#### VI. Korbnäpfe der Mwele (*ekätä*).

Bei ihnen (Abb. 170) gibt es ebenfalls aktive Geflechtstreifen und einen passiven, spi-



Abb. 169. Tragkörbchen der Männer mit Fell- und Perlkettenschmuck.

ralig gewundenen Geflechtstrang wie bei den echten Körben der zweiten Reihe, aber im Gegensatz zu ihnen fängt die Spirale in der Mitte des Bodens an, bildet also Boden und Wand und wird durch rechtwinklig eingeflochtene Geflechtstreifen zusammengehalten. Diese Näpfe, die vielleicht infolge nördlichen Einflusses (Haussa?) entstanden sind, dienen den Mwele zum Aufbewahren von Maismehl und als Teller für feinere Speisen.

#### VII. Korbteller (*džäd* Mz. *biäd*).

Hier treten (Abb. 171) an die Stelle eines spiralig verlaufenden Geflechtstranges zahlreiche Geflechtstränge aus Streifen des *Ancistrophyllum acutiflorum* Becc. (*nkāne*) oder der Marantacee *Trachypodium violaceum* Radlk. (*nkōmonkōmo* F.), welche die viereckige Bodenfläche und das Grundmaterial des Randes (oder, wenn man will: der Wand) bilden. Um den Rand zu dichten und zusammenzuhalten, wird ein Geflechtstreifen — Band aus den Stengeln des *Oncocalamus mannii* Wendl. (*nlōñ*), der Orchidacee *Myrsacidium productum* Kranzl. (*okō-o-jōb*<sup>1)</sup>, *anzūma*), der Apocynacee *Motandra* spec. (*okō-e-si*,<sup>1)</sup>) oder aus einem Raphiamarkstreifen (*nkō-esūsū*) — eingeflochten. Die Lage der Geflechtselemente zueinander verhält sich also gerade umgekehrt wie bei den echten Körben der zweiten Reihe.

<sup>1)</sup> *okō* vom Stamme *kō* = Band, Tau, *o jōb* = oben, weil die Orchidee eine auf Bäumen wachsende Schmarotzerpflanze ist, *o si*, = unten, weil die Apocynacee in der Erde wächst.

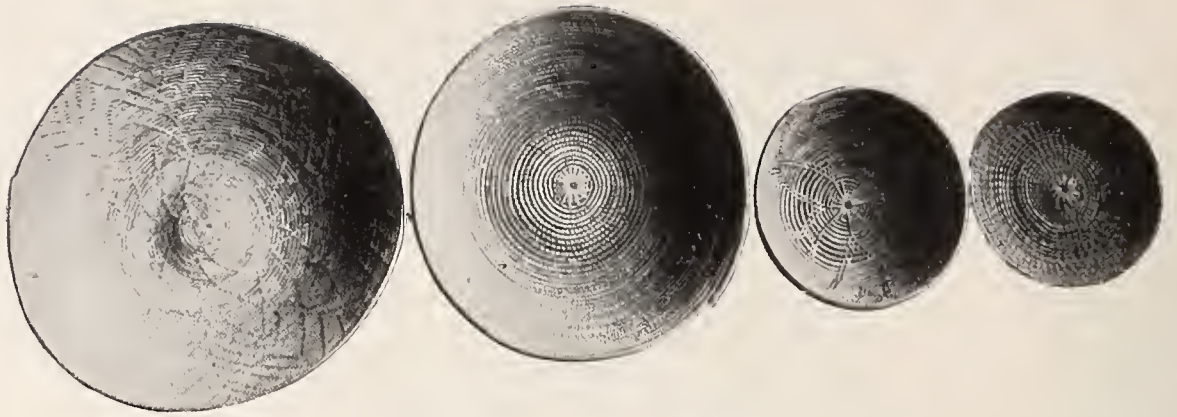


Abb. 170. Korbnapfe der Mwele.

Die Herstellung ist folgende: Man legt vier Streifen der Länge nach dicht nebeneinander auf die Erde und hält sie mit dem Fuße fest, in einiger Entfernung davon und parallel zu ihnen wieder vier Streifen und so zehnmal, im ganzen 40 Streifen. In diese werden ebenso zu vieren angeordnet 36 Streifen quer eingeflochten, so daß jeder dieser Querstreifen immer abwechselnd über und unter dreien der Längsstreifen verläuft, aber diese Längsstreifen bei jedem Quereinschlag andere sind, z. B.:

Querstreifen 1 liegt unter Längsstreifen 2—4, über 5—7 unter 8—10 usw.,  
 Querstreifen 2 liegt unter Längsstreifen 3—5, über 6—8, unter 9—11 usw.

Sind alle Streifen verflochten, so schiebt man sie stramm aneinander und hat nun eine feste viereckige Fläche, die durch ein oder zwei kreuzweis darüber geschnürte Bänder zusammengehalten wird, und von der seitlich die noch nicht durchflochtenen Enden der Streifen abstehen. Diese werden zu den Geflechtsträngen des Tellerrandes, indem sie mehr oder weniger — je nachdem der Teller tiefer oder flacher werden soll — aufgebogen und spiralgig von einem Geflechtstreifen durchflochten werden, der immer 1—3 von jenen überspringt,

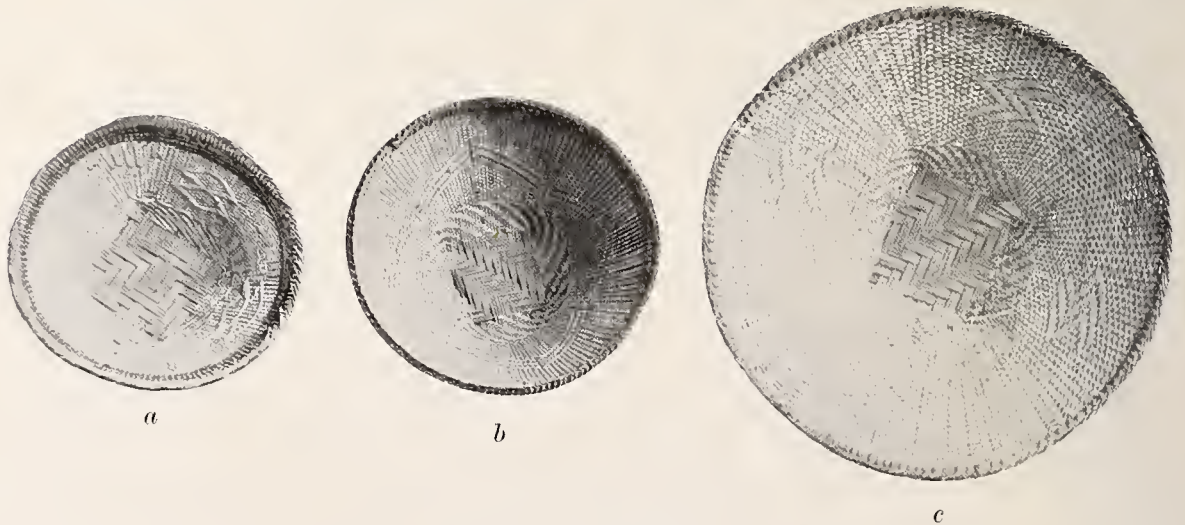


Abb. 171. Korbsteller.

wobei durch Abwechseln gewisse Musterungen entstehen können, und fest angezogen wird. An den Ecken entstehende Lücken werden durch Einsetzen selbständiger, kurzer, doppelt gebogener Geflechtstränge ausgefüllt. Der Rand wird oben abgeschlossen durch einen Reif aus **Ancistrophyllum** (*nkāne*), an dem die Geflechtstränge von außen hakenartig herumgelegt und mit Triumfetta-Bast oder einer Schnur festgebunden werden.

Die Korbteller führen je nach der Größe verschiedene Namen, die kleinen heißen *fā III F. (a, b)*, die etwas größeren *oxōk*, die gewöhnlichen großen *džād*, *niā džād* = richtige, eigentliche Korbteller (*c*).

Über ihre Verwendung siehe S. 150.

#### VIII. Gürtel (*bab IV*).

Bei ihnen besteht das Geflecht aus einer Anzahl übereinandergelegter Streifen aus **Ancistrophyllum** (*nkāne*), die mit Buschtau, **Oncocalamus**, durchflochten werden (vgl. Tracht und Schmuck S. 67).

### 3. Holzarbeiten.

Die Holzschnitzerei ist bei aller Wichtigkeit, die sie im Haushalt der Pangwe besitzt, auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe stehengeblieben und kann keinen Vergleich mit den Leistungen anderer Naturvölker, z. B. der Melanesier, aushalten. Ihre Formen zeigen eine gewisse nüchterne Zweckdienlichkeit, eine Starrheit und Gleichförmigkeit, der alles Bewegte und Spielerische fremd ist. Zur figürlichen Plastik erhebt sie sich nur selten. Darstellungen ganzer Menschen finden sich hauptsächlich in den Ahnenfiguren, selten an Häuptlingsstöcken, Köpfe außerdem nur an Versammlungshauspfählen (nur in einem Falle gesehen), an Ruhebänkpfosten im Versammlungshause, am Gedächtnisspiel und in der Maske zum Mondkult (Sso).

Die Zahl der aus Holz gefertigten Gegenstände ist sehr groß, wie aus folgender Liste hervorgeht:

- |   |                                  |
|---|----------------------------------|
| 1. Grabstöcke.                            | 11. Reibbrett für Irvingiakerne. |
| 2. Schaufeln.                             | 12. Rührlöffel.                  |
| 3. Hacken- und Axtstiele.                 | 13. Eßlöffel.                    |
| 4. Pfähle fürs Versammlungshaus.          | 14. Holzteller.                  |
| 5. Ruhebänkpfosten fürs Versammlungshaus. | 15. Töpfe für Öl.                |
| 6. Haustüren.                             | 16. Fläschchen für Pulver.       |
| 7. Einbäume.                              | 17. Schalen für Rotholz.         |
| 8. Ruderblatt.                            | 18. Häuptlingsstöcke.            |
| 9. Mulden.                                | 19. Spazierstöcke.               |
| 10. Stampfer.                             | 20. Gewehrständler.              |
|   | 21. Rindenklopfer.               |

- |                               |                              |
|-------------------------------|------------------------------|
| 22. Pfeifen.                  | 33. Holzmirlitons.           |
| 23. Hauerscheiden (veraltet). | 34. Holzflöten.              |
| 24. Blasebälge.               | 35. Xylophontasten.          |
| 25. Hundeglocken.             | 36. Schwirrhölzer.           |
| 26. Schemel.                  | 37. Jaundespielmarken.       |
| 27. Armbrüste.                | 38. Holzpenisse.             |
| 28. Speerstiele.              | 39. Stelzen.                 |
| 29. Schilde.                  | 40. Gedächtnisspiele.        |
| 30. Sprechtrommeln.           | 41. Armringe.                |
| 31. Felltrommeln.             | 42. Ahnenfiguren.            |
| 32. Harfen.                   | 43. Masken für den Mondkult. |

Die Herstellungsweise für alle diese Gegenstände im einzelnen zu besprechen, ist innerhalb des gegebenen Rahmens nicht möglich. Ich greife als Beispiele die Hauerscheiden, Schemel, Rühr- und Eßlöffel heraus.

Die jetzt abgekommenen Hauerscheiden — so nennt sie der Eingeborene, im Grunde decken sie den Hauer nicht, sondern sie sind nur ein Lager, in dem er getragen wird — haben die Form eines Rechtecks mit konkaven Längsseiten und werden folgendermaßen hergestellt: Man schlägt aus Schirmbaumholz ein längeres, ungefähr 1 cm dickes Brett, das in zwei gleiche Rechtecke zerlegt wird. Dann werden mit einem glühend gemachten Hauer die Schmalseiten glatt geschnitten, die Längsseiten eingebuchtet und ebenfalls geglättet. Die Brettchen werden auf der einen Fläche rechteckig ausgehöhlt, an den Ecken mit einem glühenden Gewehrladestock durchbohrt, mit den beiden ausgehöhlten Flächen aufeinandergelegt und mit Buschtau zusammengebunden. Die Außenfläche wird oft noch mit einfachen, eingebrannten Mustern verziert. Zuletzt wird die Scheide mit einem Trageband aus Tierfell versehen.

Der Schemel ist ein wertvolles Stück im Hausrat, ein Luxusgegenstand, für den etwas ausgegeben wird. Deshalb ist auch seine Herstellung ein wichtiger Zweig der Holzschnitzerei, und die Verfertiger gut gearbeiteter, künstlerisch verzierter Schemel sind berühmte und gesuchte Leute, die, wenn sie wollten, ebenso wohl erhebliches Geld mit ihrer Kunst machen, wie diese selbst höherbringen könnten. Bei ihrer angeborenen Faulheit gehört aber immer ein besonderer Anlaß dazu, bis sie sich zu einer neuen Arbeit bequemen. Jemand ist z. B. als Gast im Hause eines solchen Künstlers, sieht dort einen schöngeschnitzten Schemel und sagt: „Oh, welch' ein schöner Schemel, so einen könntest du mir auch machen.“ Vielleicht haben andere denselben Wunsch geäußert, und so rafft sich denn endlich mal der Künstler auf, geht in den Busch und fällt einen Stamm der Apocynacee *Alstonia congensis* Engl. (*ekūk*), des einzigen Baumes, der sich für Schemelherstellung eignet; es muß ein Stamm gewählt werden, der — nach Abzug der Rinde — denselben Durchmesser hat wie der zukünftige Schemel

(Abb. 172). Den Stamm nimmt er mit ins Dorf und zerteilt ihn hier quer in etwa 5—7 Scheiben, die so dick sind, wie der Schemel hoch werden soll. Dann zieht er mit dem Hauer, etwa in der Mitte, ringsherum eine Linie, die den unteren Rand der Sitzfläche angibt, und haut von hier aus nach unten drei radial verlaufende Furchen, vertieft sie mit dem Deissel (*ngbwāk IV*), Abb. 173, und bildet so drei Füße. Dann wird die Sitzfläche

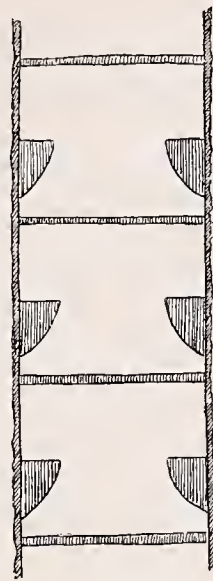
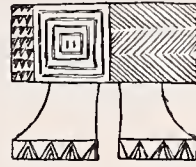


Abb. 172.  
Zur Herstellung des Schemels.

halten, bis sie schön braun wird, und der Rand mit den rauhen Blättern des *Ficus exasperata* Vahl (*ekōkō* F., *akō* Nt.)<sup>1)</sup> sauber abgerieben. Rand und Füße werden mit Rotholz gefärbt und eine Stunde lang an der Sonne getrocknet, endlich mit eingeschnittenen Mustern verziert, eine künstlerische Zutat, die nicht überall gleich gut ausfällt.



Gewöhnlich stellt ein Schemelmacher 2—3 Stücke an einem Tage fertig; der Preis ist so niedrig (je 2 Speer = 14 *S*), daß man nicht begreift, wie überhaupt der Mann dafür arbeiten kann. Der Grund liegt, wie in den in einem späteren Abschnitt mitgeteilten Erziehungsgrundsätzen offen ausgesprochen wird, in einer Art Gegenseitigkeitsprinzip, d. h. der Verkäufer rechnet damit, daß er seinen Käufer, der selbst wieder Spezialist für irgendeinen anderen Artikel (Korbteiler z. B.) ist, später nötig hat und dann erwartet, ebenso glimpflich behandelt zu werden. Jeder ist infolge der übertriebenen Arbeitsteilung auf den anderen angewiesen, und diese Abhängigkeit hält die Preise niedrig. Wo sie fehlt, gehen die Preise in die Höhe, Europäer z. B., mit denen ein derartiges stillschweigendes Übereinkommen nicht besteht, zahlen ganz bedeutend mehr, das Zehn- oder Zwanzigfache, und müssen sich dabei noch schlechtere Arbeit gefallen lassen.

Im Grunde sieht man im Verkauf der als Hauswerk hergestellten Sachen auch gar keinen Erwerb, denn als ich einen befreundeten Schemelmacher fragte, was nun bei seinem Geschäft herauskäme, mußte er erst lange nachdenken und sagte schließlich, er mache monatlich etwa 10 Schemel zu 2 Speeren = 14 *S*, und verdiene also 20 Speere = 1,40 *M*; davon habe er sich



Abb. 173. Deissel.

Messingschmuck gekauft und das übrige als Heiratsgeld beiseitegelegt, aber das sei ihm ganz gleich, seine Kunst sei Ehrensache.

<sup>1)</sup> Stamm *kō* = reiben, vgl. *a-kō-k* = Mahlstein.

Die Herstellung der Rührlöffel (*mböb*) ist, ihrer Form entsprechend, ziemlich einfach. Man schlägt aus einem Baumstamm<sup>1)</sup> ein flaches Scheit heraus und haut es mit dem Buschmesser roh zurecht. Dann wird der Löffel ausgehöhlt, indem mit einem Meißel (*ojen*), Abb. 174, und einem einfachen schweren Holzstück als Hammer zwischen Mulde und Stiel eine Querrinne eingestemmt und das Holz durch gegen sie gerichtete Schläge stückweise abgenommen wird. Die feinere Bearbeitung geschieht durch Schaben mit Meißel oder Messer. Der fertige Löffel pflegt mit Rotholz eingerieben zu werden. Warum, wissen die Leute selbst nicht. Mein Freund Nto-Ndanga gab als Antwort folgende Bemerkung zum besten: „Sieh mal, ich bin selbst ein Schwarzer, aber Schwarze haben keinen Verstand. Ich habe mich selbst schon lange gefragt, warum die Rührlöffel mit Rotholz eingerieben werden, dadurch kommt doch Schmutz (d. h. das Rotholz) ins Essen!“ Die verschiedenen Formen der Rührlöffel sind in Abb. 98 dargestellt.

Etwas mehr Mühe erfordert die Herstellung der Schöpflöffel (*tök*) (Abb. 175). Sie werden hauptsächlich aus dem Holz des *Carpodinus tessmannii* Gilg (*ebäm*), seltener aus der *Kickxia elastica* Preuss (*emvila*) gefertigt. Aus dem Baumstamm wird ein Klotz von der Form eines längshalbierten Zylinders herausgeschlagen und durch vorsichtiges, schichtenweises Abtragen des Holzes (siehe Abb. 176) zuerst mit dem Hauer (*a*), dann mit dem Deissel (*b*) zu der Form des Löffels zurechtgeschnitten, darauf wird die Mulde mit dem Löffelschaber (*fönege-tök*) (Abb. 177) weiter vertieft, zuletzt samt dem Stiel mit den rauhen Blättern von *Ficus exasperata* glattgerieben.

Die Pulverfläschchen (*ndök e pfidi*) werden in sehr mühsamer Arbeit aus dem Holz des *Alstonia congensis* (*ekūk*) und der *Kickxia elastica* hergestellt (Abb. 178), indem man zuerst eine massive Flasche formt und ringsherum schön glättet, sie dann durch einen Längsschnitt in zwei Hälften spaltet, jede einzelne Hälfte innen mit dem Deissel aushöhlt und den Hals in der gewünschten Länge abhaut. Zuletzt werden die beiden Hälften wieder aufeinandergepaßt und durch eine darübergenähte Tierhaut, meist vom Nilvaran, in ihrer Lage zusammengehalten.

Recht schwierig herzustellen sind auch die Teller aus dem Holz der *Alstonia congensis* oder *Ceiba pentandra*, weil sie schon während der Arbeit am Rande leicht spalten. Man macht sie in solchem Falle trotzdem fertig und flickt sie dann mit Buschtau.

Hundeglocken werden aus *Alstonia congensis*, aus der *Alchornea caloneura* und aus *Pterocarpus soyauxii* Taub (*mē IV Nt.*), Blasebälge aus *Alstonia congensis* und *Musanga smithii* R. Br. (*asōñ*) hergestellt, Einbäume aus *Musanga*, aus *Ceiba pentandra* (*dum*) und aus der Combretacee

<sup>1)</sup> Folgender drei Pflanzen: *Alchornea caloneura* Pax (*ndāmabā, III*), *Hasskarlia didymostemon* Baill. (*efūōle Nt., dž̄ III, nyōle III*) oder *Kickxia elastica* Preuss (*emvila*).



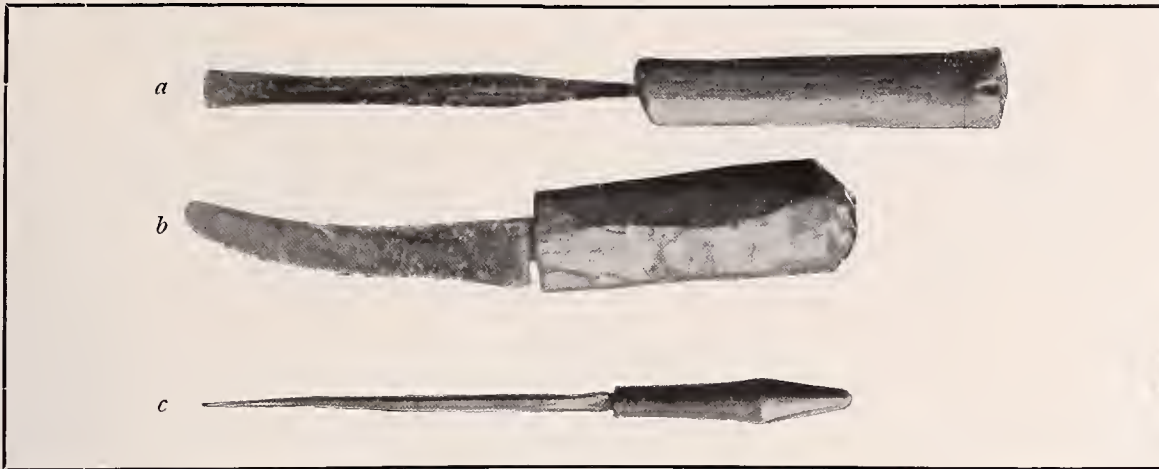


Abb. 174. a Meissel, b Säge und c Pfriemen.

*Terminalia superba* Engl. et Diels (*aköm*), Sprechtrummeln aus *Cordia odorata* Gürke (*ebāi*) und *Rinorea dentata*, Felltrummeln aus *Alstonia*, *Cordia*, *Rinorea* und *Musanga*.

Speerstiele werden aus den leicht spaltbaren Stämmen einer Anonacee (?) (*otunga*) und einer Flacourtiacee (*osā, bē, γ*)<sup>1)</sup> hergestellt. Man spaltet das

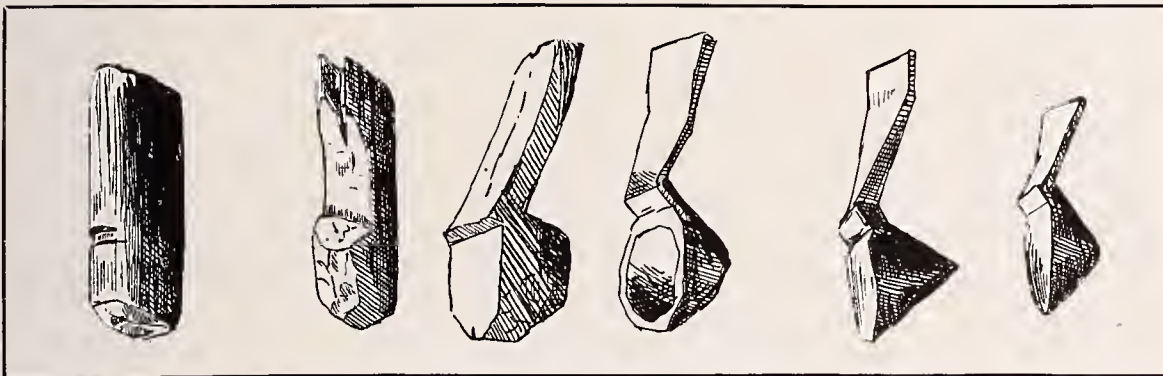


Abb. 175. Herstellung des Schöpflöffels.

Holz in ebenso viele Teile, wie man Speerstiele machen will, nimmt zuerst die durch das Spalten geschaffenen Kanten mit dem Hauer grob herunter und bearbeitet dann jeden einzelnen Teil mit dem Zugmesser solange, bis ein runder Stock von der Dicke des Speerstieles übrig bleibt. Das Zugmesser (*awōn*), Abb. 179 und 180, besteht aus einem winkelig gebogenen Stück Holz (Astgabel), dessen Schenkel in der Mitte zu einem kurzen Schlitz ausgeschnitten sind. Hier hinein steckt man entweder ein gewöhnliches Messer (vgl. Abb. 179) oder — und das ist meist der Fall — eine besondere Klinge mit zwei Schneiden, von denen die eine messerartig, die andere sägeartig ist (Abb. 180). Diese sehr praktische Zusammensetzung erlaubt



Abb. 176. Zur Herstellung eines Schöpflöffels. Längsdurchschnitt.

<sup>1)</sup> *sā*-spalten, *bē, γ*-Fingernägel; Baum, der mit den Nägeln gespalten werden kann.

es, mit demselben Werkzeug die Längsrillen in den Speerschaft zu graben: es wird einfach die Klinge

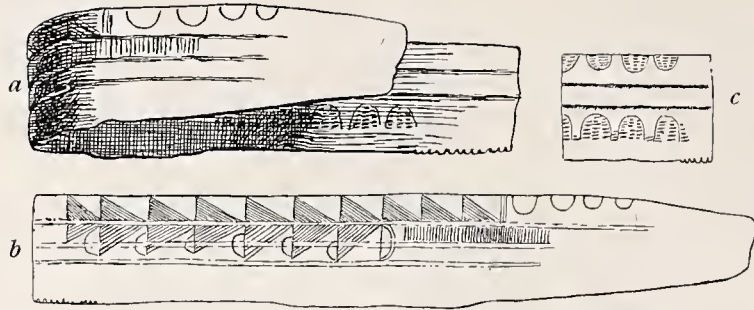


Abb. 177. Löffelschaber. a ganz. b Muster der Außenseite abgerollt. c Teil des Musters der Innenseite.

herausgenommen und umgekehrt, d. h. mit der ausgezähnten Schneide nach unten, wieder eingesetzt.

#### 4. Metallarbeiten.

##### a) Eisengewinnung.

Die Gewinnung des Eisens, sicher eine der bewundernswertesten Errungenschaften der Neger, wird im Pangwegebiete nur noch südlich des Kampo von den Fang und einigen wenigen Ntumsippschaften betrieben, während Spuren alter Schmelzen beweisen, daß sie in früherer Zeit weiter nach Norden verbreitet

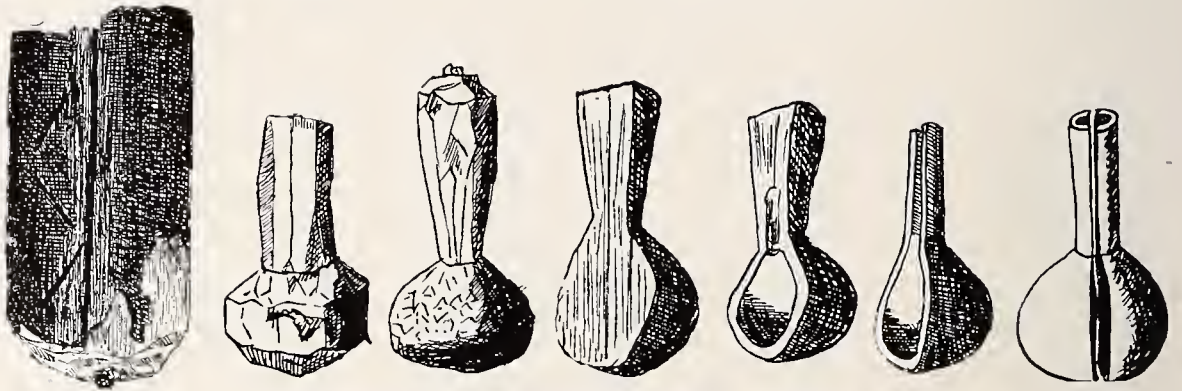


Abb. 178. Herstellung der Pulverflasche aus Holz.

war. Heute kaufen die Bulu das Eisen von den Ntun im Süden, die Jaunde und Bene von den Etun. Die Hauptplätze der Eisengewinnung liegen im Woddo- und Kjegebiete sowie am oberen Uelle, doch sind sie im Verhältnis zu den Fundstellen des Eisensteines selten. Die Leute verstehen sich zwar meistens auf die Technik, aber nur wenige geben sich wirklich mit ihr ab. Der Grund mag zum Teil in der Mühseligkeit des Betriebs liegen, in der Hauptsache aber muß er in den abergläubischen Anschauungen gesucht werden, die sich an die Eisenbereitung knüpfen, und die eine Mitwirkung des Medizinmannes, den Ankauf kostspieliger Medizinen und strenge Befolgung von Enthaltensamkeitsgebieten erheischen. Das Eisen hat durch die seltene und schwierige Kunst, es aus dem Gestein herzustellen und dann in die Form von Werkzeugen und Waffen zu schmieden, eine besondere Bedeutung gewonnen, vielleicht auch, weil es zu beidem des Feuers bedarf, des heiligen Elementes, das



Abb. 179. Zugmesser für Speerstiele.

die Pangwe im Ngikult verehren. Die Verhüttung des Eisensteins erfolgt daher unter Leitung und Aufsicht des Medizinmannes, er allein kann, genau wie bei den Kulen, mittels seiner Medizin den ihm zustehenden Einfluß auf den Vorgang anderen

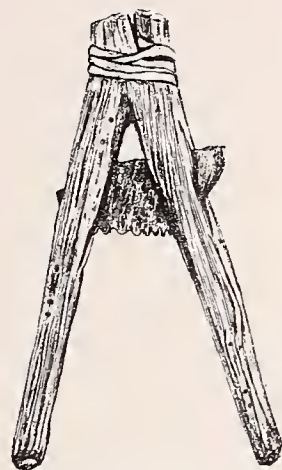


Abb. 180. Zugmesser (zugleich Reiber) für Speerstiele.

übertragen oder, besser gesagt, diese anderen können sich erst durch Ankauf einer Medizin die Fähigkeit, das Eisen zu schmelzen, vom Medizinmann erwerben. Diese

Schmelzmedizin (*biān akūā*, *abūb-akūā*)<sup>1)</sup> kostet fünf Schafe, fünf Hühner und fünf Stück Messingdraht, was zusammen ungefähr einem Werte von 120 Mark in unserem Gelde entspricht; sie wird in einem kleinen, mit den weichen Blättern der **Triumfetta** (*okūn*) ausgelegten Töpfchen aus Holz oder Ton oder einem Körbchen aufbewahrt und besteht aus einem Blattbündel mit Gehirnmasse von einem Vorfahren, einigen darumgelegten Ahnenschädelstückchen, Stückchen abgeschabter Rinde der Leguminose **Macrolobium straussianum** Harms (*abōm*, *bōme IV*) oder des Farns **Marattia fraxinea** Sm. (*ezžōn*) und Gift (*nsū*). Die Schädel und das Gehirn als Sitz des Wissens sollen darauf passen, daß der Schmelzprozeß gelingt, das **Macrolobium** soll bewirken, daß die Luppe so voll und fest in der Schmelzgrube liegt (*ekiai a bōme o si*, = das Eisen ist fest [wie eingestampft] unten drin), wie dieser Baum ohne Brettwurzeln dasteht (daher der Name *abōm* von *a bōm* = fest einstampfen, einrammen und fest eingestampft sein); der Farn soll machen, daß das Eisen so schön zusammengeballt ist, wie die jungen Farnblätter.

Mit dieser Medizin kann man nun leider noch kein Eisen machen, man muß selbst wohl oder übel wirkliche Arbeit leisten und braucht dazu Arbeitsleute. Diese sind an und für sich nicht so schwer zu bekommen, da sie am Gewinn beteiligt werden, aber die erwähnten Enthaltensamkeitsgebote, namentlich geschlechtlicher Art, die letzten zwei Monate vor und die Zeit während der Arbeit — im Übertretungsfalle würde das Eisen mißraten — halten viele zurück. Diese hochpeinliche Vorschrift im Verein mit der teureren Medizin steht einer größeren Verbreitung des Schmelzbetriebes recht im Wege, und man zieht es selbst an Plätzen, wo bereits eine Eisenschmelzhütte besteht, vor, das Eisen von anderen zu kaufen, wenn das eigene mehrfach mißraten ist, denn man führt dies Mißgeschick auf Versagen des Feuers infolge der geschlechtlichen

<sup>1)</sup> *biān* = Medizin, *akūā* = Eisenschmelze, *abūb* = Spinne, die eine Rolle in den Erwerbsmedizinen spielt und meist — nicht immer — in der Schmelzmedizin vorhanden ist.

Unreinheit eines oder einiger der Beteiligten zurück. In neuerer Zeit gibt die Einfuhr europäischen Eisens der einheimischen Industrie den Todesstoß. Die Furcht, etwas Unreines, als welches in erster Linie alles Geschlechtliche gilt, in Berührung mit dem reinen Feuer zu bringen, geht soweit, daß diejenigen Mitwirkenden, deren Frauen während der Schmelzarbeit menstruieren, eine Medizin machen. Diese besteht in einer Rautenfigur, die an den Stützbalken der Schmelzhütte auf der dem Ofen zugewandten Seite aus der Rinde herausgeschnitten ist und das weibliche Geschlechtsorgan vorstellen soll; das Zeichen wird mit Rotholz, das von dem betreffenden Weibe zerrieben ist und ihren Blutfluß darstellt, eingerieben und mit einem Blatte von *Myrianthus arboreus* P. B. (*mangäme III F.*) bedeckt, um anzuzeigen, daß man alles Unreine verborgen und dadurch unschädlich gemacht wissen will; zugleich soll die Pflanze bewirken, daß das Eisen so gut zusammenwächst, wie die einzelnen Früchte zu einer Sammelfrucht vereinigt sind. Auf Tafel XV sieht man ein Stück des Blattes am vorderen Stützpfeiler links oben, außerdem (etwas tiefer) eine Rindenschachtel, die Ahnenschädelstücke enthält, einige Antilopenhörner und etliche andere Medizinen, die später gebraucht werden. Daß man die Leute, welche sich mit dem Ahnenkult abgeben, für besonders geeignet hält, dem Werke einen glücklichen Ausgang zu geben, geht auch daraus hervor, daß nur sie allein berechtigt sind, das Feuer zu schüren (vgl. Abb. 183).

Die Verhüttung des Eisens steht also vor allem im Zeichen des Feuerkults, sie ist aber auch eng mit der Verehrung der Ahnen verbunden, die für das gute Gelingen, soweit es in ihren Kräften steht, eintreten.

Das Eisen liegt in Form von Brauneisenstein (*sĕr̄ IV*)<sup>1)</sup> zu Tage und wird einfach gesammelt und weggetragen. Die Eisenerzgruben (*ebĕ-asĕr̄* von *asĕi* = eisenhaltiges Gestein) haben für die Pangwe an sich keine besondere Bedeutung, sind allgemeines oder vielmehr herrenloses Gut, das von jedermann in Anspruch genommen werden könnte. Dagegen findet die Erzverhüttung in besonderen Schmelzhütten statt, die meist im gemeinsamen Besitze mehrerer Dorfbewohner sind; sie allein können das Eisen herstellen, und zwar aus dem Eisenstein, den sie sich selbst aus den Gruben geholt haben. Die anderen Leute im Dorfe dürfen die Schmelzhütte nicht benutzen, und müssen das Eisen von ihnen kaufen. Wegen der Schwierigkeiten des Betriebes finden die Schmelzungen nur in

<sup>1)</sup> Die auf Veranlassung von Herrn Professor Dr. P u f a h l (Kgl. Bergakademie in Berlin) von Herrn du Bois ausgeführte Untersuchung ergab, daß das Erz „außer den üblichen Bestandteilen wie Kieselsäure, Eisenoxyd, Tonerde, Wasser und geringen Mengen von Mangan, einen nicht unbeträchtlichen Titangehalt, etwas Schwefel, Spuren von Phosphorsäure, geringen Kalkgehalt und auch geringen Magnesiagehalt aufweist.“



EISENSCHMELZE IN BEBAI (FAM. SCHUMU), SPAN. GUINEA.



weit auseinanderliegenden Zeiträumen statt, in jedem wird rasch hintereinander der Ofen so oft beschickt, als Hüttenbesitzer vorhanden sind. Jeder Besitzer hat also das Anrecht auf das bei einer Ofenbeschickung gewonnene Eisen.

Die Schmelzhütte (*ndā-akūā*, *ndēī-akūā*), Abb. 181 u. 182, ist ein einfaches, 3—4 m hohes Schutzdach, dessen First von zwei Stützbalken getragen wird. In ihrer Mitte ist eine Grube (Abb. 182, Fig. 5 c) von 78 cm Tiefe und 1,86 m Durchmesser in den Boden gegraben und darüber der Ofen aufgebaut. Von der Sohle der Grube geht noch ein ca. 60 cm tiefer Schacht (Fig. 5 b) nach unten, auf dessen Grund der erwähnte Topf mit der Schmelzmedizin gestellt ist (Fig. 5 a). Über die Medizin werden verfaulte Pflanzenblattscheiden gedeckt, damit die Schädel hübsch kühl bleiben, und dann wird der ganze Schacht mit Blättern ausgefüllt.

Wird eine neue Schmelzung beabsichtigt, so müssen sich, wie erwähnt, alle Beteiligten, d. h. der Mediziner, der oder die Hüttenbesitzer und die gemieteten Arbeiter, zwei Monate lang des Geschlechtsverkehrs enthalten. Man schleppt während dieser Zeit das Erz in Körben herbei, häuft es in der Schmelzhütte auf und besorgt sich Holzkohle (*mīē*, *mēi*). Sie muß besonders „stark“ sein und wird deshalb nur aus folgenden fünf Bäumen gewonnen: 1. *Pentaclethra macrophylla* Benth., Leguminosae (*ebāī*), 2. *Erythrophloeum guineense* Don., Legum. (*elūn*), 3. *Cylicodiscus gabnensis* Harms, Legum. (*edūm*), 4. *Eurypetalum tessmannii* Harms, Legum. (*andzīlsūn*), 5. *Irvingia grandifolia* Engl., Simarubaceae (*ngūn IV*). Das Holz wird in kleinen Stößen beim Dorf aufgeschichtet, dann angezündet und, wenn verkohlt, noch glühend mit Wasser gelöscht, das in den Mund genommen und geschickt wie eine Brause ausgespritzt wird.

In Bebai, Fam. Schumu (Woddogebiet), wo ich die Verhüttung gesehen habe, stand neben der Schmelzhütte noch eine kleinere (Abb. 182 Fig. 2), die nichts enthielt als eine Schlafbank (*p*), einen Schürhaken (*q*) und einige Ersatzdüsen (*r*) für den Ofen; in ihr hielt sich der betreffende Hüttenbesitzer, für den am nächsten Tage geschmolzen werden sollte, die letzte Nacht auf, um nicht noch zu guter Letzt in Versuchung zu geraten, das erwähnte Gebot zu übertreten. Diese Vorsichtsmaßregel zeigt, wie standhaft sich der Pangwe gegen die vielen Gebote in Wirklichkeit verhält.

Am Morgen erscheinen die Arbeiter mit ihrem Handwerkszeug, den Düsen (*žōñ IV*) und Blasebälgen.

Der Blasebalg (*nkūm I*) hat die bekannte Kameruner Form — Gefäßblasebalg ohne Ventil —, aber, im Gegensatz zu ihr, keine Holzstäbe als Handgriffe. Er ist aus weichem Holz (vgl. S. 222) hergestellt, von den beiden schalenförmigen Verbreiterungen (P.: *alō-nkūm* = Blasebalgohren) führen getrennte



Abb. 181. Schmelzhütte in Bébai (Fam. Schumu, Span. Guinea).

Gänge in die Spitze (P.: *ndžũr-nkũm* = Blasebagnase). Die Schalen sind mit Tierfell, das mit der Haarseite nach Innen gelegt ist, oder — nur in Jaunde — mit Blattscheiden von der Banane, die zu einem Schopf aufgebunden sind, bedeckt. Da die Felle direkt mit den Händen, nicht durch Stäbe bewegt werden, so kann man nur weiche Felle gebrauchen und nimmt deshalb die der Meerkatzen, des Potto, der Zibethkatze und des Zwergböckchens *Neotragus batesi* Winton.

Die Grube in der Schmelzhütte wird nun mit Blättern des Schirmbaumes bis an den Rand fest voll-

gestopft, damit nach Beendigung des Schmelzprozesses die Grube leicht wieder von Holzkohlenresten gereinigt werden kann und die unten liegende Medizin nicht beschmutzt wird, dann werden im Kreise um die Grube herum mannshohe Pflanzen- oder Bananenstämme (*d*) dicht nebeneinander aufgestellt, durch Querstifte aus Raphiabblattstielrinde untereinander verbunden und mit Tauen und Pflöcken an dicke, außerhalb eingerammte Stöcke befestigt. Das Ganze wird mit Tauen aus der Cissusranke, *nlũ* genannt, oben und unten zusammengehalten und mit kleineren Pflanzenstämmchen (Fig. 4 *f*) oder Stücken von solchen sorgsam gedichtet. Durch Auskerben je zweier benachbarter Pflanzenstämme schneidet man dicht über dem Boden Löcher — in Bébai waren es 17 — für die Düsen ein. Die Löcher werden vorläufig durch einen der Düsendicke entsprechenden 1,25 m langen Führungsstock



(*ntūm e zōn* eigentlich Düsenstock) (Fig. 4 *h*) ausgefüllt, den man unten durch ein Stück Pflanzenstamm (Fig. 4 *g*) stützt, oben durch ein Stück Pflanzenblattscheide, *ngōb* = Schuh genannt (Fig. 4 *i*), abdeckt. Später braucht man dann bloß den Stock herauszunehmen und an seiner Stelle die Düse hineinzuschieben. Ist der Ofen soweit hergerichtet, so wird er beschickt. Ein Mann steigt von oben hinein, läßt sich Holzkohle reichen und schüttet davon eine Lage, doch so, daß die Mitte freibleibt, über die Grube, um den Raum zwischen Boden und Führungsstöcken auszufüllen, ordnet diese strahlenförmig, gegen die Mitte zu gerichtet, an (Fig. 1 *k*) und füllt weitere Holzkohle nach, wobei er gleichzeitig die Innenwand mit Blattscheiden der Pflanze bedeckt, damit das Feuer nicht gar zu schnell an die Stämme und durch die Ritzen nach außen dringt (Fig. 3). Die Blattscheiden liegen in zwei Schichten, in der äußeren senkrecht (*ngoo* = Gitterwand, Fig. 3 *l*), in der inneren wagerecht (*mvom* = Riesenschlange) (Fig. 3 *m*) angeordnet. Die Kohle wird bis zu einer Höhe von 60—70 cm aufgeschichtet, dann kommt Eisenerz darauf, das inzwischen von anderen Leuten zerkleinert und vier Stunden auf einem tüchtigen Feuer geröstet war<sup>1)</sup>, und dessen größere Stücke nochmals zerschlagen werden, bevor sie in den Ofen wandern. Das Erz wird so aufgeschichtet, daß, wie Fig. 5 *n* zeigt, ein Trichter in der Mitte leer bleibt, und so, daß es die Pflanzen nicht berührt, sondern von ihnen durch einen Zwischenraum getrennt bleibt, der mit Holzkohle ausgefüllt wird. Zuletzt wird das Eisenerz bis an den Rand des Ofens mit Kohle bedeckt<sup>2)</sup>.

1) „Es ergab folgende Werte:

Feuchtigkeit (bei 100° C) . . . . .	0,51 v. H.
Glühverlust . . . . .	2,36 „ „
Kieselsäure . . . . .	8,21 „ „
Titansäure . . . . .	6,97 „ „
Eisenoxyd . . . . .	67,98 „ „
Tonerde . . . . .	11,82 „ „
Manganoxydoxydul . . . . .	1,03 „ „
Kalk . . . . .	Spuren
Magnesia . . . . .	0,17 „ „
Phosphorsäure . . . . .	0,05 „ „
Schwefel . . . . .	0,19 „ „
Alkalien . . . . .	Rest.

Auffallend ist hier der recht erhebliche Gehalt an Titansäure, wodurch der Schmelzprozeß unangenehm beeinflußt wird, da eine schwerschmelzige Schlacke entsteht.“ Nach du Bois.

2) O. Z e n k e r beschreibt einen ganz anderen Schmelzofen aus Jaunde. „Die Schmelzhütten,“ sagt er, „in denen das Eisen auch gleich geschmiedet wird, fallen durch ihre hohen spitzen Dächer und Holzverschalung und an den vor ihnen liegenden Eisensteinen und Schlacken auf. In der Mitte dieser großen

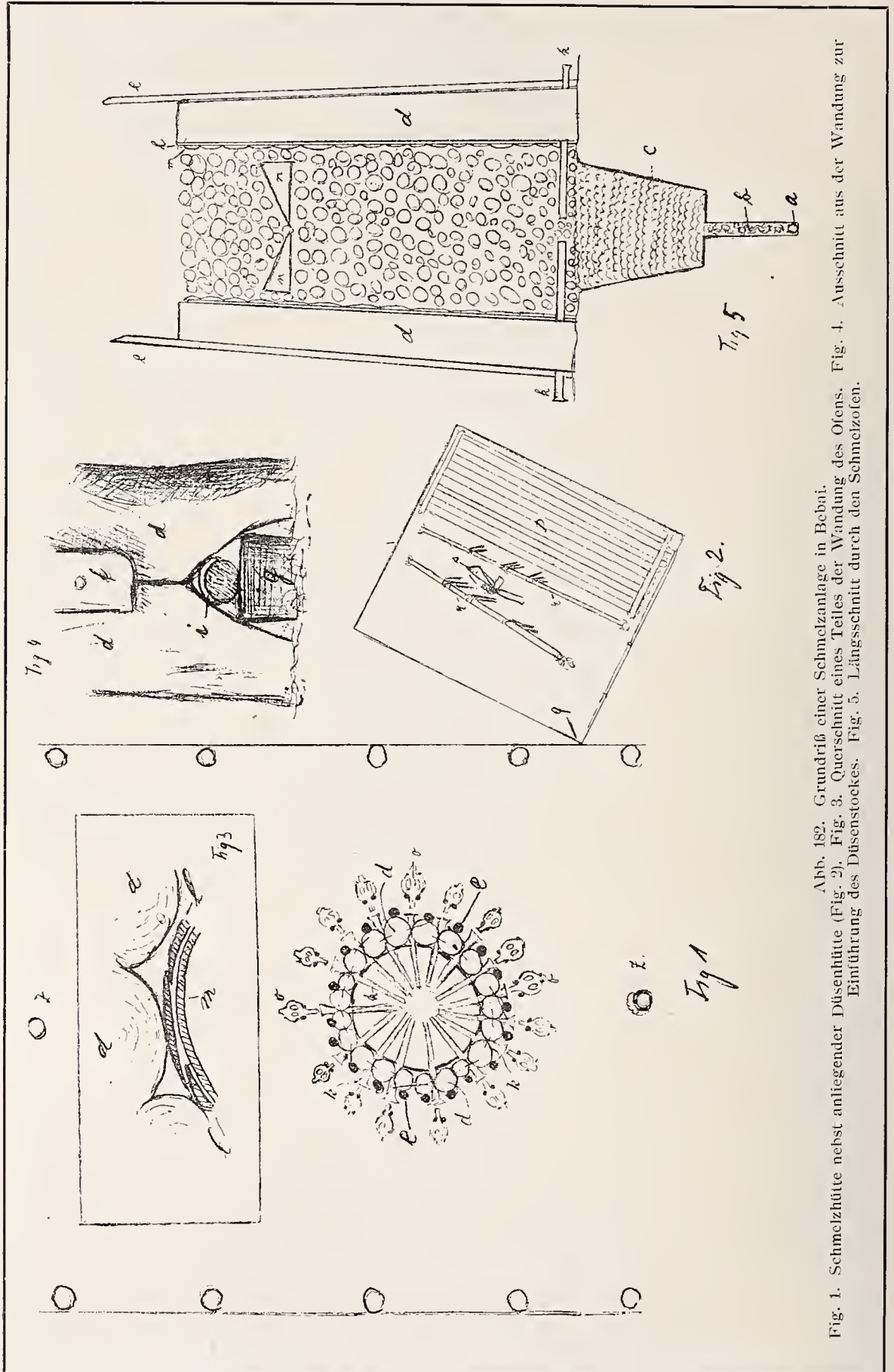


Abb. 182. Grundriß einer Schmelzanlage in Bobai.  
 Fig. 1. Schmelzhütte nebst anliegender Düsenhütte (Fig. 2). Fig. 3. Querschnitt eines Teiles der Wandung des Ofens. Fig. 4. Ausschnitt aus der Wandung zur Einführung des Düsenstockes. Fig. 5. Längsschnitt durch den Schmelzofen.

Nun setzen die Blasebalgzieher (*nšū-nkūm*) ihre beiden mitgebrachten Geräte an, stecken in der bereits angedeuteten Weise die Düse an Stelle des Führungsstockes in den Ofen, so daß das trichterförmige Ende außen etwa 10—12 cm hervorrägt, legen den Blasebalg (Fig. 10) so an, daß seine Mündung 2—3 cm von der Düse entfernt bleibt, und klemmen ihn zwischen zwei Paare in den Boden gesteckter Stöcke, *mrāk* genannt (vgl. Abb. 183). Diese einfache Vorrichtung hat den Anstoß zu folgendem Sprichwort gegeben:

*bokui bo vōde akūā o mrāk =*

Die Pygmäen, sie verzweifelten am Schmelzen wegen (der) Haltestöcke (die sie nicht anzubringen wußten),

das gebraucht wird, wenn irgendeine große Sache an einer Kleinigkeit scheitert.

Nun setzen sich alle auf Baumstämme rings um den Ofen, ein glühendes Kohlenstückchen wird durch eine der Düsen in ihn eingeführt, und das Blasebalgziehen beginnt (Abb. 184). Es geschieht so, daß man mit den Händen abwechselnd das eine und das andere Fell oder, wenn man mit Hochdruck arbeiten will, beide Felle zugleich auf und nieder zieht, eine anstrengende und eintönige Arbeit, die man sich nach Möglichkeit durch Gesang, den der Mediziner (auf Tafel XV der Herr rechts mit verschränkten Armen) einleitet, mit Juchzen, Lachen, Plaudern und Geschichtenerzählen verkürzt, vor allem pflegen dabei die Eingeborenen im Takte zu zischen, was ihnen größere Stärke verleiht, wie sie sagen. Richtiges Pfeifen ist aber streng verboten, denn es ist nach Meinung der Eingeborenen etwas Böses (vgl. Vorsilben S. 28). An dem ganzen Lärm nimmt der Mediziner hervorragenden Anteil, er läutet alle Augenblicke mit einer eisernen Schelle, bläst auf einem Antilopenhorn,

---

Hütten steht der Schmelzofen und vier große Holzsäulen. Der Schmelzofen ist viereckig und wird bei jeder Schmelze neu errichtet. Seine Außenwände bestehen aus Pisang-(das sind Planten. D. Verf.)stammstücken, er ist etwa 1 m hoch und umfaßt ungefähr 1½ qm Bodenfläche. Am Boden in der Mitte befindet sich eine mit Ton ausgeschmierte Höhlung, in der sich beim Schmelzen das flüssige Eisen sammelt. Der ganze Kasten ist mit Holzkohle, die Mitte jedoch mit einem Gemisch von Eisenstein und Holzkohle gefüllt. Vor der Füllung wird an jeder Seite eine trichterförmige Tonröhre hineingesteckt, welche dazu dienen, mittels eines Handblasebalges, von der auch in anderen Teilen des westlichen Afrika gebräuchlicher Form, Luft hineinzublasen. Die diese Arbeit verrichtenden, meist halb-erwachsenen Personen sitzen auf den schon erwähnten, etwa 2 m hohen Holzsäulen. Zum Schutze des Daches ist über dem Schmelzkasten ein starkes Holzgitter angebracht. Die Arbeit des Schmelzens nimmt einige Stunden in Anspruch. Das gewonnene, sehr weiche Eisen wird zerklopft und dann geschmiedet.“ Aus „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“ von Fr. v. Danckelman. Jahrg. 1895, S. 63.

singt, schreit und tobt, kurz, gibt sich alle erdenkliche Mühe, die Leute anzufeuern, vielleicht will er damit auch irgendwelche böse Wesen abwehren. Dann und wann schlägt er mit einem Strauß der Violacee **Rinorea gracilipes** Engl. oder der Leguminose **Bandeiraea tenuiflora** Benth. (beide *orõñ e ndžik*)<sup>1)</sup> zwischen die Blasebälge, um alle schädlichen Einflüsse durch die Macht der Ahnen auszuschalten. Erlahmt trotzdem der Eifer bei der Arbeit, so folgt verdoppelter Radau, und nach kurzer Zeit erholt sich die Mannschaft und stößt die Felle mit erneuter Kraft mit fast krampfhafter Schnelligkeit unter heftigem Zischen und taktmäßigem Wiegen des Oberkörpers auf und nieder. Am Abend, wenn die Leute müde werden, nimmt man, um sie durch ein regelrechtes Konzert anzufeuern, Fell- und Holztrommeln zu Hilfe und singt Lieder, bei denen der Mediziner den Ton angibt. Am Ende der Arbeit, die z. B. in Bebai von 1 Uhr mittags bis ½10 Uhr abends gedauert hatte, tritt der Mediziner an den Ofen und macht bei jedem Blasebalgzieher eine Bewegung, als ob er etwas oben in den Ofen und unten in den Trichter legt, hinter ihm geht sein Gehilfe, der ein mit einem Quasterstachlerschwanz versehenes geschlossenes Medizinhorn trägt. Welchen Sinn dies hatte, war nicht zu erfahren.

Am nächsten Tage reißt man den bis auf die Grube ausgebrannten Ofen ab und sammelt die zuoberst liegenden, nicht ausgebrannten Eisenschlacken (*ešñm*) ein, die zerkleinert als Gewehrladung dienen<sup>2)</sup>. Dann ruft der Mediziner die Blasebalgzieher an die Grube und schlägt mit seinem Schmiedeeisen die der Luppe locker aufsitzenden Eisenstücke (*obč-ekiči*)<sup>3)</sup> los. Die größeren Stücke nimmt er sich selbst, die kleineren verteilt er an die Leute, so daß jeder ein kleines Pulverfaß voll bekommt und damit für seine Arbeit abgefunden ist. Der Mediziner behält dagegen fast doppelt soviel für sich. Auf dem Boden der Grube findet sich die Luppe, ein großer, fester, runder bis länglicher Eisenklumpen (*mpjñn-ekiči I*)<sup>4)</sup>; sie gehört demjenigen Hüttenbesitzer, für den die

1) Wegen der Ähnlichkeit der Blätter mit denen der **Copaifera tessmannii** Harms (*orõñ*), des Baumes, in dem die Seelen im Zwischenreich wohnen, *orõñ e ndžik* (*ndžik* = Liane) genannt. In Ermangelung der **Copaifera** gebraucht.

2) Es ist nach du Bois „eine schlecht geflossene, stark eisen- und titanhaltige, poröse Schlacke, die noch Holzkohlenstücke einschließt“.

3) *bā* = teilen, *e-bā-s* = Schuppe, *ekiči* = Eisen.

4) Vom Stamme *pfa* Nt. (*fa* F.) = einengen und eingengt sein, hier zusammengezogen, zusammengeballt sein. Vgl. *pfa-n* = Engpaß; *a pfa-n* = einengen; *pfa-k(akt.)* = eingengter Weg oder Platz, im besonderen zwischen Haus und Pflanzenpflanzung im Dorf; *a pfa-ñ* = unwickeln, umschnüren. Die Luppe ist nach du Bois „als ein schmiedbares, stark mit Holzkohlenstücken durchsetztes Schweißisen mit niedrigem Kohlenstoffgehalt anzusprechen, das erst durch Schmieden in brauchbares Material umgewandelt werden kann“.

Schmelzung stattgefunden hatte, mit Ausnahme eines etwa kopfgroßen Stückes, das er an den Medizinmann abzugeben hat. Die Luppe wird an Ort und Stelle von den Leuten in kleine Stücke geschlagen (Abb. 185), wobei sie das Recht haben, sich die dabei abfallenden Splitter mitzunehmen; der Besitzer selbst kümmert sich nicht weiter darum. Jene Stücke (*epf̄is-ekīi*)<sup>1)</sup> sind das Endergebnis der Eisenschmelzerei und bilden dort einen richtigen Handelsartikel, wo der europäische Tauschhandel noch nicht allzu stark entwickelt ist.



Abb. 183. Blasebalgzieger und Gehilfe des Medizinmannes, der das Feuer schürt. Eisenschmelzerei in Bébai (Fam. Schumu), Span. Guinea.

Noch einige Ziffern über die Unkosten und den Reingewinn. Ich nehme dabei — wie in Bébai — eine Schmelzperiode von fünf Schmelzungen bei fünf Besitzern der Schmelzhütte an. Die Arbeiter können die Blasebälge für 10 Speere (= 70 *ſ*) von dem Blasebalgmacher kaufen oder sie umsonst geliefert bekommen, falls sie dem Mann den nötigen Holzblock vor die Tür bringen. Das Fell müssen sie sich, soviel ich weiß, in jedem Falle selbst besorgen. Die Tondüse kostet ebenfalls 10 Speere (= 70 *ſ*), so daß jeder Blasebalgzieger Auslagen von 20 Speeren (= 1,40 *M*) hat. Der bzw. die Besitzer der Schmelzhütte haben für die Medizin eine einmalige Auslage von ca. 120 *M*, abgesehen von der Arbeit des Hüttenbaues und des Herbeischaffens des Erzes. Aus dem ihm als Lohn überlassenen Eisen gewinnt jeder Blasebalgzieger bei einer Schmelzung nur 15—20 Speere (= 1,05—1,40 *M*), bei fünfmaligem Schmelzen ergibt sich also für ihn der Gewinn von 5—7 *M*, wovon die einmalige Ausgabe

<sup>1)</sup> *pf̄ī-ī*, = abschlagen (stückweise).



Abb. 184. Schmelzofen in Bébai (Fam. Schumu), Span. Guinea.

von 1,40 *M* abzurechnen wäre. Besser steht sich der Mediziner, denn er kann aus seinem Anteil von lockerem Eisen 30 Speere (= 2,10 *M*), an Kerneisen 50 Speere (= 3,50 *M*), zusammen also 5,60 *M* gewinnen, im ganzen nach den fünf Schmelzungen also 28 *M* verdient haben. Was den Besitzer anbelangt, so stellt sich für ihn die Luppe auf 500 Speere (= 35 *M*). Insgesamt beliefe sich der Ertrag einer Schmelzperiode auf:

(17 × 17 Sp. + 80 Sp.  
+ 500 Sp.) × 5  
17 Arbeiter zu 17 Sp.  
+ Mediziner + Be-  
sitzer in 5 Schmel-  
zungen, oder (nach  
deutscher Währung,

die natürlich nicht genau den Wert der Speere für die Eingeborenen wiedergeben kann):

$$(20,23 \text{ } M + 5,60 \text{ } M + 35 \text{ } M) \times 5 = 304,15 \text{ } M.$$

Diese Zahlen schwanken in den verschiedenen Gegenden, sie geben aber doch ungefähr einen Begriff von, der Größe und Verteilung des Gewinnes.

#### b) Eisenverarbeitung.

Aus den Sagen der Schöpfungsgeschichte geht hervor, daß die Pangwe als Nachkommen Mode-Sama's seit uralter Zeit das Schmieden verstehen, wenn sie auch in der Kunst von anderen Negervölkern, den Nachkommen Ngomwenio's (vielleicht Stammvater der Okande?), des zweiten Sohnes Sama's, übertroffen wurden.



SCHMIEDE IN BEBAI (FAM. ESSENG), NTUMGEBIET.







Abb. 185. Gewonnenes Eisen (Luppe) nach Abbruch des Schmelzofens. Bébaí (Fam. Schumu).

Eine soziale Ausnahmestellung des Schmieds gibt es bei den Pangwe nicht, er wird weder gering geschätzt, wie bei manchen Völkern, noch genießt er irgendwelche Vorrechte oder ein Ansehen, das über die Wertschätzung seines Könnens hinausgeht. Seine Geschicklichkeit (*akõñ*) wird anerkannt und über diejenige anderer Handwerker gestellt, aber weiter nichts. Der Schmied arbeitet, wie der Holzschnitzer, nur nebenbei und auch nur, wenn Bedarf vorliegt, nie auf Vorrat. Er treibt also keinen Handel, sondern arbeitet auf Bestellung und wird für die Arbeit bezahlt, nicht für die fertige Ware (jeder muß dem Schmied das Eisen bringen, das zu den gewünschten Gegenständen nötig ist). Er bekam zu meiner Zeit z. B. für die Herstellung von Speergeld 10 % von dessen Wert.

Der Schmied (*nlū,ī III* von *a lū,ī'* = schmieden) hat seine Werkstätte meist im Versammlungshause, dem Schauplatz der meisten männlichen Arbeiten, wo dann (s. Abb. 27 b, b) an Stelle einer Schlafbank eine T-förmige Grube in den Boden gegraben ist, über der der Blasebalg und mitunter auch dessen Düse hängt, seltener in besonderen Hütten (*abā-lū,ī'*). Diese sind entweder einfache Schutzdächer und ringsum offen oder mit Seitenwänden aus Knüppeln versehen, nach Art der vorläufigen Versammlungshäuser. Eine Schmiedehütte der ersteren Form zeigt Tafel XVI, den Grundriß einer solchen der zweiten

aus dem Ntumdorfe Okö (südlich des Kampo) Abb. 186. Sie enthält einen Baumstamm (*m*) und eine Holztrommel (*k*), die an den Wänden liegen und als Sitz für die Zuschauer dienen, einen Steinamboß (*b*), in einer T-förmigen Grube (*eĵĉ*, *lüv*) das Schmiedefeuer mit dem Gebläse (*e-g*). Der Schmied (*a*) sitzt stets rechts von dem Feuer und etwas vor dem Blascbalgzieher (*d*), damit er mit der linken Hand bequem das glühende Eisen erreichen, aus der Grube nehmen und auf dem vor ihm liegenden Amboß (*b*) bearbeiten kann.

Auch beim Schmieden geht es nicht ohne Medizinen ab. Ähnlich wie in der Schmelzhütte unter dem Ofen, wird hier beim Herrichten der Schmiede, wenn auch nicht immer, eine Medizin unter dem Amboß vergraben, die in Hahnenfedern, Blütenrispen der Labiate **Plectranthus** (*kólōt* IV F., *kōt* IV Nt.) und Blättern und Stengeln der Commelinacee **Aneilema aequinoctiale** Kth. (*nlāt* I)<sup>1)</sup> besteht. Die beiden genannten Pflanzen sind Kletten und drücken aus, daß die Eisenteilchen beim Schmieden so fest zusammengefügt werden sollen, wie sich die Früchte des **Plectranthus** und die Stengel bzw. Blätter der **Aneilema** aneinanderkletten — häufig sieht man auch, daß der Schmied beim Schmieden ein paar **Plectranthus**früchte in die Düse wirft. — Der Hahn gehört zum Kult des Guten bzw. des Feuers, und seine Federn sind deshalb der wichtigste Bestandteil der Medizin. Zur Erhöhung der Wirksamkeit wird er außerdem geschlachtet, sein Fleisch zusammen mit den Blättern der Acanthacee **Asystasia macrophylla** (T. A n d.) (*elōbokūī*), der Connaracee **Manotes zenkeri** Gilg (*nkā-ndzīk* I), der Ebenacee **Diospyros fragrans** G ü r k e bzw. *staudtii* G ü r k e (*mvřfřn* IV F., *mvřpfřm* IV Nt.) und der Tiliacee **Desplatsia dewevrei** B u r s e t (*afōnōk*) gekocht und vom Schmied gegessen. Die erwähnten Pflanzen haben starke und biegsame Stengel bzw. Zweige (*nkīb* = Rute, Peitsche), und man wünscht, daß das Eisen, insonderheit das Speergeld, ebenso fest und biegsam sei.

Schließlich sei erwähnt, daß in einer neu eingerichteten Schmiedehütte kein Roheisen, sondern nur bearbeitetes Eisen als Erstes eingeschmolzen werden darf.

Handwerkszeug ist:

1. Großes Schmiedeeisen (*ngō,n[d]jō* III) von der Form wie Abb. 187, Fig. 1, das für gröbere Arbeiten als Hammer, für feinere als Amboß dient und dann mit dem spitzen Ende in die Erde gestoßen wird. Sein Wert ist 1000 Speere oder 70 *M*.
2. Kleines Schmiedeeisen (*edī*), Abb. 187, Fig. 2 zum Ausklopfen von Speerblättern usw. (Wert 50 Speere oder 3,50 *M*.)
3. Anfasser (*abī* von *bī* = fassen), ein einfacher, gegen das Ende etwas spatelförmig verbreiteter Eisenstab, an einem Holzgriff, der an das im Feuer glühende Eisen gehalten und mit ihm verschweißt wird, so daß man beide

<sup>1)</sup> *a lā-l* = zusammenfügen, daher *nlāt* = **Aneilema** (vgl. auch *a-lā-l* = die Ente, weil sie paarweise lebt).

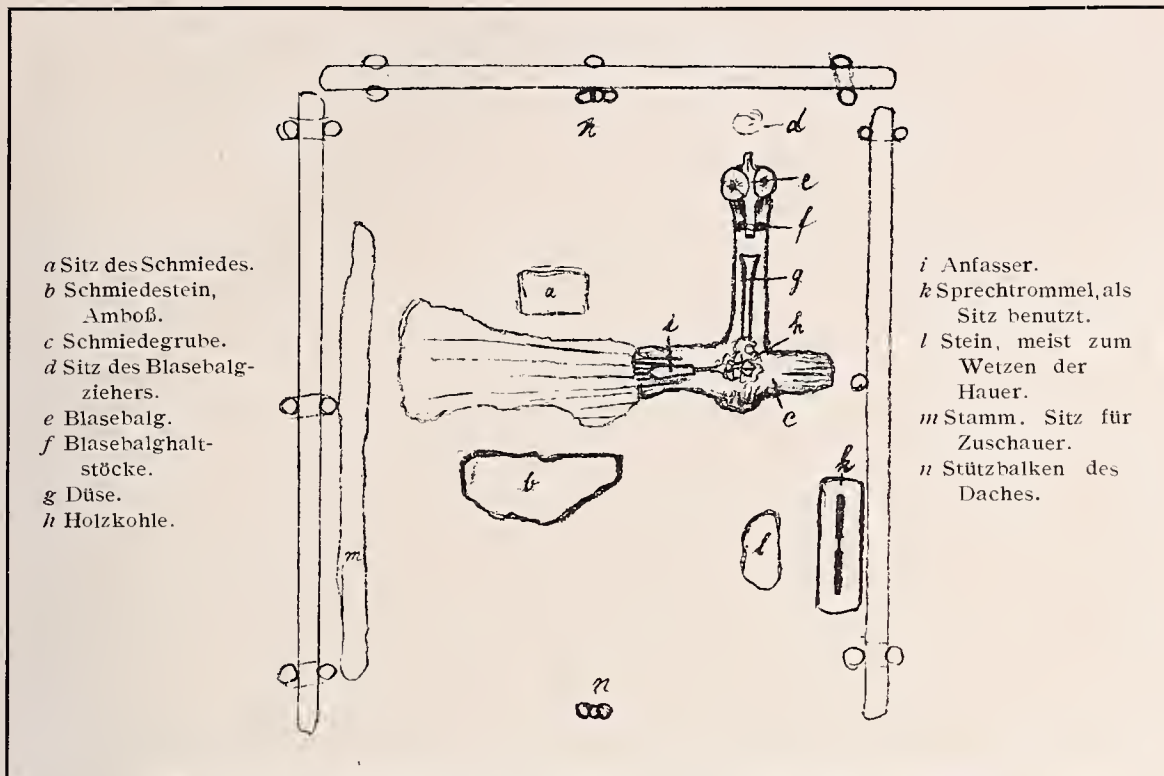


Abb. 186. Grundriß einer Schmiede im Dorfe Okö, Ntungebiet.

zusammen herausholen kann. Bei der Bearbeitung geht das Ende dieses Anfassers in dem geschmiedeten Gegenstand auf und muß deshalb bei jedesmaligem Gebrauch von neuem hergerichtet, d. h. am Ende breitgeklopft werden.

4. Meißel (*zāne*), Abb. 188, der in einen geschlitzten Kardamomstengel gesteckt und mit dem Hammer eingetrieben wird, um dünne Verbindungen zu sprengen, überflüssige Ränder abzustemmen, Rillen zu ziehen usw.
5. Feile (*ewās*) zum Glätten.
6. Zange (*abās*), Abb. 189, Fig. 2, aus einem am Ende gespaltenen Kardamomstengel.
7. Spritzer (*amōm, amēm*), Abb. 189, Fig. 1, aus einem Kardamomstengel<sup>1)</sup>, der am Ende gesplissen ist, und mit dem die Kohle von Zeit zu Zeit — wie bei uns — angefeuchtet wird.

Soll geschmiedet werden, so legt man die Düse des Gebläses in die Mitte der Schmiedegrube, häuft darüber Holzkohle, die ebenso hergestellt wird, wie S. 127 beschrieben<sup>2)</sup>, auf diese die einzuschmiedenden Eisenstückchen und

<sup>1)</sup> Kardamom (*Aframomum*) als Fackel vgl. S. 80, als heilige Pflanze des Feuers vgl. Abschnitt XI.

<sup>2)</sup> Und zwar von folgenden Bäumen:

Leguminosae *Dialium guineense* Willd. (*ogbūñ-elī*),

„ *Platysepalum tessmannii* Harms (*ogbūñ-elī*) (vgl. S. 238),

entzündet sie durch eine glühende Kohle, die man in die Düse hineinwirft. Dann setzt der Gehilfe den Blasebalg in Tätigkeit (vgl. S. 231). Brennt die Kohle, so legt der Schmied den Anfasser (Abb. 186 i) in den Seitenarm der Grube, häufelt die Kohlen (*h*) über den Eisenstückchen an, wartet, bis das Eisen glühend ist, holt es mit dem Anfasser heraus und schmiedet es auf dem Amboß. Ist das Eisen in der Rohform fertig, so wird es mit dem Meißel vom Anfasser losgeschlagen, mit der Zange gefaßt und der weiteren Bearbeitung unterzogen.

### c) Messinggießerei.

Das Messing (*ngñs IV*, *mröt IV*) kommt als Röhren oder Draht von der Küste her seit langem ins Pangwegebiet und hat wegen seiner Weichheit und seiner glänzenden Farbe das Eisen, soweit es als Schmuck gebraucht wurde, fast vollständig verdrängt. Die Röhren werden nicht weiter verändert, der Draht wird dagegen zu Hals-, Arm- und Fingerringen, zu Fußstulpen und Beinringen verarbeitet.

Der Draht wird in kleine, ca. 3 cm lange Stückchen geschlagen und so in einer Topfscherbe oder in einem eigens dazu angefertigten Tongefäß, Abb. 190, das man auf das Schmiedefeuer stellt und ganz mit Kohlen bedeckt, mit Hilfe des Gebläses geschmolzen. Sobald die blauen Flammen heraus schlagen, entfernt der Schmied die Kohlen über dem Topf, faßt diesen mit der Zange und gießt das flüssige Metall in Formen, das sind halbierte Raphiablatstiele, in deren Mark das entsprechende Negativ eingeschnitten ist (Abb. 191). Dann reinigt er es von Kohlenstückchen, die etwa mit hineingefallen waren, und gießt Wasser darauf. Nach dem Erkalten wird das Messing aus der Form herausgenommen und unter Erhitzen weiter bearbeitet, d. h. die gröberen Unebenheiten werden zuerst mit dem großen Schmiedeeisen heruntergeschlagen. Bei den gravierten Halsringen (vgl. Abb. 14) werden nun die beiden Enden

Olacaceae **Aptandva zenkeri** Engl. (*ogbñ-ñ-elì*),

Ochnaceae **Ouratea tessmannii** Gilg (*osö*),

Euphorbiaceae **Sapium oblongifolium** Muell. Arg. (*osö*),

Ochnaceae **Ouratea brachybotrys** Gilg (*osö*, *kñ-ösö*, *okìè*),

Euphorbiaceae **Plagiostyles klainei** Pierre (*esülá*),

Guttiferae **Garcinia punctata** Oliv. (*nsá-elì III*),

Euphorbiaceae **Uapaca guineensis** Muell. Arg. (*asám*),

Simarubaceae **Irvingia grandifolia** Engl. (*ngñ IV*),

Sapotaceae **Mimusops djave** (Lan.) Engl. (*adžáb*),

Leguminosae **Distemonanthus benthamianus** Baill. (*ején*, *elìbèngàn*),

Burseraceae **Pachylobus fraxinifolius** Engl. (*aséá*),

„ **Pachylobus macrophyllus** (Oliv.) (*atóm F.*, *andötóm Nt.*),

Flacourtiaceae **Petersia minor** Niedenzu (*abñ*).

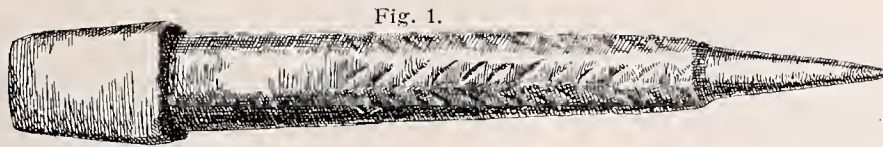


Fig. 2.

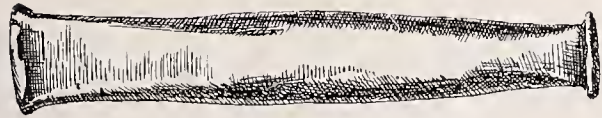


Abb. 187. Hammer und Stampfeisen.

mit dem Stampfer  
ausgeklopft und  
durch leichte

Schläge über die Fläche umgerollt,  
die Flächen sodann mit dem Stampfer  
sorgsam geglättet. Das ist eine  
ziemlich langwierige Arbeit, da die  
Stange immer wieder für einige Zeit

ins Feuer gelegt werden muß. Jetzt wird durch geschicktes Aufschlagen der  
Innenfläche auf die Kante des Schmiedesteines der Ring gebogen, auf dem über  
zwei Stützen gelegten großen Schmiedeeisen völlig zusammengehämmert, endlich  
mit einer Feile glatt gefeilt, wodurch an Stelle der bisherigen schwarzen die  
glänzende gelbe Messingfarbe zum Vorschein kommt, und mit Hilfe dreier ver-  
schieden starker Meißel (Abb. 192) und anderer Werkzeuge in Mustern graviert  
(Abb. 193).

## 5. Töpferei.

Im Gegensatz zu den bisher erwähnten Fertigkeiten liegt die Töpferei  
in den Händen der Frauen, nur Tabakspfeifen und Düsen werden von Männern  
hergestellt. Sie ist recht wenig ent-  
wickelt, die Formen  
sind dürftig, Ver-  
zierungen selten. Die Haupterzeugnisse der Töpferei sind auf Abb. 194 ver-  
einigt:



Abb. 188. Meißel zu Eisenarbeiten.

1. Wasserflaschen (*ešūgā*),
2. große und kleine Kochtöpfe (*mrē IV* und *obēbē*),
3. Schmiedetrichter (*žōḡ IV*),

außerdem werden noch

4. Tabakspfeifen und
5. Messingschmelztöpfe

hergestellt. Damit ist die Reihe der Gebrauchsgegenstände aus Ton  
erschöpft.

Fig. 1.

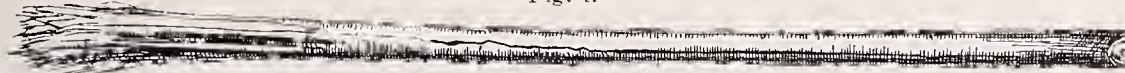


Fig. 2.

Abb. 189.  
Spritzer und Zange  
des Schmiedes.

Die Frauen, von denen etwa der vierte Teil (bei den Jaunde etwa die Hälfte), die Töpferei versteht, treiben ihre Kunst zumeist als Hauswerk und machen die Flaschen und Töpfe für ihren eigenen Haushalt oder für den von Bekannten und Verwandten, die sich aus Bequemlichkeit oder Ungeschicklichkeit nicht damit befassen, außerdem verkaufen sie ihre Erzeugnisse an fremde Frauen, die nicht töpfern können oder wollen. Die Preise für Töpfe schwanken, je nach der Größe, zwischen 2 und 4 Speeren (14–28 *ŝ*), in Jaunde zwischen 5 bis 30 Jaundespeergeld (5 bis Kampo kaum nach Norden überschreiten, kosten 10 Speere (= 70 *ŝ*). Im großen und ganzen sind die Jaundefrauen bessere und betriebsamere Töpferinnen; sie stellen mehr Ware her, wodurch der Preis freilich sinkt, und bringen hübschere zustände als die Ntum- und Fangfrauen, die vielleicht nur ein Drittel bis ein Viertel aller Kochtöpfe verzieren. Wasserflaschen werden nur ausnahmsweise verziert.



Abb. 190. Tongefäß für Messingguß.

30 *ŝ*); ganz große Jaundetöpfe, wie sie die Fang nicht kennen, kosten 40 Jaundespeere (= 40 *ŝ*). Die tönernen Flaschen, die nur den Fang eigentümlich sind und den



Abb. 191. Form eines Messinghalsringes in einem halbierten Raphiablattstiel.

Die Herstellung ist folgende: Der weiße Töpferton (*ekõn*, *vũ,õk*, Mehrzahl *lõk*) wird auf einem Stück Rinde trocken oder, wenn nötig, mit Wasser versetzt mit einem Stößel (*ntum e vũ,õk*) eine Zeitlang gestampft. Dann rollt die Töpferin den Ton zu Würsten aus, legt zwei oder drei davon in der Hand in schneckenförmige Windungen zusammen, die den Boden des zukünftigen Topfes bilden, und tut das Ganze in einen Korb- oder Holzteller. Nun baut sie die Wandung des Topfes auf, indem sie die übrigen Würste unter Drehen des Tellers, der als Töpferscheibe dient, schneckenartig aneinanderlegt. Dann glättet sie ihn mit einem feuchten Raphiastäbchen, buchtet ihn durch leichten



Abb. 192. Meißel zur Herstellung der Muster auf Messinghalsringen.

Druck dicht unter dem Rande ein, schneidet diesen selbst (*mbě I*) mit einem feinen Grashalm glatt, reibt ihn mit einem nassen Blatt ab und zieht ihn mit dem Stäbchen aus. Die fertigen Töpfe müssen auf dem Topfboden (*akãñ e mve*) fünf Tage trocknen und werden dann gebrannt, was auf dem Dorfplatze geschieht,



Abb. 193. Gelbschmied verziert einen Messinghalsring.  
Akonangi, Süd-Kamerun.

indem man einfach unter und rings um den Topf Feuerholz oder Reisig anhäuft und in Brand steckt.

In der Zeit des Trocknens werden die Verzierungen angebracht, die Töpfe werden etwas mit Wasser befeuchtet und dann die Muster mit einem spitzen Raphiabblattstielsplitter eingeritzt. Ein gewisses Muster, *obügeli* genannt, erzielt man so, daß man einen sorgsam geflochtenen vierkantigen Formenstempel (Abb. 436) von oben nach unten abrollt.

Die Tondüse des Gebläses stellen die Männer folgendermaßen her: Man löst die Rinde eines Raphiabblattstiels bis kurz vor das eine Ende in Streifen ab und bindet diese am anderen Ende in ihrer natürlichen Lage wieder zusammen, so daß es den Eindruck macht, als sei die Rinde in der Mitte von innen her in lauter Streifen aufgeplatzt. Dann steckt man den Blattstiel mit dem Ende, an dem man die Streifen ganz abgelöst und wieder zusammengebunden hatte, senkrecht in den Boden und legt den Ton in Form eines Trichters darum, biegt den oberen Rand nach außen um und läßt das Ganze drei Tage an der Sonne trocknen. Nun löst man die Umschnürung, trennt die Streifen vollständig ab, zieht sie einzeln heraus, nimmt die Düse herunter und trocknet sie noch eine Zeitlang im Hause. Die Düsen werden nie verziert; nur als ich



Abb. 194 Töpferin bei der Herstellung eines Topfes. Links die Erzeugnisse der Töpferei.  
Bébai (Fam. Esseng) Südkamerun.

einmal in Bébai der Herstellung einer solchen beiwohnte, konnte es sich der kunstsinnige Schöpfer nicht verkneifen, sein Machwerk mit einigen Ritzmustern zu versehen, vielleicht mir zu Ehren; weil er annahm, ich könne unmöglich einer „so einfachen“ Sache wegen gekommen sein, sondern erwarte von ihm besondere Kunstleistungen, und er müsse nun ein übriges tun.

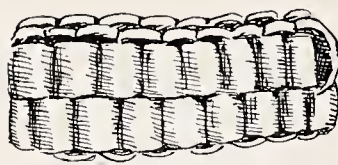


Abb. 195. Stempel zu einem  
Topfmuster.



## Abschnitt IX.

### Bildende Kunst.

- A. Ornamentik. Entstehung der Muster. — Grundmuster, abgewandelte Muster, zusammengesetzte Muster. 1. Rindenmuster. Allgemeines. — Grundmuster: Rechteck; Raute; Varan; Dreieck; Parallellinien; Schlangelinie; Bogen; Gräte. — Ihre Häufigkeit. — Abgewandelte Muster. — Zusammengesetzte Muster. — Zierrinden in der Form von Masken.
2. Kerbschnittmuster. Allgemeines. Schemel: Art der Verzierung. — Wiederkehrende Grundmuster. — Neue Grundmuster: Schachbrettmuster; Speer mit Widerhaken; Ellipsenmuster. — Abgewandelte Muster. — Zusammengesetzte Muster. — Trommeln.
3. Ritzmuster. a) Ziernarben. Grundmuster. — Wiederkehrende und neue abgewandelte Muster. — Zusammengesetzte Muster. — b) Tätowierung. Wiederkehrende Grundmuster. — Wiederkehrende und neue abgewandelte Muster. — Zusammengesetzte Muster. — c) Verzierung von Raphiablattstielen. Ausführung. — Wiederkehrende Muster: Grundmuster; abgewandelte Muster; zusammengesetzte Muster. — Neu auftretende Muster. 4. Ziseliermuster. Allgemeines. — Halsringe. — Fußstulpe. — Schwerter. — Streitäxte. — Anhang: Messingscheiden. — Topfmuster.
- B. Zeichnen und Malen. Künstler. — Motive: Fremde Kultur (Pferde usw.) — Sonstige Motive. — Obszöne Bilder. — Bilderbogen meines Dieners.
- C. Plastik. Allgemeines. Holzschnitzereien. — Lehmfiguren.

#### A. Ornamentik.

Alle Schöpfungen der ornamentalen Kunst, die wir bei den Pangwe treffen, lassen sich auf einige wenige Formengebilde zurückführen, die mit technischen Vorgängen unmittelbar verbunden, aus ihnen entstanden sind und sich noch heute dabei täglich mit derselben Naturnotwendigkeit ergeben. Von ihnen ist zu irgendeiner Zeit ein ästhetischer Eindruck ausgegangen; sie wurden als selbständige Form erfaßt und mit diesem Augenblicke zu Vorbildern, die man absichtlich — losgelöst von ihrer ursprünglichen, im wesentlichen praktischen Bedeutung — zuerst in spielerischer Weise nachahmte und darauf nachschuf, um sie als ornamentales Beiwerk zu verwerten, sie wurden zu künstlerischen Motiven. Solange die Vorbilder *u n v e r ä n d e r t* in die Ornamentik übernommen wurden, entstanden Muster, die ihren Ursprung jederzeit und ohne weiteres wiedererkennen ließen, und die ich daher als *G r u n d m u s t e r* bezeichnen möchte. Sie führen zum Teil Namen, die, mit einer einzigen Ausnahme (Varan), von den Leuten nicht oder nicht sicher erklärt werden konnten, wenn sie nicht einfach das Material bezeichneten. Allmählich trübte sich unter dem Einfluß häufiger Wiederholungen und wechselnder Materialien die Reinheit dieser einfachen Grundmusterformen; ihre Elemente teilten sich, verschoben sich gegeneinander oder gruppierten sich zu doppelten Anordnungen oder neuen Verbindungen. So entstanden *a b g e w a n d e l t e M u s t e r*.

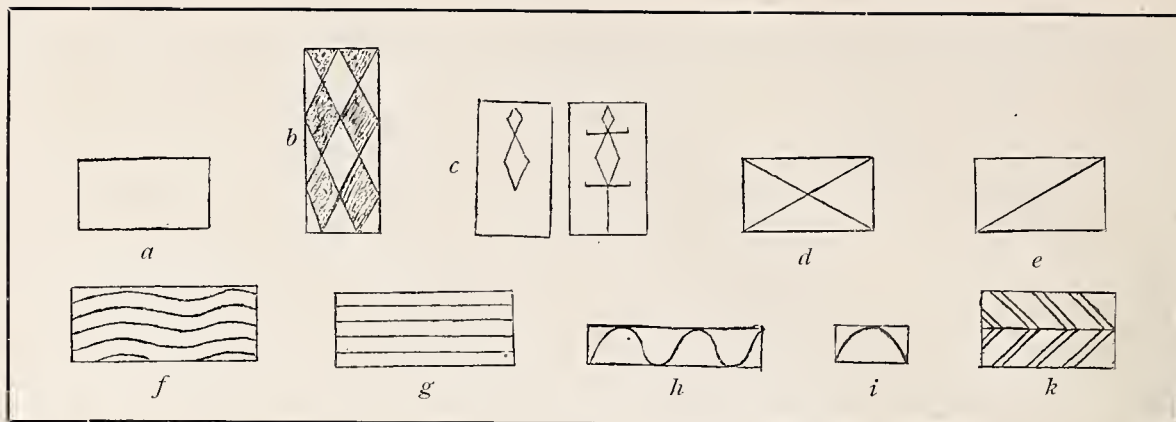


Abb. 196. Grundmuster der Rindenzierkunst.

In die Muster hat der Pangwe später konkrete Dinge der Umwelt hineingesehen und sie nach ihnen benannt. Es scheint dieser Vorgang eingetreten zu sein mit der Änderung des Materials, mit alleiniger Ausnahme der Tierfiguren, die schon in das Muster des ursprünglichen Materials, d. h. desjenigen Materials, auf das das Vorbild erstmalig übertragen wurde, hineingesehen worden sind. Hiermit sind es stehende Muster der Ornamentik geworden. Ich unterscheide von ihnen zwei Formen: gleichartige und ungleichartige, je nachdem sie eine Abwandlung desselben Musters bilden oder aus einer Verbindung verschiedener Muster entstanden sind. Verbindungen von ihnen dagegen, deren Teile den ihnen beigelegten Namen und Sinn behalten, nenne ich **z u s a m m e n g e s e t z t e** Muster.

Art und Entwicklung der Muster wechseln mit dem Material, als welches Rinde, Holz, Raphiastengel, Ton, Metall und die menschliche Haut in Betracht kommen; doch scheint zwischen Rinde und Holz einerseits, zwischen Metall und der menschlichen Haut (Ziarnarben) andererseits eine gewisse Beziehung zu bestehen, die in verwandten Musterungen zum Ausdruck kommt. Die eingehende Beschreibung der Muster soll daher unter dem Gesichtspunkte des Materials erfolgen.

### 1. Rindenmuster.

Im Pangwegebiet gibt es eigentümliche Rindenplatten, die von Raphiablattstielstreifen bzw. Palmbändern eingefasste bemalte Felder zeigen und die an der Außen- oder Innenwand der Versammlungshäuser, seltener an der Außenwand der Wohnhäuser angebracht sind. Diese Schmuckrinden sind weit verbreitet, aber nicht häufig und lange nicht in jedem Dorf anzutreffen, denn auch der Kunstsinn für Rindenornamentik ist eine Spezialität, und die betreffenden Künstler sind dünn gesät. Über die Herstellung dieser Platten habe ich bereits S. 205 das Nötige gesagt und hole nur nach, daß als Farben (s. S. 194 u. 195) rot, weiß und schwarz, wie überall bei den Pangwe, genommen werden. Nur in einem einzigen Falle beobachtete ich ein helles Blaugrau, das von einer so gefärbten Tonerde stammte.

Die Felderung zeigt eine Reihe von Mustern, die dem beim Hausbau verwendeten Material entsprechen, es sind

Viereck = Rinde, Linie = Palmband,  
Dreieck = Raphiablattstielstreifen, Gräte = Palmblättern.

Das Viereck kommt in drei Formen vor, als Rechteck, als Raute und als Varan.

Das Rechteck ergibt sich von selbst aus der natürlichen Gestalt des Rindenmantels (Abb. 196 a).

Die Raute entstand und entsteht noch täglich bei der Ablösung von Baumrinde, wie schon bei den Rindenarbeiten (S. 205) auseinandergesetzt wurde. Ich erinnere daran, daß dabei der Baumstamm oben und unten geringelt und die Rinde in einer Zickzacklinie durchtrennt wird, die, wie die Beobachtung lehrte, das Ablösen erleichtert. Bei den Kreuz- und Querhieben des Hauers entsteht, wenn sich die Schnitte treffen, wie Abb. 158 zeigt, das Bild der Raute. Überschneiden sie sich einmal, so sind die Ansätze zu neuen Rauten gegeben, und diese werden in spielerischer Weise ausgezogen und so Gruppen

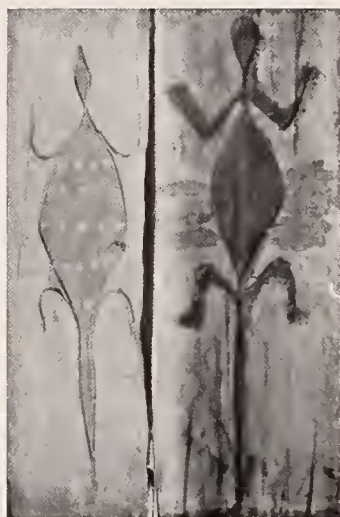


Abb. 197.  
Varanmuster auf Zierrindenplatten.

über- und nebeneinanderliegender Rauten geschaffen. Später schnitt man solche in beabsichtigter, heute noch viel beliebter Spielerei in die Rinde ein und betonte dann schachbrettartig die einzelnen Rautenfelder, indem man die Rinde bis auf das Holz aushob.

Von hier aus war es kein weiter Schritt bis zur Übertragung des Musters auf Rindenplatten (Abb. 196 b).

Der Varan (*nkaak III*) entsteht, wenn sich beim Rindenablösen zufällig zwei verschieden große Rauten übereinander bilden, in die man Kopf und Leib des Nilvarans, *Varanus niloticus*, hineinsieht. Ebenso wie die Raute wird der Varan als Spielerei in die Rinde von Bäumen eingeschnitten, wobei dann durch einfache Striche Beine und Schwanz angefügt sind, und später von hier aus auf die selbständigen Schmuckrinden übertragen (Abb. 196 c, 197).

Auf die Ähnlichkeit mit diesem Tier kam man, weil man es täglich über die Rinde der Bäume kriechen sah, weil es dann — wie viele Eidechsen — annähernd eckige Umrisse zeigte und vor allem, weil es — wie ich vermute — früher einmal eine ebensolche Rolle in der Religion der Pangwe gespielt hat wie bei den alten Ägyptern, die den Varan deshalb verehrten, weil er Krokodileier fraß. Das Krokodil aber galt offenbar — da es im Sumpf bzw. Wasser

lebte (vgl. Abschnitt XI) und außerdem den Menschen gefährlich wurde — als Vertreter des bösen Prin-

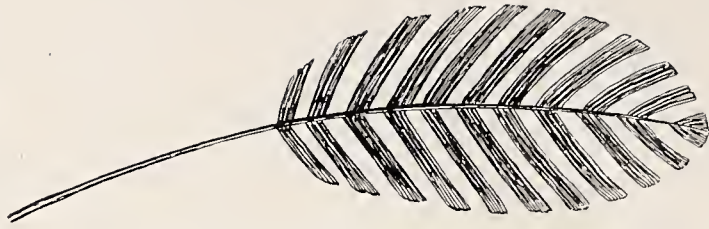


Abb. 198. Blatt der Sumpfpalme, *Sclerosperma mannii*.

lebte — wahrscheinlich als Vertreter des guten. Deshalb ist wohl auch der Varan bei den Pangwe in die Menschenklasse befördert worden, ebenso wie das *Sciurus wilsoni* (*küe III*), das gleichfalls Eier von Tieren, die im Sumpfe leben, frißt. Ein Gegenstück zu diesen beiden ist das Ichneumon, das Hühner-eier verzehrt und, da das Huhn ein heiliges Tier ist, weil es das gute Prinzip versinnlicht (vgl. Abschnitt XI, 4), geradezu „Verbrecher“ = *nsöm I* genannt wird.

Das Dreieck haben wir in zwei Formen, als Scheiteldreiecke und als rechtwinkliges Dreieck. Erstere sind die häufigsten, kommen überall auf Rindenplatten vor und entstehen, wenn beim Hausbau zwei diagonal gekreuzte Raphiablattstielstreifen in die Erde oder unter die Latten gesteckt werden, um die als Tür dienenden bzw. zum Verstopfen von Löchern vorgelegten Rindenstücke festzuklemmen, eine Befestigungsart, die in früheren Zeiten wahrscheinlich häufiger und bei den Hauswänden selbst angewendet wurde (Abb. 196 d). Wie bei der Raute ist auch hier der Übergang von den technischen Formgebilden zum stehenden Ornament noch zu beobachten: man steckt vielfach zum Schmuck Kreuze aus kurzen Stengelstreifen einzeln oder in größerer Zahl nebeneinander unter die Latten der Hauswände.

Wurde statt der zwei gekreuzten nur ein Diagonalstreifen über die Rindenplatte gelegt, so war das rechtwinklige Dreieck da (Abb. 196 e).

Die Linie kommt vor als Parallellinien, als Schlangenlinie und als Bogen.

Die Parallellinien ergeben sich aus den bündelweise aus dem Wald auf den Hausbauplatz geschafften Palmstämmchen, *Oncocalamus* (*nlön I*), wenn die Bündel hier gelöst werden, und die glatten und elastischen Stämmchen mehr oder weniger stark wellenförmig gekrümmt parallel zu liegen kommen (Abb. 196 f). Die gleiche Lagerung kommt bei den aus den Palmstämmchen hergerichteten Bändern zustande, nur daß diese weniger elastisch sind und daher gerade Linien bilden (Abb. 196 g).



Abb. 199.  
Kistenmuster auf einer  
Zierrindenplatte.

zipis, infolgedessen der krokodilvernichtende Varan — der in der Luft, d. h. auf Bäumen

Beide Arten der Parallellinien, sowohl die wellenförmigen wie die geraden, sind von hier aus auf die Schmuckrinden übertragen.

Die Schlangenlinie denke ich mir herausgesehen aus der Nahtlinie, in der Latten und Rindenplatten der Hauswände miteinander vernäht sind, und zwar dann, wenn diese Latten dicht an dicht übereinander liegen. (vgl. Abb. 35). Das Tau wird hierbei gleichlaufend so um die Latten geführt, daß es eine einzige, zusammenhängende und, von der Seite gesehen, wegen der natürlichen Rundung des längs halbierten Raphiablattstiels stark wellenförmige Linie bildet (Abb. 196 h).

Der Bogen erscheint als ein Teil der Schlangenlinie, gebildet von der Umschnürung der einzelnen Latten, zumal da, wo sie nicht dicht übereinander, wie im vorigen Falle, sondern in weiten Zwischenräumen angebracht werden (Taf. XII) oder als ein Abschnitt der schon auf die Schmuckrinde als Ornament übertragenen Schlangenlinie (Abb. 196 i).

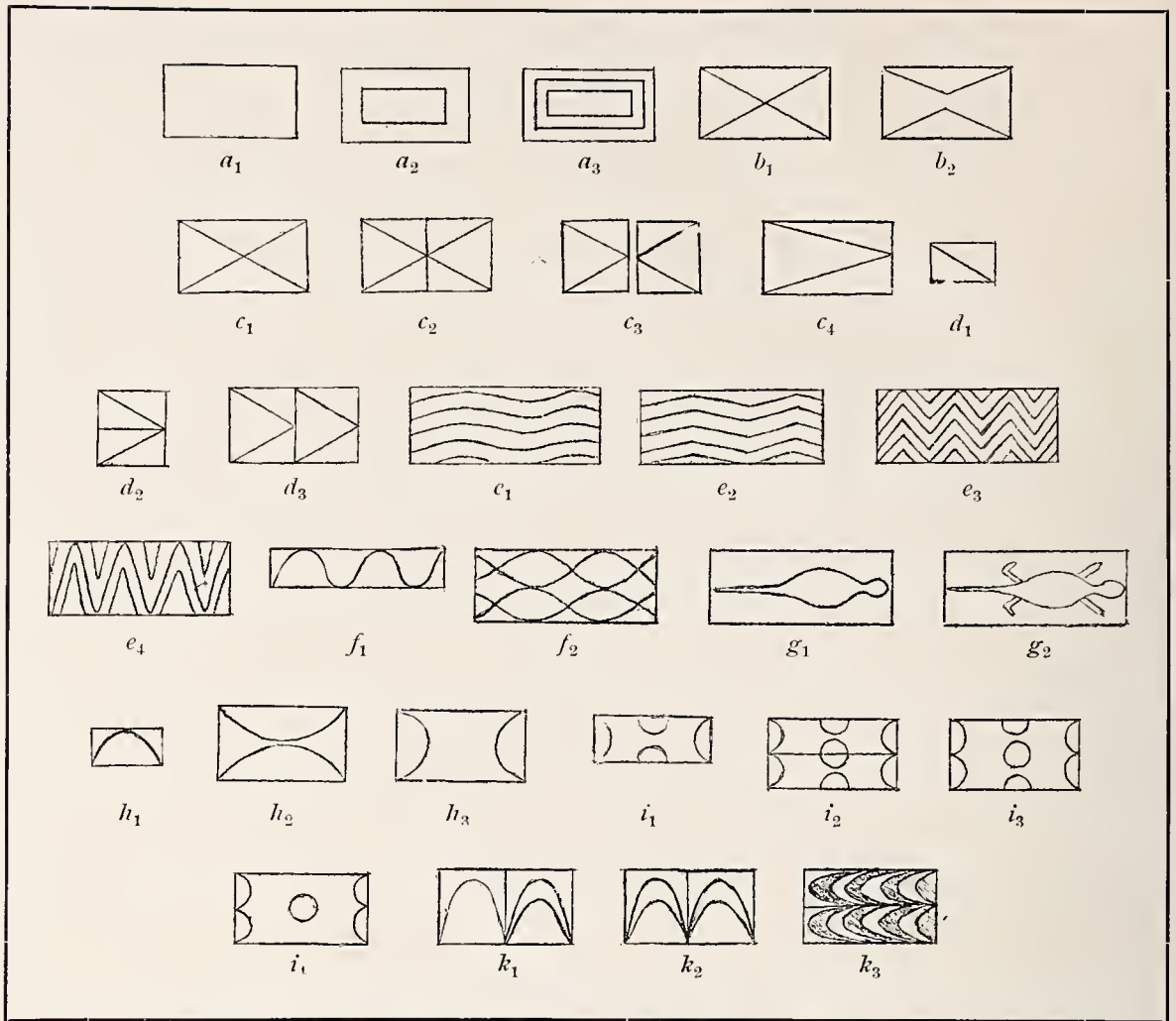
Die Gräte gibt die hübschen, in Bau und Form völlig symmetrischen Blätter der Sumpfpalme, *Sclerosperma manni* M. et Wendl. (*akōda*), Abb. 198, wieder, die mattenartig verflochten an Stelle von Rinden zu Hauswänden usw. (vgl. Abb. 106, Taf. 24) benutzt werden (Abb. 196 k).

Die genannten Grundmuster kommen nun auf den heutigen Schmuckrinden nicht in gleicher Häufigkeit (Rechteck allein gar nicht, rechtwinkliges Dreieck und Gräte nur einmal, Schlangenlinie selten) und nicht mehr überall in derselben Reinheit vor, sondern sind zum Teil verändert, d. h. zu gleichartig abgewandelten Mustern geworden.

Das Rechteck habe ich nur einmal abgewandelt gesehen, und zwar so, daß mehrere verschieden große Rechtecke ineinandergelegt waren (Abb. 200 Reihe a, 199). Man nannte es Kistenmuster (*ežima* = Kiste). Es wurde nur ein einziges Mal beobachtet, und das beweist mir mit der Unvollkommenheit der Ausführung, daß die Entwicklung nicht bei den Schmuckrinden, sondern bei der Holzschnitzerei entstanden und später gleichsam versuchsweise auf jene übertragen worden ist.

Bei den Scheiteldreiecken kann es vorkommen, daß der Schnittpunkt wegfällt oder gewissermaßen in zwei Punkte auseinandergezogen wird, vielleicht, weil bei Mangel an Material jede Diagonale aus zwei Stücken zusammengesetzt wurde (Abb. 200 Reihe b). Dadurch entsteht ein Muster, als dessen Name mir bei den Schemelverzierungen, wo es auch vorkommt, Hauerscheidenmuster (*abām nkpwēda*) angegeben wurde, und das in der Tat einer Hauerseide (vgl. Abschnitt XVII) ähnlich sieht, es ist jedoch nur selten.

Das einfache spitzwinklige Dreieck entsteht einmal durch Trennung der Scheiteldreiecke im Schnittpunkt (Abb. 200 Reihe c), das andere Mal beim Aneinanderlegen zweier diagonal geteilter Rechtecke (Abb. 200 Reihe d) durch Weglassen der gemeinsamen Längskante.



Abt. 200. Entwicklungsreihen der abgewandelten Muster der Rindenzierkunst.

Sämtliche Dreiecke, sowohl die Scheiteldreiecke und das einfache spitzwinklige Dreieck, als auch das rechtwinklige, werden meist als *etün akön* = halber Speer, d. h. Speerklinge, bezeichnet.

Die Parallellinien wandeln sich so ab, daß bei der Befestigung der Palmbänder auf den Rinden scharfe Knickungen entstehen, und die Wellenlinien dadurch zu gebrochenen Linien werden (Abb. 200 e). Sie wurden mir dann in manchen Fällen als Winkelflechtmuster bezeichnet; auf Pangwe: *benige be nkún* oder *mabúge me nkún*, d. h. Winkel (Knicke) des Aufbewahrungskörbchens für Frauen, womit das ähnliche Flechtmuster gemeint ist (vgl. Abb. 166).

Die Schlangenlinie bildet sich zum abgewandelten Muster um durch Verdoppelung, wobei die beiden Linien sich überschneiden (Abb. 200 f), und weiterhin zu dem stilisierten Bilde eines Leoparden (*zö*), Abb. 200 g, wobei der psychologische Vorgang dem bei dem Varanmuster beschriebenen entspricht (Abb. 201). Die eigentümliche, sonst nicht verständliche Zeichnung neben dem Schwanz

in Abb. 201, links, läßt die Entwicklung noch erkennen. Hier liegt der Ausgangspunkt für eine Reihe weiterer Tiermotive der Pangwe-Ornamentik, z. B. Abb. 201 unten, die wahrscheinlich ein Chamäleon (*džingbwō*) darstellt.

Der Bogen kommt gleichfalls doppelt vor, und zwar entweder mit den Wölbungen einander gegenübergestellt (*epfoa* = Maske beim Ssokult), Abb. 200 Reihe *h*, oder mit der Grundlinie aneinandergelegt, dann entsteht durch Fortfall der gemeinsamen Basis der Kreis (Abb. 200 Reihe *i*), oder endlich zu zweien übereinander auf derselben Basis er-

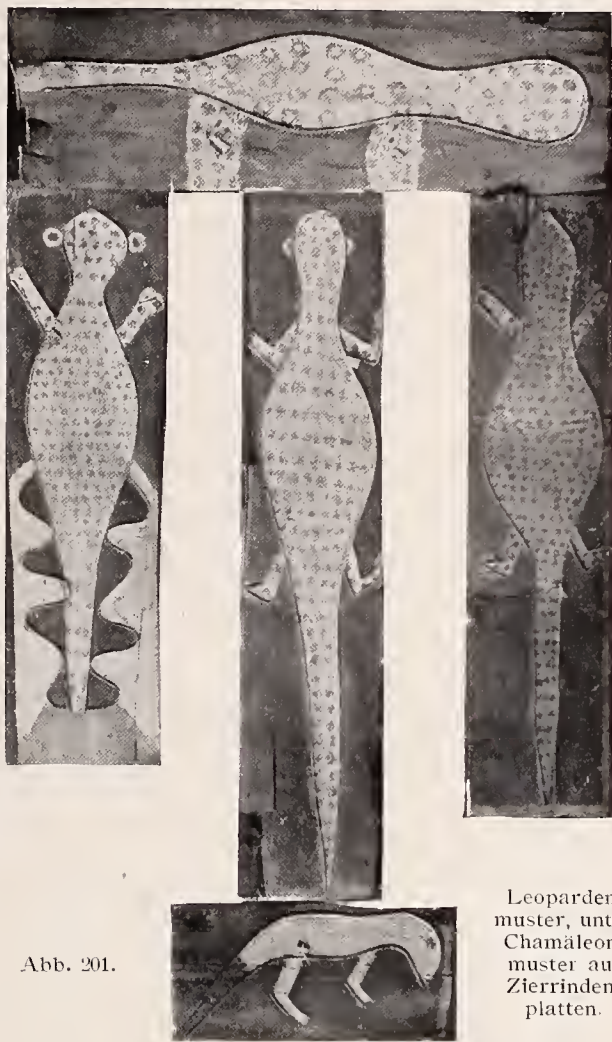


Abb. 201.

Leoparden-  
muster, unten  
Chamäleon-  
muster auf  
Zierrinden-  
platten.

richtet, so daß dazwischen ein halbmond förmiges Feld entsteht (*epfangomendan* = Halbmond), Abb. 200 Reihe *k*). Mehrere solcher Halbmonde werden übereinander gestellt und abwechselnd rot und weiß bemalt, zu Reihen vereinigt, von denen zwei oder mehrere nebeneinander gestellt ein beliebtes und hübsches Muster ergeben.

Aus der Verbindung von Grundmustern oder abgewandelten Mustern ergeben sich — wie schon gesagt — die zusammengesetzten. Für die vorkommenden Formen verweise ich auf die Abb. 202 und bemerke nur, daß die häufigste Verbindung das Scheiteldreieck mit dem Bogen ist, der meist auf der Grundfläche des spitzwinkligen, seltener auf derjenigen des stumpfwinkligen steht.

Eine vereinzelte Erscheinung unter den Schmuckrinden ist die zu einem Kopf mit zwei Hörnern zurechtgeschnittene der Abb. 204 geblieben, eine stilisierte Wiedergabe der beim Mondkult gebrauchten Maske (*epfoa*), deren Einzelheiten durch bogen- bzw. schlangenförmige Windungen von Palmbändern angedeutet sind.

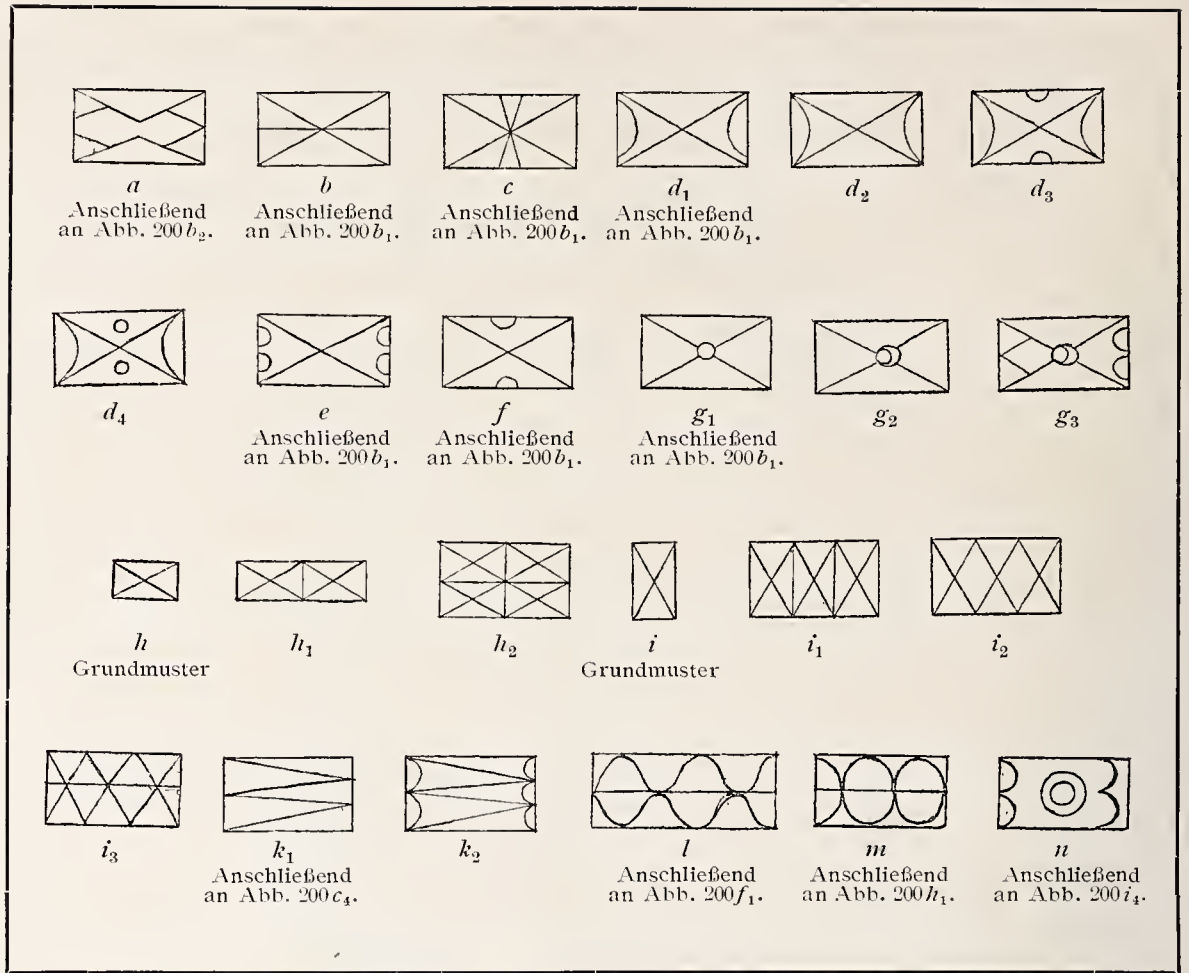


Abb. 202. Zusammengesetzte Muster der Rindenzierkunst und ihre Entstehung.

## 2. Kerbschnittmuster.

Mit Kerbschnitt sind die Schemel, die in Schemelform gearbeiteten Rotholzbehälter, die Stiele vieler Rühr- und mancher Schöpflöffel und schließlich die Felltrommeln verziert.

Die Schemelmuster sind wahrscheinlich die ältesten; sie werden rings um den Rand des Schemels so angebracht, daß ihn ein Band von acht bis zwölf rechteckigen oder quadratischen nebeneinandergestellten Feldern umzieht, deren jedes ein Muster für sich bildet, das von dem benachbarten scharf getrennt ist. Der Schemelrand entspricht, wie wir bei der Technik sahen, dem Rund des Baumstammes, aus dem er gemacht wird, so ist auch die Verzierung, die ursprünglich auf der Rinde angebracht wurde, später auf das Holz übertragen worden, und wir begegnen hier denselben Grundmustern wie dort, nämlich dem Rechteck, der Raute, dem Varan, den Scheiteldreiecken, dem ungleichseitigen Dreieck, den Parallellinien — mit der Einschränkung, daß die Parallellinie nicht als gewellte, sondern nur als gerade vorkommt, als solche aber in verschiedenen Abarten (Abb. 205) —, dem Bogen und der Gräte. Die Schlangen-



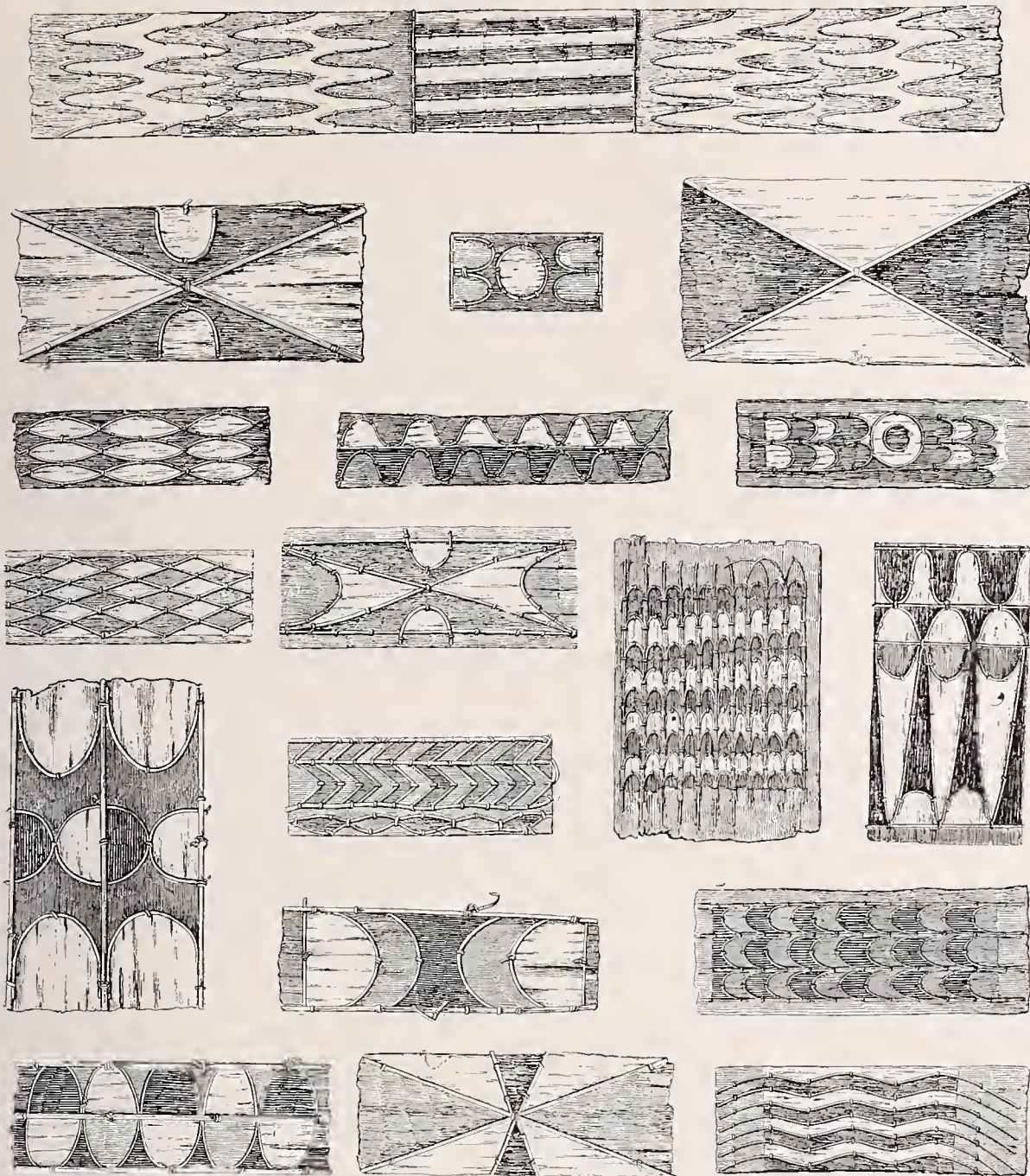


Abb. 203. Zierrinden.

linie ist aufgegeben, dagegen tritt neu auf das Schachbrett, der Speer mit Widerhaken und schließlich noch ein nicht genauer bestimmbares Ellipsenmuster.

In dem Schachbrettmuster (*abõñ nkoo* = Zuckerrohrstengelglieder genannt) begegnen wir dem ersten Grundmuster, das nicht bei der Arbeit des Hausbauens, sondern bei der Flechtereie erfunden ist (Abb. 206). Beide Tätigkeiten sind aber eng verwandt, gewissermaßen zwei verschiedene Formen einer Technik, nämlich des Flechtens im weiteren Sinne, das Haus, „flechten“ = *a lõñ ndũ* ist die ältere, einfachere, das Körbe- (bzw. Matten-)flechten = *a lõñ nkõ,ẽ* die jüngere, fort-

geschrittenere, zu beiden wird in der Hauptsache das gleiche Material: Palmbänder (*nló'n*) benutzt. Die einfachste Art der Geflechte ist die, daß die Geflechtstreifen einer Richtung, reihenweise abwechselnd, einmal unter und einmal über die der anderen Richtung, die genau rechtwinklig zu jener verläuft, geführt werden.

Quadrate in den einzelnen Reihen mit dem Zuckerrohrstengel, dessen Glieder in der oberen Hälfte heller zu sein pflegen als in der unteren (Abb. 208).



Abb. 204.  
Zierrinden in Form von „Masken“.

Dadurch entsteht ein Würfelmuster, das bei gleichartigem Material einfarbig (Matten, Sso-körbchen), bei ungleichartigem wie unsere Schachbretter verschiedenfarbig ist (Aufbewahrungskörbchen der Jaundefrauen, Abb. 207, Gestell für Helm-mützen). Man vergleicht die abwechselnde Folge dunkler und heller

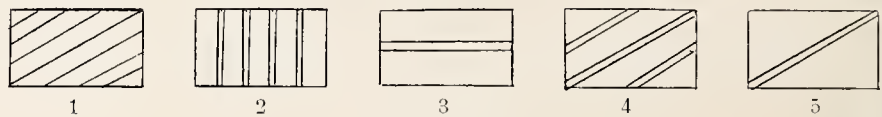


Abb. 205.

Der Speer mit Widerhaken (*ngam akö'n*) kann, im Gegensatz zu den vorigen Mustern nicht aus der Technik abgeleitet werden, ich glaube auch gar nicht, daß er ursprünglich ein Schnitzmuster ist, zumal er auf den Schemeln selten

vorkommt (Abb. 40), sondern ich vermute, daß er bei der Ziernarbenritzung zuerst auftauchte und sich später wegen seiner gefälligen Form auch einen Platz unter den Schnitzmustern eroberte.

Ein einziges Muster, aus Ellipsen bestehend, konnte von keinem Schemelschnitzer erklärt werden; man sagte, nur der Spezialist, der das Muster anzufertigen verstehe, könne es wissen. Diesen aber habe ich nicht getroffen, und so muß ich es späterer Forschung überlassen, hier Aufklärung zu schaffen (Abb. 212, Fig. 27).

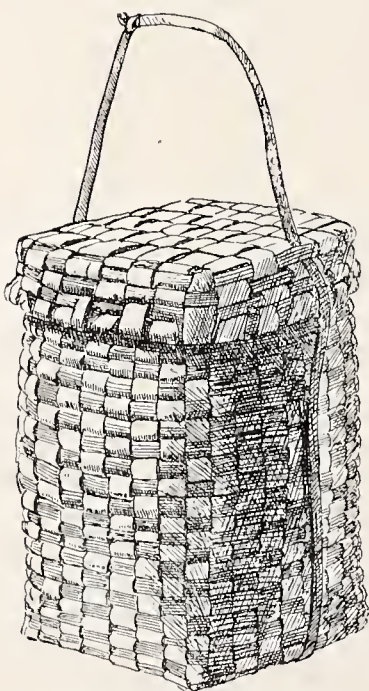


Abb. 207. Aufbewahrungskörbchen der Jaundefrauen aus Blattstreifen des Schraubenbaumes.



Abb. 206.

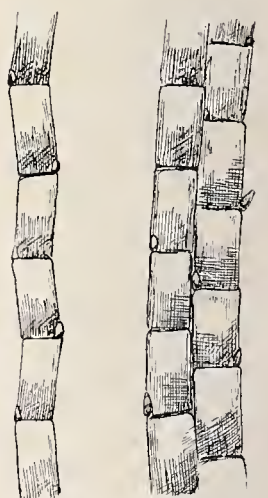


Abb. 208. Stücke des Zuckerrohrstengels.

Auch bei den Schemelmustern findet sich eine Ent-

a<sub>1</sub>a<sub>2</sub>

b



c

Abb. 209.

wicklung der Grundmuster zu abgewandelten Mustern,

und zwar ist sie zum kleineren Teil auf der Stufe der Schmuckrinden stehen geblieben und zeigt genau dieselben Bilder wie dort, zum größeren Teil ist sie erheblich weiter gediehen und hat eine reiche Fülle von neuen Bildern hervorgebracht.

Es kehren wieder das Kistenmuster (*ežima*) — rein oder in verschiedenen Abarten (Abb. 209 a) —, die aus aneinandergesetzten Rauten bestehende Schachbrettfläche (*ndök*), das Hauerscheidenmuster (*abäm nkwēda*) — rein und in einer Abart (Abb. 209 b) —, das spitzwinklige Dreieck, Speerklingenmuster (*elün akön*), das Winkelflechtmuster (*benige be nkán*), Abb. 209 c, und das Maskenmuster (*epfoa*).

Von gleichartig abgewandelten Mustern treten neu auf:

Das Feilenmuster (*zane wōs* von *zane* = Eingravierung, *wōs* = Feile) aus aneinandergesetzten kleinen Rauten, die nicht betont sind (Abb. 211 a). Der Künstler sieht nicht das Feld, sondern die Umrise und vergleicht diese deshalb mit den eingravierten, sich regelmäßig schneidenden Linien der gerauhten Feile.

Das Kauristrangmuster (*nlōn e mvama*). Auf der Fläche der Rauten wird jede zweite Reihe der übereinanderstehenden Rauten durch einen Längsstreifen halbiert, ursprünglich eine Vereinigung von Raute und Parallelinie (Abb. 211 b), in die man aufgereichte Kauris hineingesehen hat. Die Ähnlichkeit beider zeigt Abb. 210. Es erscheint mir möglich, daß hierbei noch eine andere Beziehung der Kauri zur Raute mitspricht. Die Togoneger z. B. (nach mündlicher Mitteilung des Herrn Missionars C. Spieß) erkennen in der Kauri das Bild der Vulva wieder, den Pangwe war als solches von jeher die Raute vertraut, sie erkannten deshalb nach Einführung der Kauri sofort die Ähnlichkeit mit der Raute und übertrugen auf jene die Symbolik der letzteren. Wie in Togo gilt sie bei den Pangwe als glückbringendes Zeichen und wird als solches auf Medizinhörnchen angebracht oder an Stellnetzen als Jagdmedizin aufgehängt. Ein ebenso glück-

Abb. 210.  
Kauristränge.

bringendes Zeichen ist ihnen die Raute, die sie sich mit Rotholz (glückbringende Farbe!) auf die Haut malen oder als bleibendes Muster tätowieren. Wir haben hier einen bemerkenswerten Widerspruch der Anschauung. Der Geschlechtsakt wurde, wie wir gesehen haben, bei der Ngonaussaat als ein Fruchtbarkeit fördernder Vorgang ausgeübt,

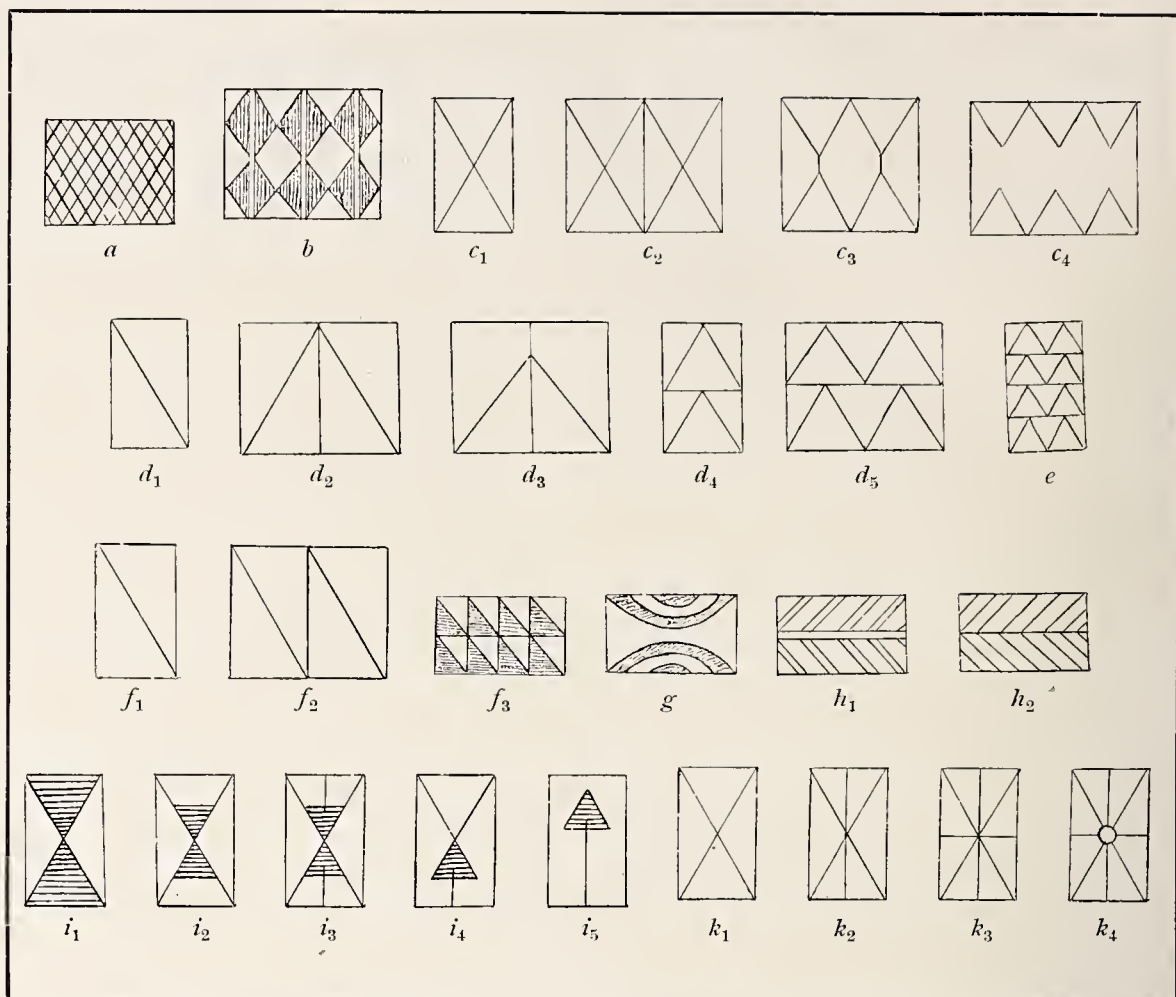


Abb. 211. Entwicklungsreihen der abgewandelten Muster der Kerbschnittkunst.

bei der Eisenverhüttung im Gegenteil als ein störender streng verboten. Die unglückbringende Bedeutung alles Geschlechtlichen überwiegt durchaus, und ich glaube daher, daß wir es hier mit zwei zeitlich verschiedenen Anschauungen zu tun haben, einer, die nur noch in Resten erkennbar ist, älteren vom Einfluß und von der Beeinflussung der Fruchtbarkeit und einer später entstandenen oder hinzugekommenen von der Sündhaftigkeit des Geschlechtsverkehrs.

Das Pfeilblattmuster (*esögele ndu* = Blatt der Flugsicherung an den Armbrustpfeilen).

Das Spitzenmuster (*mesö'n* = Spitzen ° oder *mesö'n m'egbw̄le* = Spitzen des Eisengeldes).

Beide bestehen aus einer Anzahl von Dreiecken, entstanden entweder als Endglieder der Entwicklungsreihe *c* (Abb. 211), ausgehend von den Scheiteldreiecken, oder der Reihe *d*, ausgehend von dem rechtwinkligen Dreieck. Sind die Dreiecke breitbasig, und zwar entweder leer oder mit ineinandergestellten, auf derselben Grundfläche errichteten Dreiecken ausgefüllt, so heißen sie „Pfeil-

blätter“, sind sie schmalbasig, „Spitzen“; auch findet man besonders für letztere Form, wenn die Dreiecke groß sind und infolgedessen nebeneinander, nicht reihenweise übereinander stehen, die Bezeichnung „Speerklingen“ (*etän aköñ*).

Das Schuppentierschwanzmuster (*ngem e kä*) entwickelt sich aus dem breitbasigen, spitzwinkligen Dreieck durch Übereinanderstellen mehrerer paralleler Reihen kleinerer Dreiecke (Abb. 211 e).

Das Kerbmuster (*zän e mřöt* von *zan* = Schnitzerei, Kerbschnitt, und *mřöt* = Raphiainstrument, dessen Steg gekerbt ist) entwickelt sich aus dem diagonal geteilten Rechteck durch Aneinandersetzen mehrerer Reihen von solchen mit gleichgerichteten Diagonalen, in denen durch Ausheben der einen Hälfte die entsprechenden Dreiecke betont sind (Abb. 211 f).

Das Regenbogenmuster (*metütüm* = Regenbögen). Zwei Bögen werden mit der Wölbung einander gegenübergestellt, in jeder werden weitere Bogenlinien konzentrisch eingefügt und die Zwischenräume meist abwechselnd betont (Abb. 211 g).

Das Fischgrätenmuster (*okän eñ ks*) entsteht aus dem Sumpfpalmenblattmuster durch Vereinfachung der Bänder zu Linien (Abb. 211 h).

Von ungleichartig abgewandelten Mustern treten auf:

Der Dreieckspeer (*mbä[s] - aköñ*), eine Zusammensetzung von Scheiteldreiecken und Linie, als Ergebnis einer Entwicklung, die Abb. 211, Reihe *i* zeigt.

Das Spinnennetzmuster (*ndänebö*), eine Zusammensetzung von Scheiteldreiecken und Kreis (vgl. Abb. 210 Reihe *k*).

Wie auf den Schmuckrinden werden auch im Kerbschnitt, nur viel häufiger, die Muster zu zusammengesetzten vereinigt, sei es, daß man zwei aneinandersetzt (z. B. Bogen- und Fischgrätenmuster, Abb. 212 Fig. 9, und Sumpfpalmenblatt- und Rautenmuster, Abb. 212 Fig. 26) oder ineinandersetzt, so zeigen Abb. 212 Fig. 16 das Kistenmuster, darin ein zusammengesetztes Tätowiermuster (Scheiteldreiecke und Linie), Fig. 8 dasselbe, darin ein Tier, das meistens als Katze erklärt wurde, Fig. 40 dasselbe, darin ein Dreieckspeer. Sehr häufig ist die Verbindung von Dreieck und Bogen, und zwar wird entweder der Bogen auf die Grundlinie des meist langausgezogenen spitzwinkligen Dreiecks, in dieses hineingestellt (Abb. 212 Fig. 3 u. 45), oder umgekehrt das Dreieck wird in den Bogen gesetzt, so daß seine Spitze in die Mitte der Bogenbasis und die Dreiecksbasis in die Bogenlinie fällt (Abb. 212 Fig. 45).

Gern füllt man ein Dreieck oder einen abgeflachten Bogen mit dem Fischgrätenmuster (Abb. 212 Fig. 11, 13) aus oder vereinigt zwei der letzteren miteinander, oder man teilt ein Muster in zwei Hälften und schiebt ein zweites

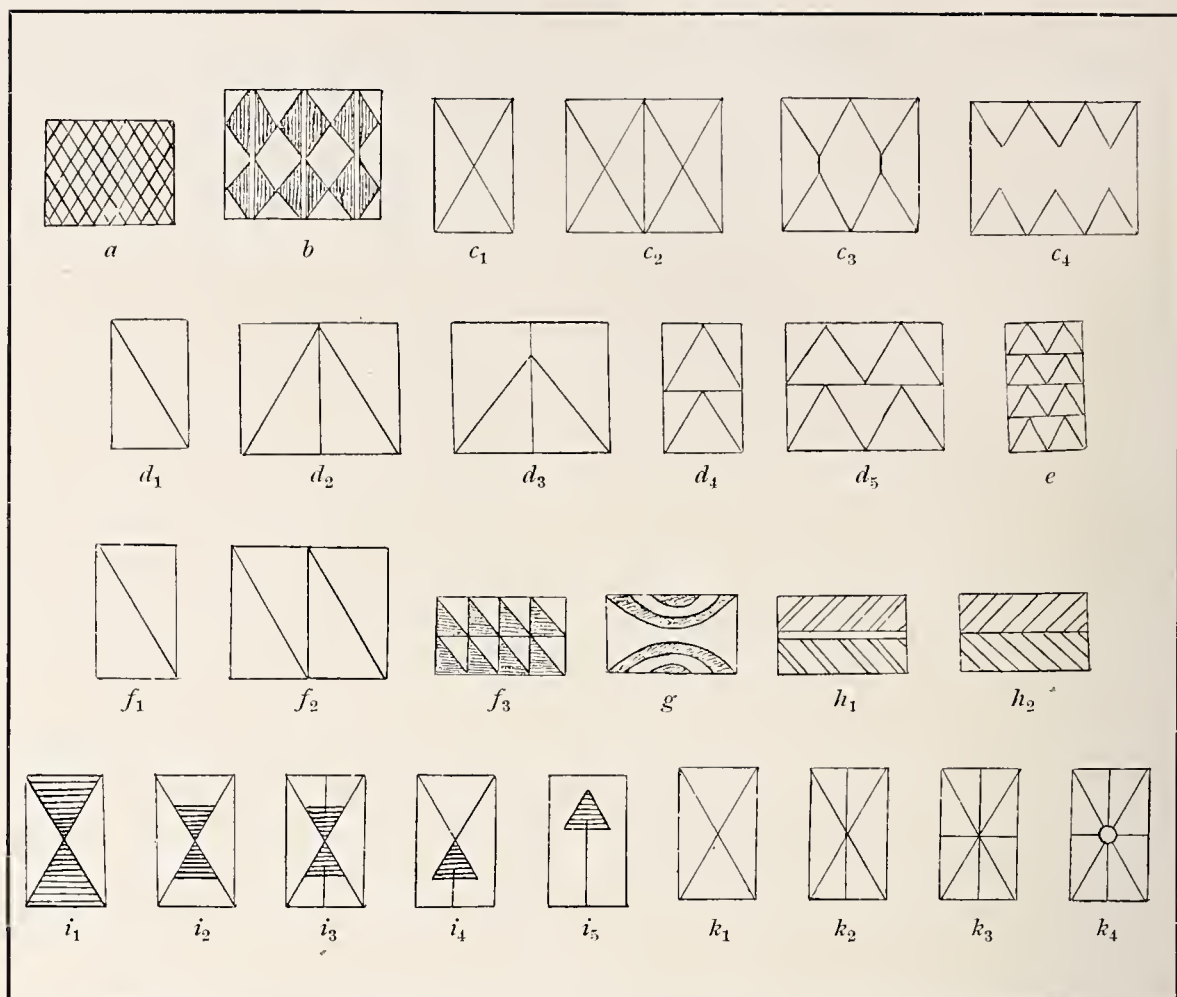


Abb. 211. Entwicklungsreihen der abgewandelten Muster der Kerbschnittkunst.

bei der Eisenverhüttung im Gegenteil als ein störender streng verboten. Die unglückbringende Bedeutung alles Geschlechtlichen überwiegt durchaus, und ich glaube daher, daß wir es hier mit zwei zeitlich verschiedenen Anschauungen zu tun haben, einer, die nur noch in Resten erkennbar ist, älteren vom Einfluß und von der Beeinflussung der Fruchtbarkeit und einer später entstandenen oder hinzugekommenen von der Sündhaftigkeit des Geschlechtsverkehrs.

Das Pfeilblattmuster (*esögele ndu* = Blatt der Flugsicherung an den Armbrustpfeilen).

Das Spitzenmuster (*mesön* = Spitzen ° oder *mesön m'egbw̄le* = Spitzen des Eisengeldes).

Beide bestehen aus einer Anzahl von Dreiecken, entstanden entweder als Endglieder der Entwicklungsreihe *c* (Abb. 211), ausgehend von den Scheiteldreiecken, oder der Reihe *d*, ausgehend von dem rechtwinkligen Dreieck. Sind die Dreiecke breitbasig, und zwar entweder leer oder mit ineinandergestellten, auf derselben Grundfläche errichteten Dreiecken ausgefüllt, so heißen sie „Pfeil-

blätter“, sind sie schmalbasig, „Spitzen“; auch findet man besonders für letztere Form, wenn die Dreiecke groß sind und infolgedessen nebeneinander, nicht reihenweise übereinander stehen, die Bezeichnung „Speerklingen“ (*etün aköñ*).

Das Schuppentierschwanzmuster (*ngöm e kä'*) entwickelt sich aus dem breitbasigen, spitzwinkligen Dreieck durch Übereinanderstellen mehrerer paralleler Reihen kleinerer Dreiecke (Abb. 211 e).

Das Kerbmuster (*zqñ e mčöt* von *zaiñ* = Schnitzerei, Kerbschnitt, und *mčöt* = Raphiainstrument, dessen Steg gekerbt ist) entwickelt sich aus dem diagonal geteilten Rechteck durch Aneinandersetzen mehrerer Reihen von solchen mit gleichgerichteten Diagonalen, in denen durch Ausheben der einen Hälfte die entsprechenden Dreiecke betont sind (Abb. 211 f).

Das Regenbogenmuster (*metü'tüm* = Regenbögen). Zwei Bögen werden mit der Wölbung einander gegenübergestellt, in jeder werden weitere Bogenlinien konzentrisch eingefügt und die Zwischenräume meist abwechselnd betont (Abb. 211 g).

Das Fischgrätenmuster (*okññ eč ks*) entsteht aus dem Sumpfpalmenblattmuster durch Vereinfachung der Bänder zu Linien (Abb. 211 h).

Von ungleichartig abgewandelten Mustern treten auf:

Der Dreieckspeer (*mbč[s] - aköñ*), eine Zusammensetzung von Scheiteldreiecken und Linie, als Ergebnis einer Entwicklung, die Abb. 211, Reihe *i* zeigt.

Das Spinnennetzmuster (*ndänebūbo*), eine Zusammensetzung von Scheiteldreiecken und Kreis (vgl. Abb. 210 Reihe *k*).

Wie auf den Schmuckrinden werden auch im Kerbschnitt, nur viel häufiger, die Muster zu zusammengesetzten vereinigt, sei es, daß man zwei aneinandersetzt (z. B. Bogen- und Fischgrätenmuster, Abb. 212 Fig. 9, und Sumpfpalmenblatt- und Rautenmuster, Abb. 212 Fig. 26) oder ineinandersetzt, so zeigen Abb. 212 Fig. 16 das Kistenmuster, darin ein zusammengesetztes Tätowiermuster (Scheiteldreiecke und Linie), Fig. 8 dasselbe, darin ein Tier, das meistens als Katze erklärt wurde, Fig. 40 dasselbe, darin ein Dreieckspeer. Sehr häufig ist die Verbindung von Dreieck und Bogen, und zwar wird entweder der Bogen auf die Grundlinie des meist langausgezogenen spitzwinkligen Dreiecks, in dieses hineingestellt (Abb. 212 Fig. 3 u. 45), oder umgekehrt das Dreieck wird in den Bogen gesetzt, so daß seine Spitze in die Mitte der Bogenbasis und die Dreiecksbasis in die Bogenlinie fällt (Abb. 212 Fig. 45).

Gern füllt man ein Dreieck oder einen abgeflachten Bogen mit dem Fischgrätenmuster (Abb. 212 Fig. 11, 13) aus oder vereinigt zwei der letzteren miteinander, oder man teilt ein Muster in zwei Hälften und schiebt ein zweites

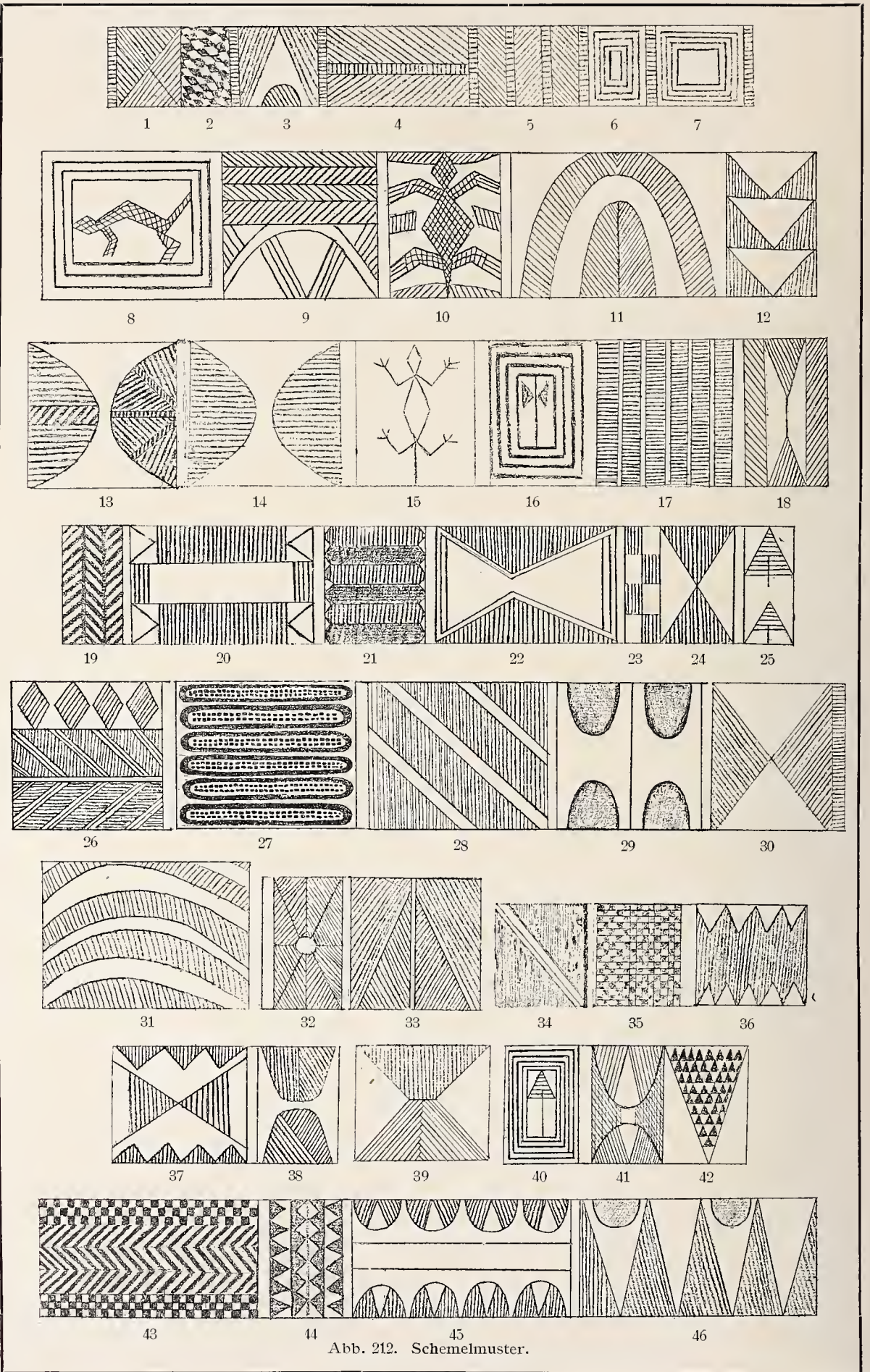


Abb. 212. Schemelmuster.



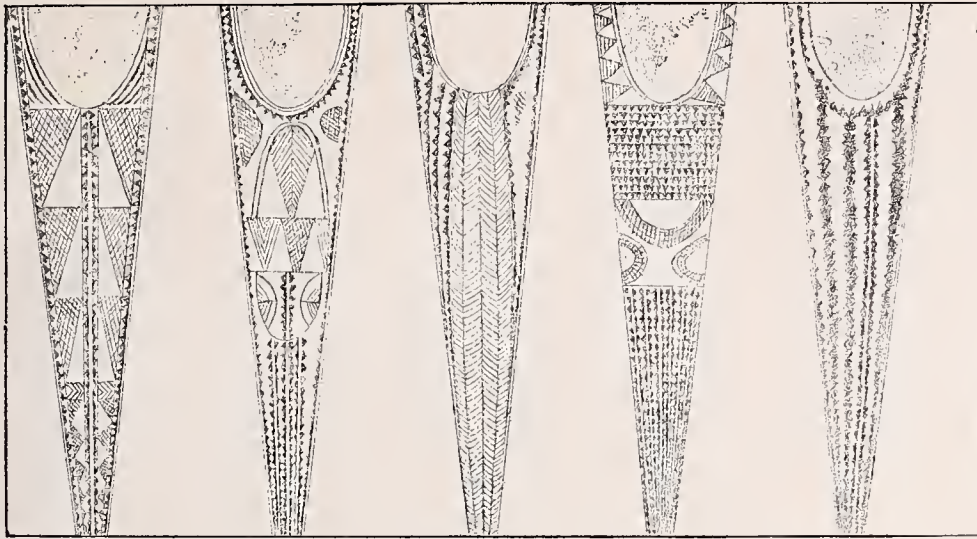


Fig. 1.

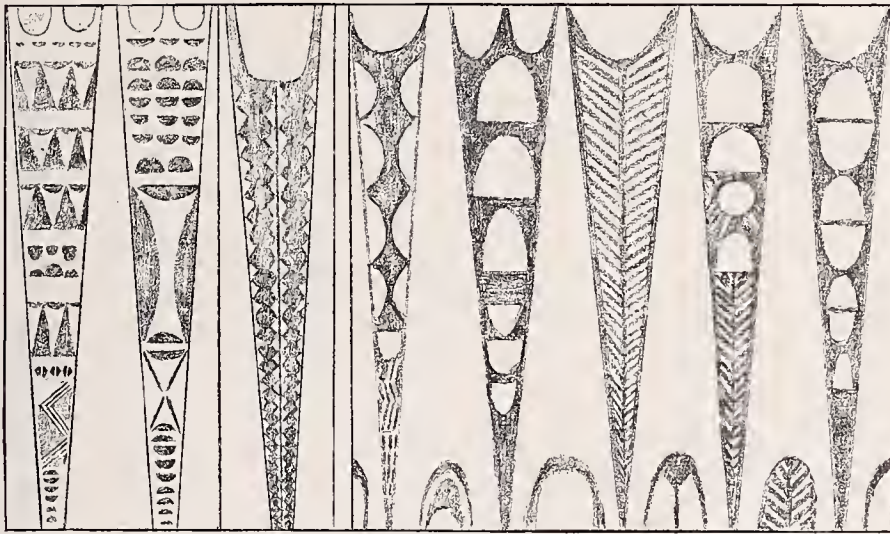


Fig. 2.

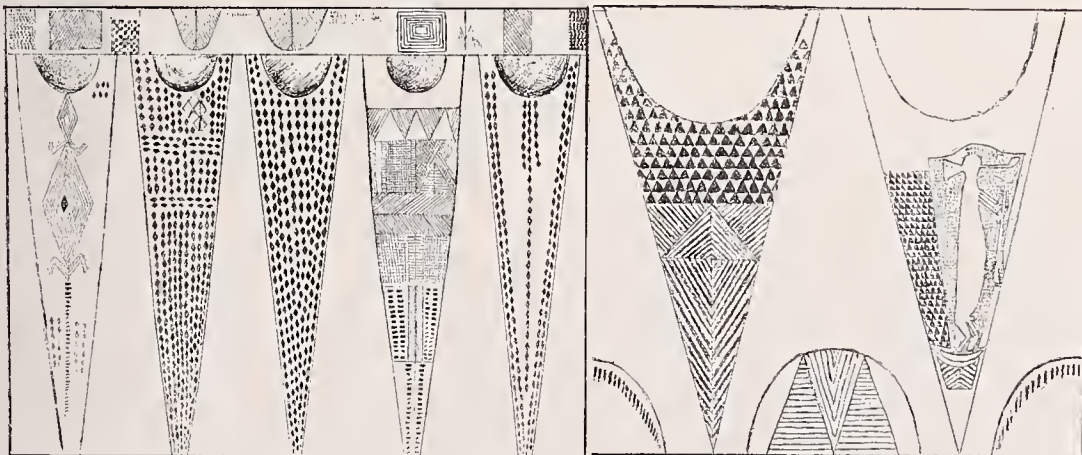


Fig. 3.

Fig. 4.

Abb. 213. Muster von Felltrommeln (abgerollt).

dazwischen, wie in Abb. 212 Fig. 44, wo ein Kauristrangmuster in ein anderes, und Fig. 43, wo ein Sumpfpalmenblattmuster in ein Schachbrettmuster eingeschoben ist. Besonders an letzterem Beispiel ist sehr gut zu erkennen, daß das eine Muster tatsächlich eingeschoben ist, und nicht etwa oben und unten zwei andere Muster an das erste gesetzt sind.

Alle genannten Muster sind, außer auf den Schemeln, auf den Stielen der Rührlöffel — nur in Anpassung an den Raum kleiner und weniger sauber ausgeführt —, sehr selten an denen der Schöpflöffel angebracht. Dagegen sind manche Felltrommeln in hervorragend künstlerischer Weise verziert, vielleicht darf man sagen, daß das erste Feld von Fig. 1 Abb. 213 einen Triumph der Kerbschnitzerei darstellt. So wie bei dieser sind bei allen großen Felltrommeln der Pangwe die Schnitzmuster auf erhabenen Dreiecksfeldern zwischen oberem und unterem Trommelring (der oft in gleicher Weise verziert ist) angebracht. Diese Felder reichen bei den Ntum und Fang über den ganzen Mantel des Trommelzylinders, so daß ihre Basis oben, ihre Spitze unten liegt; bei den Mwai wird die Mantelfläche durch einen Ring in zwei Hälften geteilt, die mit nach der Mitte gerichteten Dreiecken ausgefüllt sind (Abb. 214). Die Verzierung selbst ist bei ihnen viel einfacher.

Bei den Mwai sah ich übrigens einen Hauspfahl, der mit ähnlichen Mustern in gleicher Anordnung wie die Trommeln beschnitzt war.

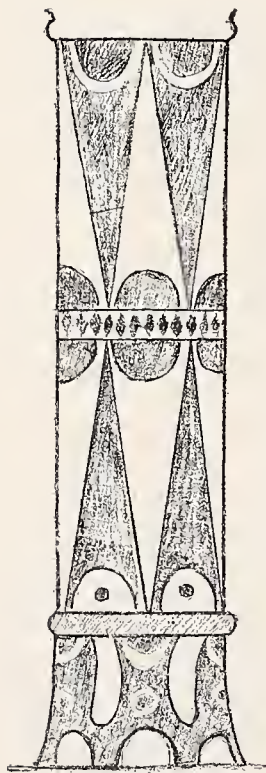


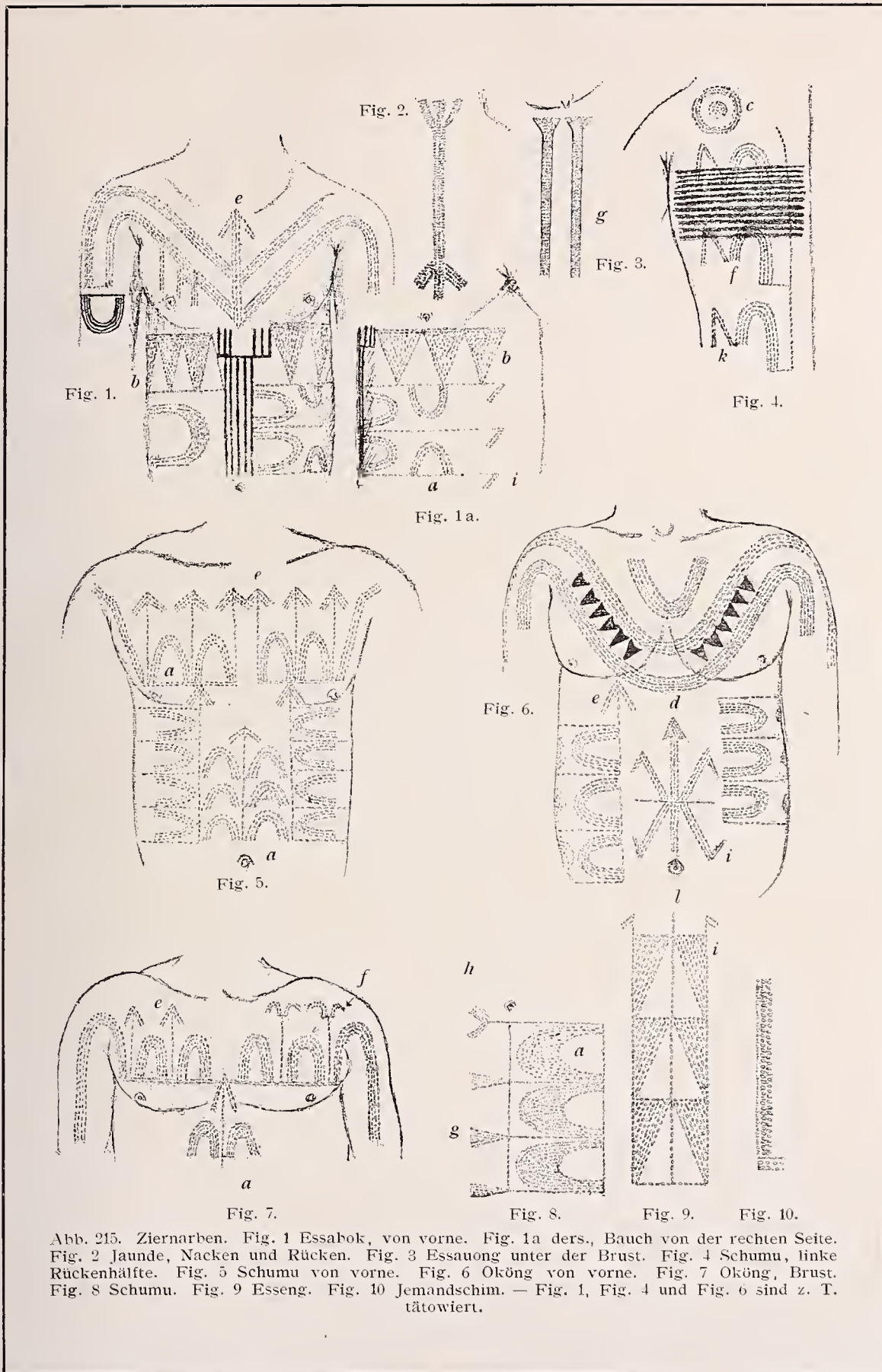
Abb. 214.  
Trommel der Mwai  
aus Malén (Fam. Sebō),  
Neu-Kamerun.

### 3. Ritzmuster.

#### a) Ziernarben.

Die Muster der durch Schnitt entstandenen Ziernarben sind nicht reichhaltig, es gibt nur etwa ein Dutzend. Sie kehren ständig in derselben Form wieder und zeigen keine Neigung zu wesentlicher Abwandlung.

Von den ursprünglichen Grundmustern sind auf sie übernommen worden das von einer Diagonale durchzogene Rechteck (hier *esā[s]-māñ* = Halbmuster genannt), Abb. 215 Fig. 9, die geraden Parallellinien (hier *mekōn* = Führungsstöcke genannt), Abb. 214 Fig. 10, oft vereinfacht zur einfachen Linie *l*, und der Bogen *a* (hier *makōs* = Bögen genannt); von gleichartig abgewandelten Mustern das spitzwinklige Dreieck *b* (*ndū-mbān* = Pfeilblatt) und der Kreis *c* (hier *atōk* = Strudel genannt); von ungleichartig abgewandelten Mustern der Dreiecksspeer *d* (*mbā[s]-akōñ*). Bekannt ist uns auch der Widerhakenspeer *e* (*ngam-akōñ*), von dem ich bereits gesagt habe, daß er bei den Ziernarben entstanden ist, und zwar wahrscheinlich aus einer



Verbindung der Linie (der abgewandelten geraden Parallellinie) mit der Figur des in ein Dreieck gesetzten Bogens (vgl. Abb. 212 Fig. 3), dessen Basis wegfällt. Neu sind:

von gleichartig abgewandelten Mustern: der unvollendete Bogen *f* (*erūda* = Biegung);

von ungleichartig abgewandelten Mustern: die Düse *g* = *šöḡi* (Dreieck mit Linie), der Strahl *h* = *nsām* (Winkel, entstanden aus dem Hakenspeer durch Fortlassen des Stiels, mit oben angesetzter Linie) und der Haken *i* = *kōb* (halber Winkel mit Linie).

Die fünf Muster: Stöcke, Düse, Haken, Strahl und Strudel stehen, wie ihre Namen beweisen, in enger Beziehung zur Eisentechnik und zum Feuer. In die Linie hat man den Führungsstock hineingesehen, der bei der Anlage des Schmelzofens die Öffnungen für die Düsen des Gebläses freihält, im Dreieck mit Linie, die in entsprechender Anordnung zufällig aneinandergesetzt waren, die Düse wiedererkannt. Derselbe Vorgang wiederholt sich bei dem Haken (*kōb*), mit dem der bei der Eisenverhüttung gebrauchte Schürhaken (*okōb*) gemeint ist, und beim Strudel (*atōk*), den man beobachtete, wenn man das heiße Metall zum Abkühlen in Wasser tauchte, und dieses zischend aufbrodelte (*a tōk* = brodeln) und in Ringen auseinanderfloß, und endlich beim Strahl (*nsām*), der die offensichtlichste Lebensäußerung des Feuers wie der Sonne ist, und den man deshalb, weil der Arm das Simbild der Lebensäußerung ist, genau wie die alten Ägypter als Arm darstellt (vgl. Abb. 215 Fig. 8 *h* und Adolf Erman: „Die ägyptische Religion“, Bild des Sonnengottes S. 78).

Ein mir als Tabakspfeife (*mrö-taa*) bezeichnetes Muster, das sich wohl ebenso wie das Düsenmuster aus Dreieck und Linie entwickelt hat, blieb ein vereinzelter Fall.

Nicht erklärt bekam ich ein Muster, das einen Winkel darstellt (*k*) und in Zusammenhang mit dem Dreieck steht.

Die Ziernarbenmuster kommen selten einzeln vor, in der Weise etwa, daß eins den Oberarm schmückt, ein zweites die Brust u. dgl., sondern meist in umfangreichen Zusammensetzungen, in denen die einzelnen Teile aber stets selbständig gesehen werden und ihren ursprünglichen Namen behalten, nur zweimal begegnete ich einer eigenen Bezeichnung für eine derartige Musterverbindung, aber auch sie schloß sich nicht an den Inhalt des Dargestellten an, sondern an den Ort, an dem das Muster angebracht war; das eine hieß Nabelteilung (*osa-dōb*)<sup>1)</sup>, war über dem Nabel angebracht (vgl. Abb. 215 Fig. 6) und bestand aus einem Querstock mit oben und unten angesetzten Haken, Dreieckspeeren, Stöcken und Bögen — offenbar hatte es früher tiefer, um den Nabel herum gelegen, so daß der Querstock durch den Nabel ging und ihn

<sup>1)</sup> *a sa* = spalten, teilen; *dōb* = Nabel.

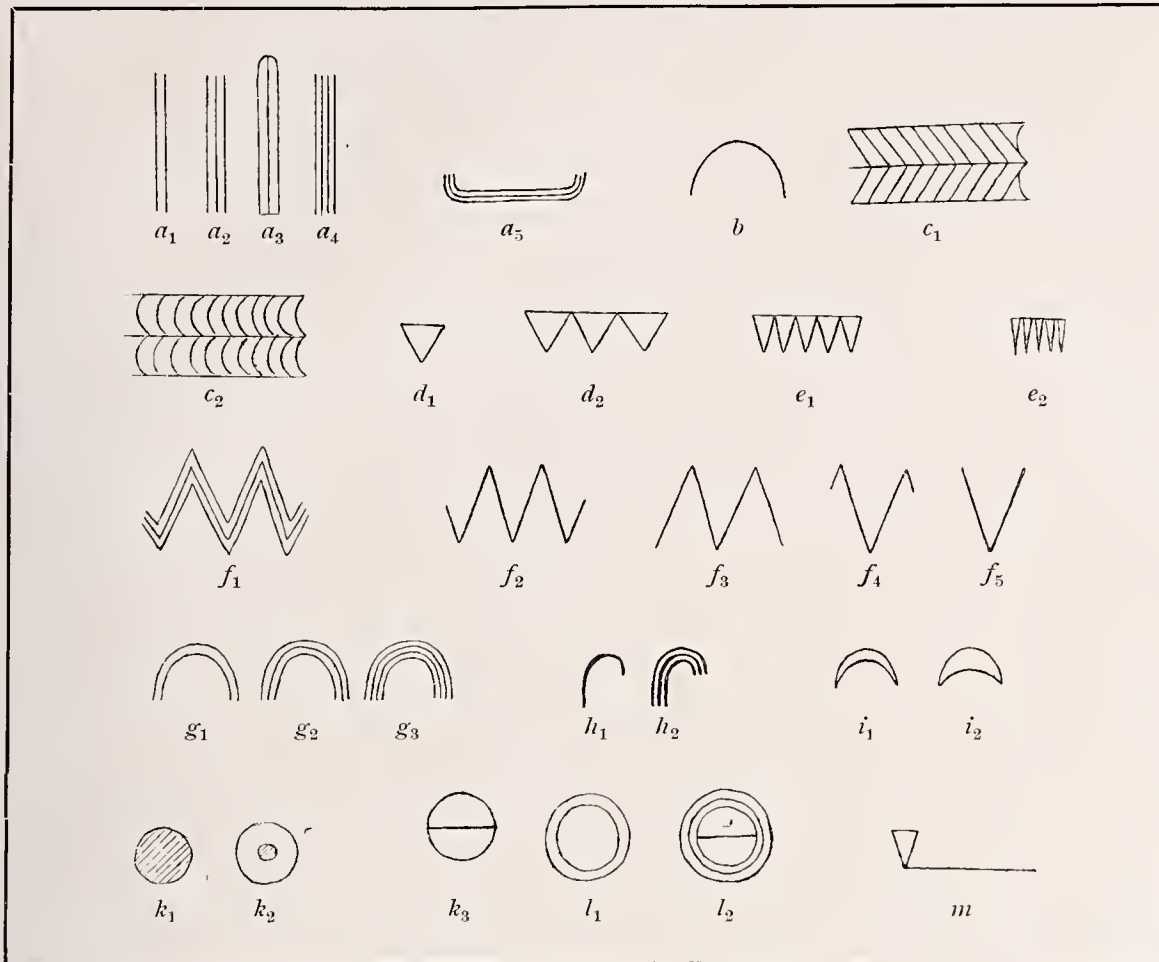


Abb. 216. Grundmuster der Tätowierkunst.

„teilte“ —, das andere (*zãñe abãm*) bestand in der Hauptsache aus Halbmustern (diagonalgeteilten Rechtecken) und trug seinen Namen nur deshalb, weil es für die Scheiden der Schwerter und zweischneidigen Messer bevorzugt wird (Abb. 215 Fig. 9).

Die Ziernarben bedeuten dem Fang einen vornehmen Schmuck, und können in der Tat, selbst mit den Augen eines Europäers betrachtet, schön und würdig genannt werden, besonders wenn sie in so außerordentlicher Regelmäßigkeit angeordnet sind, wie in Abb. 215 Fig. 5.

#### b) Tätowierung.

Die Entwicklung der Ornamentik ist in der Tätowierung weitergediehen, insofern die Grundmuster seltener, die abgewandelten häufiger und mannigfaltiger werden.

An Grundmustern (Abb. 216) kehren wieder Raute (hier als Einzelraute, *bendö be bā* = Raute aus Rotholz, vgl. Abb. 218, c, genannt), Varan (*nkaak*), gerade Parallellinien (hier ebenfalls *melõñ* = Palmbänder oder *mekõn* = Stöcke,

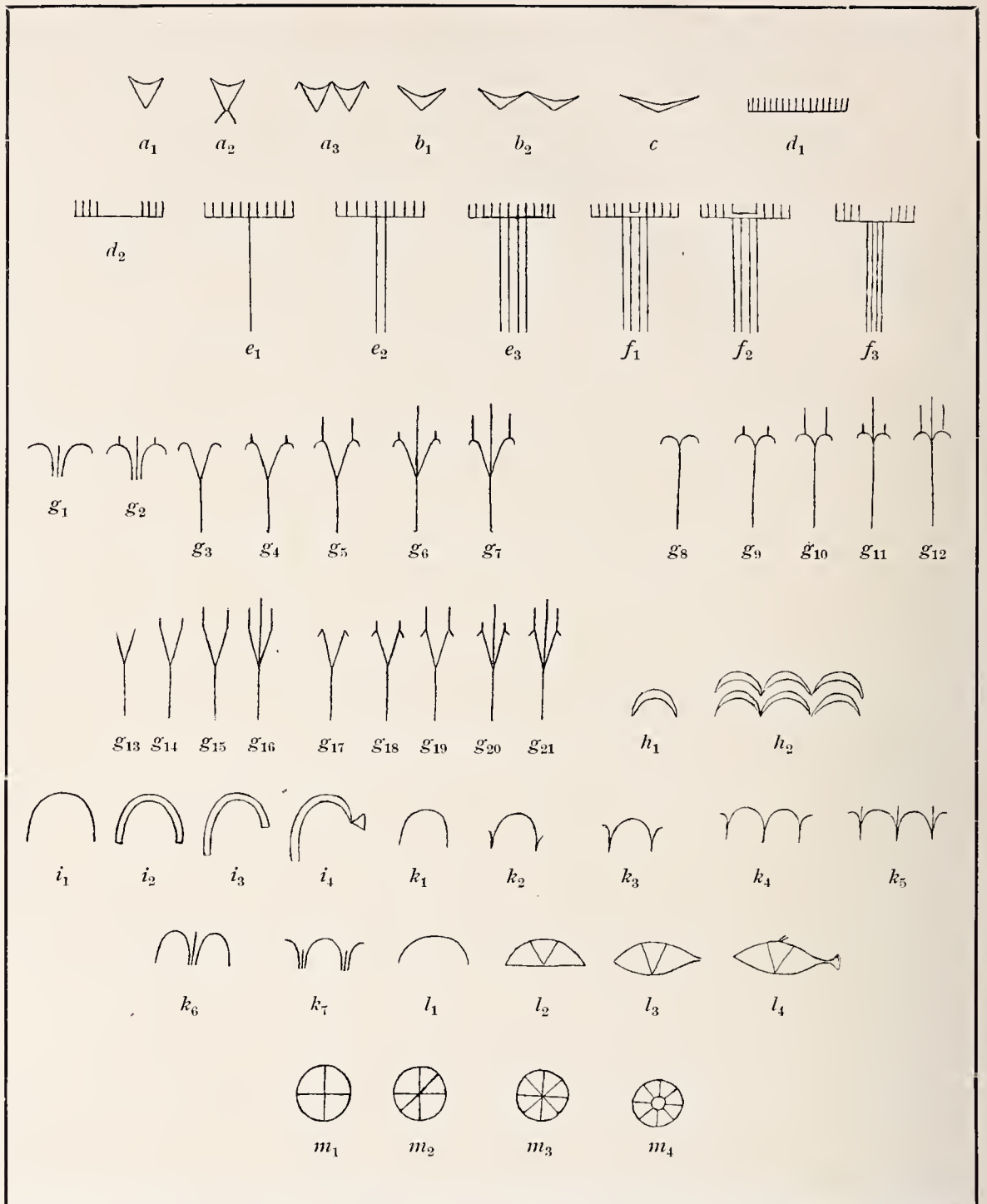


Abb. 217. Entwicklungsreihen der abgewandelten Muster der Tätowierkunst.

auch *mekön aköñ* = Speerstiele oder *mekön e mväñ* = Stöcke der Ziernarben genannt), *a*, Bogen (hier *řkřluga-nkpwäs* = Fallenbogen der Vogelfalle), *b*, und Gräte (*okäñ e kōs* = Fischgeräte), hier zum Teil mit bogenförmigem Verlauf der Ästelungen, *c*; von gleichartig abgewandelten Mustern das Kistenmuster (*ežima*), das Pfeilblattmuster (*esögele ndu*), *d*, das Spitzenmuster (*mesöñ*), *e*, das Korbeckenmuster (*mebúge me nkün* = Korbecken oder *melöñ* = Palm-

bänder), mit Rückbildung bis zum Winkel, *f*, parallele Bögen (hier ebenfalls *ekūluga nkpwās* = Fallenbogen oder *melōñ* = Palmbänder oder *bewō[k] be nkōē* genannt), *g*, unvollendete parallele Bögen (*erwda*), *h*, Halbmonde (*efangōmendān* = vgl. Rindenmuster), *i*, Kreis (hier *ndžige ngōmendān* = Vollmond genannt), *k*, und Strudel (*atōk*), *l*; von ungleichartig abgewandelten Mustern Widerhakenspeer (*ngam akōñ*) und Pfeife (*mrō taa*), *m*.

Neu treten auf (Abb. 217):

Der **Vogelschwanz** in drei Abarten, dem Milanschwanz (*ngāb-obām*), *a* 1—3, dem Drongoschwanz (*ngāb obāmōke*)<sup>1)</sup>, *b* 1. u. 2, und dem Schwalbenschwanz (*ebōno e kūlejme*)<sup>2)</sup>, *c*, entstanden aus dem ins Dreieck gesetzten Bogen ohne Basis. Diese Figur haben wir mit der Basis als zusammengesetztes Muster bei der Kerbschnitzerei und mit weggelassener Basis verbunden mit einem Strich als Widerhakenspeer unter den ungleichartig abgewandelten Mustern der Ziernarben kennen gelernt.

**Tränen einer Schönen** (*mīlige me mbōñ*), eine einzelne Linie oder Parallellinien mit kurzen auf der einen Seite rechtwinklig angesetzten Strichen, mit Vorliebe auf den Wangen angebracht, *d*.

**Gabel** (*ebāi*), aus dem vorigen entwickelt durch Ansetzen von ein oder mehreren Stöcken, *e* 1—3.

**Skorpion** (*kādēlēne*), gleich dem vorigen mit einer Lücke in der Mitte der „Tränenreihe“, *f* 1—3.

**Affenschwanz** (*ngēm avōm*)<sup>3)</sup>, aus Stock, in Verbindung mit Bogen oder Winkel, *g* 1—21. An diesem Beispiel sieht man besonders gut, wie das Auge des Negers von dem Tier gerade das Wesentliche erfaßt, hier den Schwanz und Hinterleib, denn tatsächlich sieht man von den Meerkatzen, wenn sie in der Ruhe sind, nur die von den Ästen herabhängenden Schwänze, was die Pointe folgenden Rätsels abgibt:

*ešūma gbwē e bēle ma matō[k] m'orōñ.*

Gelbbauch-meerkatze<sup>4)</sup>, sie sitzt mir in der Verzweigung der Copaifera.

Antwort: *nkō-elōb* = Tau (Luftwurzeln) des Feigenbaums (*Ficus*).

Genau so war es bei der Schwalbe, wo der typische gabelförmige Schwanz den Anstoß zum Muster gab, und dasselbe werden wir beim Leoparden sehen, dessen Flecke, beim Nashornvogel, dessen Schnabel dem Muster den Namen gegeben haben.

1) *Dircanurus coracinus* Verr.

2) *Psalidoproene tessmanni* Rchw.

3) *avōm* = *Cercopithecus laglaizei* Pocock, Weißnasenmeerkatze.

4) *ešūma* = *Cercopithecus grayi* Fraser.

Leopardenflecken (*zö*) F. oder Papageikrallen (*biēī, be kūs*) Nt., eine Anzahl über- und nebeneinandergestellter Halbmonde, *h* 1—2.

Nashornvogelschnabel (*ngūn* = Nashornvogel, *Ceratogymna atrata* Temm.), eine Biegung (unvollendeter Bogen) mit einem angesetzten Dreieck, *i* 1—4.

Froschbeine (*enām edžō*)<sup>1)</sup>, eine Reihe nebeneinandergestellter Bogen mit senkrechten Linien zwischen ihnen, *k* 1—7.

Fisch *Barbus guirali* Thom. (*mrā*), aus Bogen und Dreieck entwickelt, wie Reihe *l* 1—4 zeigt, in der Vollendung aber nur einmal beobachtet.

Spinne (*abūb*), entstanden aus den in den Kreis gesetzten Scheiteldreiecken, die, wie bei dem entsprechenden Schemelmuster, zum Teil längshalbiert sind, *m* 1—4.

An je einmal beobachteten Mustern seien erwähnt:

Eiserne Doppelschelle (*nkōn*), aus einem Bogen mit zwei angesetzten Dreiecken (Abb. 219 a), die ich an einem Küstenwai sah, und die wohl entlehnt ist, da eine Doppelschelle bei den Pangwe nicht vorkommt.

Messer (*okōn*), das wohl in Anlehnung an das Rechteck (Kistenmuster) entstanden ist, vielleicht in Verbindung mit dem Dreieck, und das möglicherweise absichtlich einem europäischen Messer angeähnelte ist (Abb. 218 b).

Seefisch (*kō/s/ a mān*), aus Kreis und Linien entstanden, die vermutlich eine Erinnerung an einen Seefisch, Seeschildkröte oder ähnliches ist, und die der Künstler hier in einen aus konzentrischen Kreisen gebildeten Strudel gesetzt hat (Abb. 219 c).

Es erscheint bedeutsam, daß diese drei letzten Vorwürfe Dinge betreffen, die dem Lande bzw. der Kultur der Pangwe fremd sind, und ich glaube, daß sich hier zu dem Spiel mit den bekannten Mustern die bewußte Absicht gesellt hat, ein Erinnerungsbild festzuhalten, also gleichsam ein Übergang vorliegt zum reinen Zeichnen.

Ein ähnlicher Vorgang liegt vielleicht dem „Chamäleon (*džīngbwō*)“ zugrunde, das ich zweimal sah, das erstemal war die Entstehung aus dem an einen Halbmond angesetzten Rechteck vollkommen deutlich, so daß sogar die Wölbung des Halbmondes auf der verkehrten Seite saß (Abb. 218 d), das andere Mal war das Tier in Körper und Kopf realistisch gut getroffen (Abb. 218 e).

Die zusammengesetzten Muster, die — wie ich erwähnt habe — in der Tätowierung sich außerordentlich häufen, sind so mannigfaltig, daß sie hier nicht alle erwähnt werden können; wir finden vielfach Halbmond mit Linie und Tränen vereinigt, Dreiecke und Stöcke usw. (Abb. 220).

<sup>1)</sup> *edžō* = *Rana zenkeri* N d n.



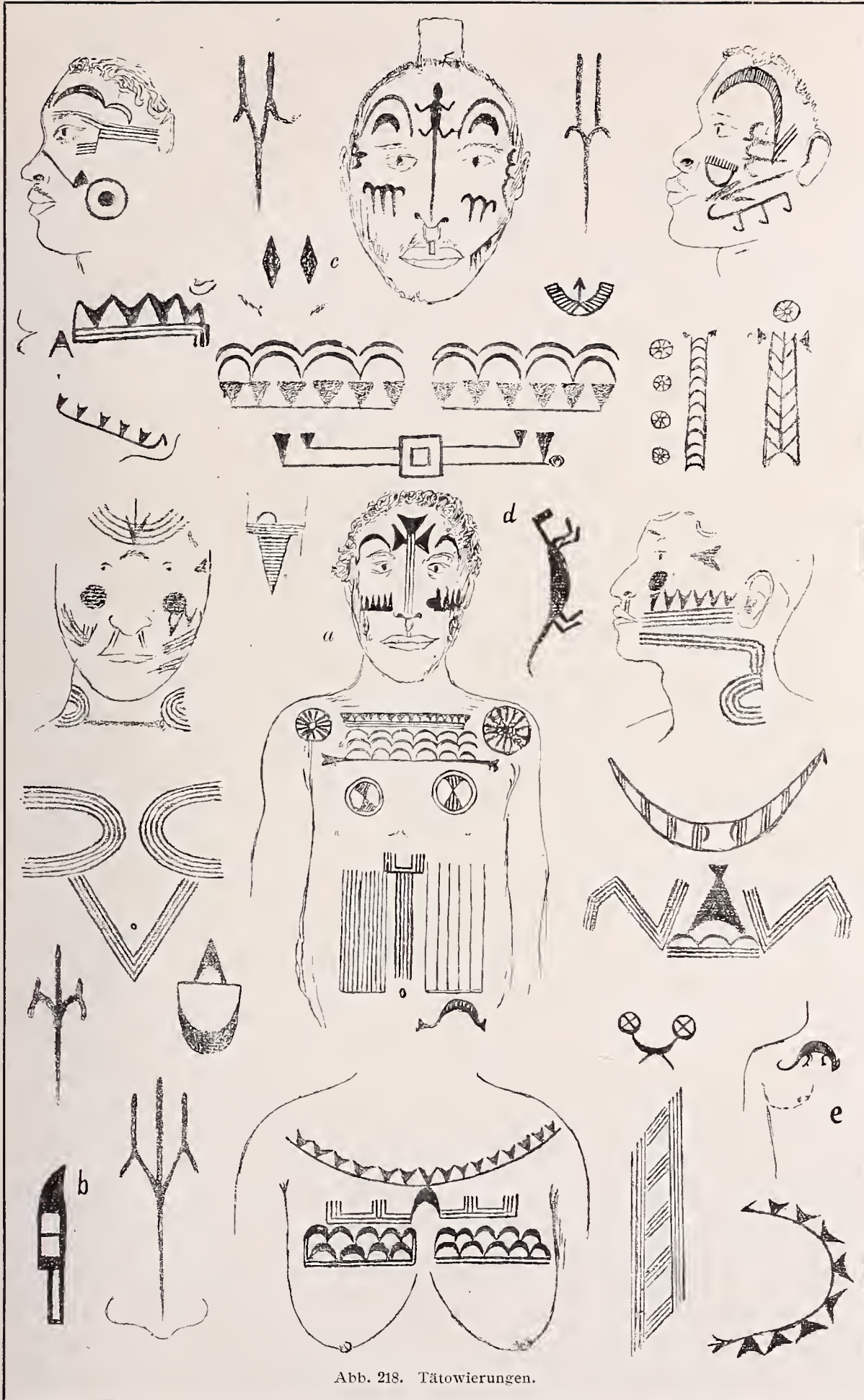


Abb. 218. Tätowierungen.

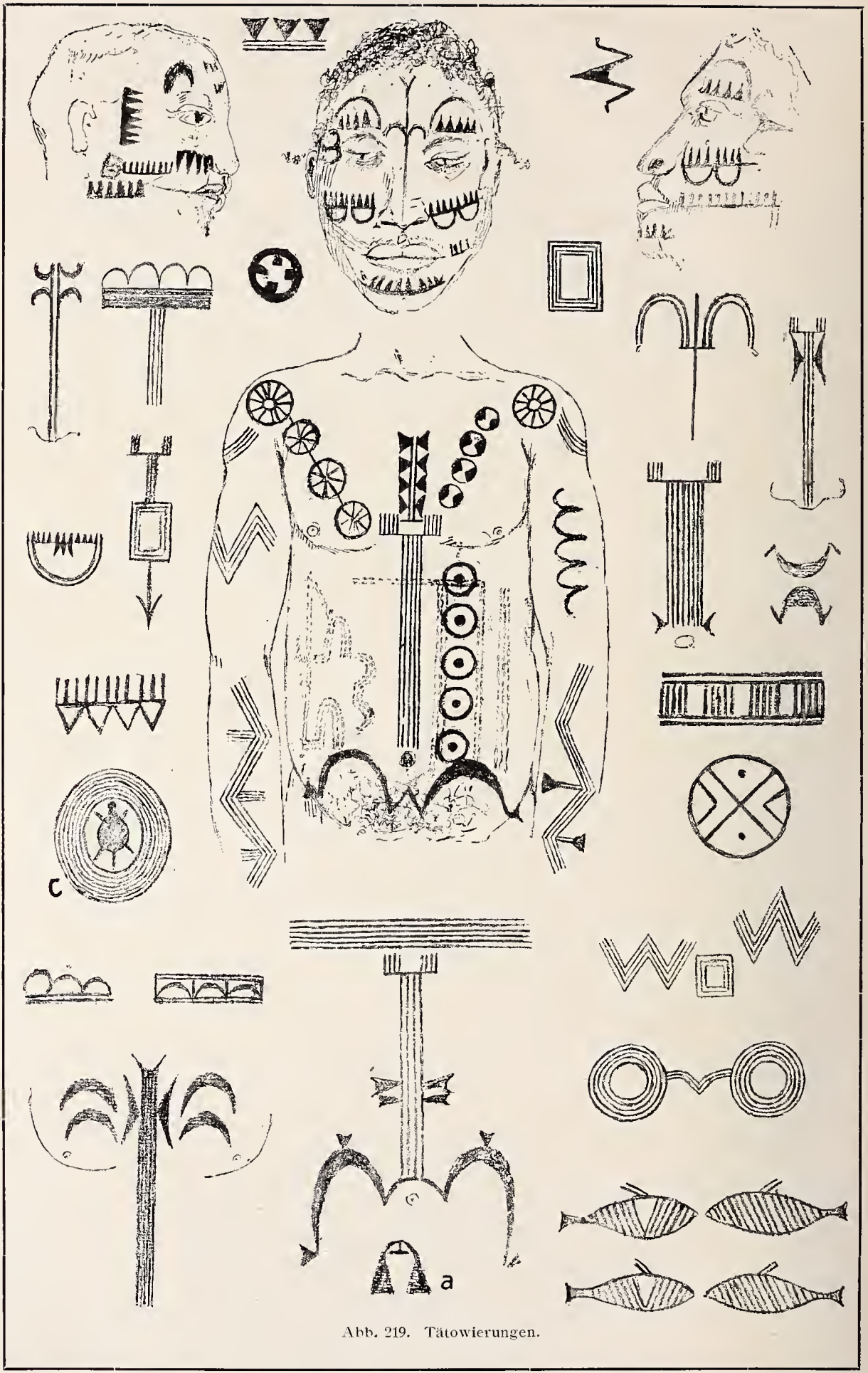


Abb. 219. Tätowierungen.

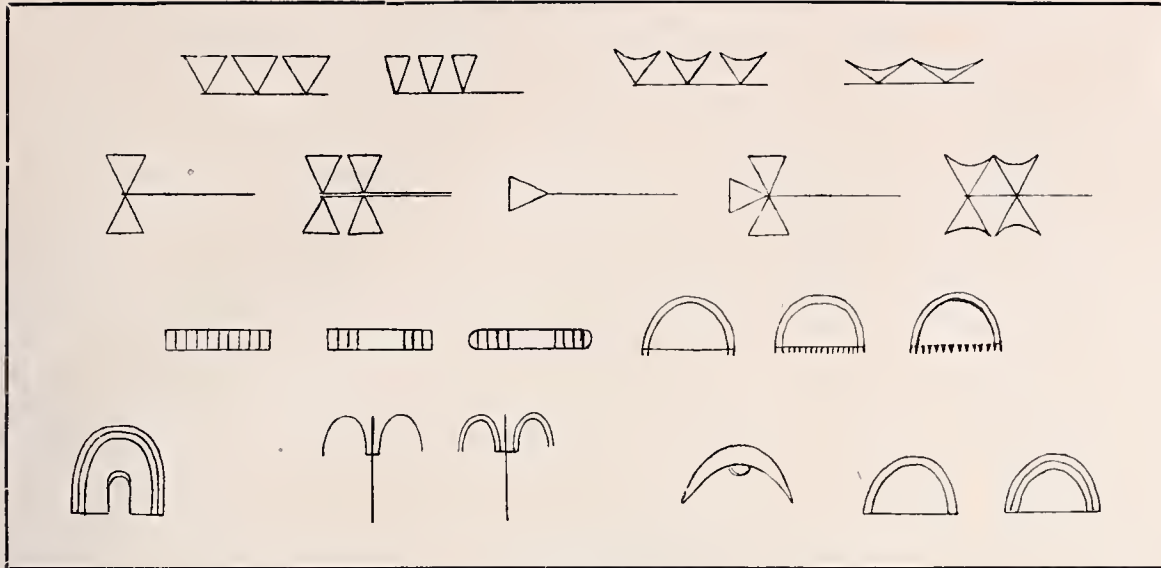


Abb. 220. Zusammengesetzte Muster der Tätowierkunst.

## c) Verzierung von Raphiastengeln usw.

Die Technik, die ich selbst nicht gesehen habe, da es mir nicht gelang, einen ihrer Meister zu treffen, soll mit einem Werkzeug ausgeführt werden, das bohrend oder schabend die Oberschicht der Raphiarinde herausdrückt.

In ihrer Ornamentik kehren Typen aller in den verschiedenen Handfertigkeiten und Kunstzweigen gewonnenen Muster wieder (Abb 221). Es kommen vor: von Grundmustern: Rechteck (Ziseliermuster), Einzelraute (Besmieren des Körpers), Varan (Rindenmuster), Fig. 5, Scheiteldreiecke, hier nicht ganz ausgeführt (Rinden- bzw. Kerbschnittmuster), Parallellinien, gerade oder gewellt (Rindenmuster), Bogen (Rinden-, Kerbschnitt- oder Tätowiermuster); von gleichartig abgewandelten Mustern: Kisten- (Kerbschnittmuster), Pfeilblatt (Kerbschnitt- bzw. Tätowiermuster), Schuppentierschwanz, hier nicht vollendet (Kerbschnittmuster), Speerklinge (Rinden- oder Kerbschnittmuster), Mond (Tätowiermuster), Parallelbogen (Tätowiermuster); von ungleichartig abgewandelten Mustern: Milanschwanz (Tätowiermuster), Widerhakenspeer (Ziernarben- bzw. Tätowiermuster), Sonne (Malen), Chamäleon (Rinden- bzw. Tätowiermuster), Fig. 4 b, Fig. 2 e; von zusammengesetzten Mustern: zwei Striche mit Dreiecken (Tätowiermuster), Tränen und Bogen (Tätowiermuster), doppelter Widerhakenspeer (Tätowiermuster), Strich mit zwei Bögen (Ziernarbenmuster), dreifache Parallelbögen (Tätowiermuster).

Neu treten auf eine Zusammensetzung von Quadraten, in die auf jeder Seite ein Bogen hineingesetzt, Fig. 2 a (einzelnes Quadrat mit Bögen; Kerbschnitt- bzw. Ziseliermuster), eine 8-artige Zeichnung mit eingezeichneten Kreisen (Bänder), Fig. 4 a, ferner eine Anzahl Figuren, die wahrscheinlich von der Malerei

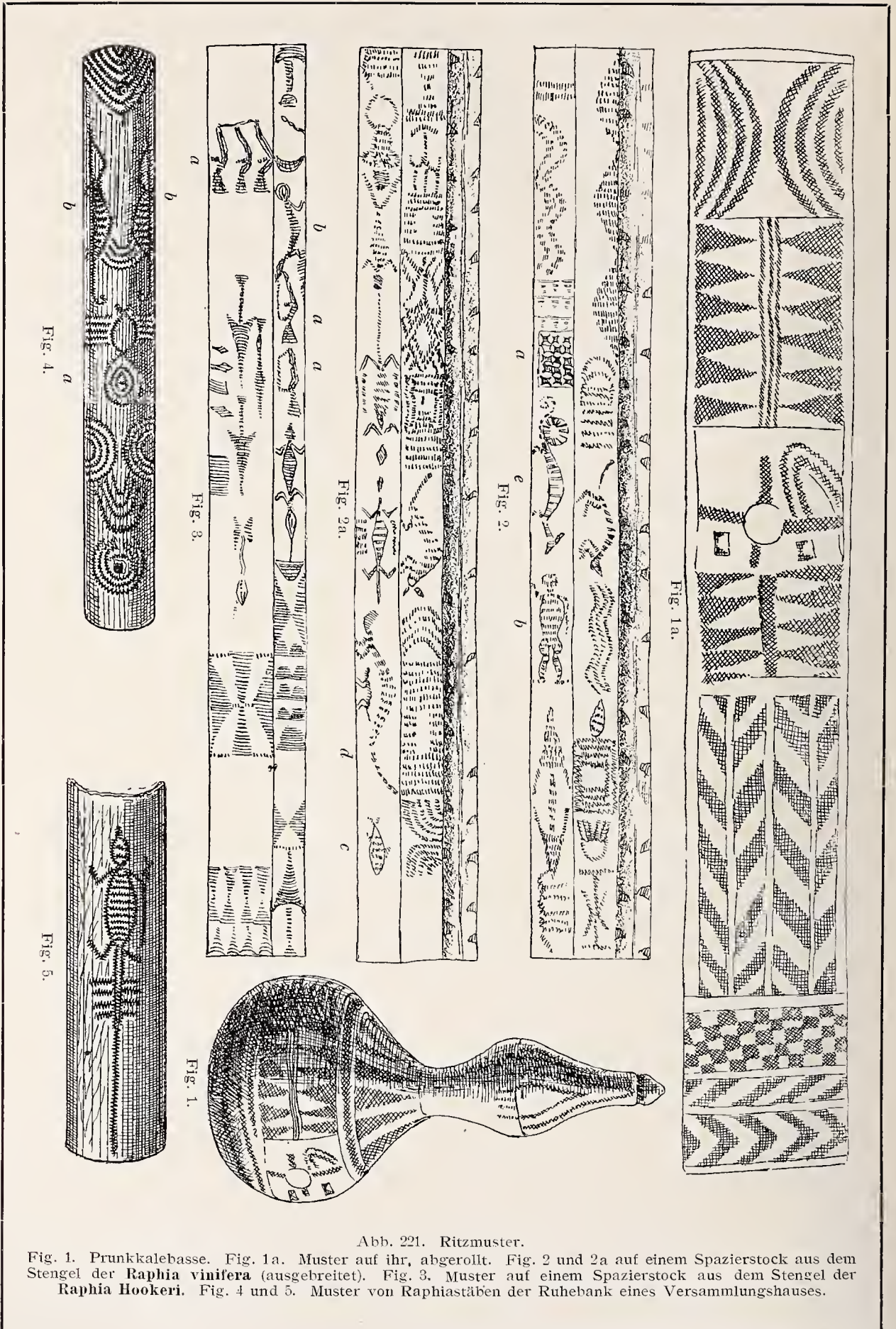


Abb. 221. Ritzmuster.

Fig. 1. Prunkkalebasse. Fig. 1a. Muster auf ihr, abgerollt. Fig. 2 und 2a auf einem Spazierstock aus dem Stengel der *Raphia vinifera* (ausgebretet). Fig. 3. Muster auf einem Spazierstock aus dem Stengel der *Raphia Hookeri*. Fig. 4 und 5. Muster von Raphiastäben der Ruhebänk eines Versammlungshauses.

übernommen sind, nämlich Mann (Viereck, Striche, Bogen), Fig. 2 *b*, Fisch (Dreiecke, Striche), Fig. 2 *a*, *c*, Gewehr (Dreiecke, Striche), Fig. 3 *a*, Affe (Mond, Kreis, Haken, Strich), Fig. 3 *b*, Katze (Bogen, Kreis, Striche), Fig. 2 *a*, *d*.

#### 4. Ziseliermuster.

Halsringe, Fußstulpe (seltener Fuß- und Fingerringe), Schwertklingen und Streitäxte werden mit Ziseliermustern verziert.

Von den Halsringen sind nur die dreikantigen verziert, und zwar in der Mitte der vorderen Flächen in je drei quadratischen oder rechteckigen Feldern nebeneinander (Abb. 222a Fig. 1—10). Die beiden Mittelfelder zeigen durchweg je vier den Kanten aufgesetzte Bögen, die zum Teil samt der Fläche zu tiefen Kerben ausgemeißelt sind. Den Außenkanten der Seitenfelder ist je ein ebenso gearbeiteter Bogen aufgesetzt. Die Seitenfelder selbst sind nun verschieden gemustert, und zwar fast nur in „Grundmustern“, nämlich dem Rechteck (Fig. 10); der Raute (Fig. 6, Fig. 10), dem von einer Diagonale durchzogenen Rechteck (Fig. 9), den doppelten Parallellinien (Fig. 1), dem Bogen (Fig. 1—10) und der Gräte (Fig. 2); von gleichartig abgewandelten kommt nur der Kreis vor (Fig. 8).

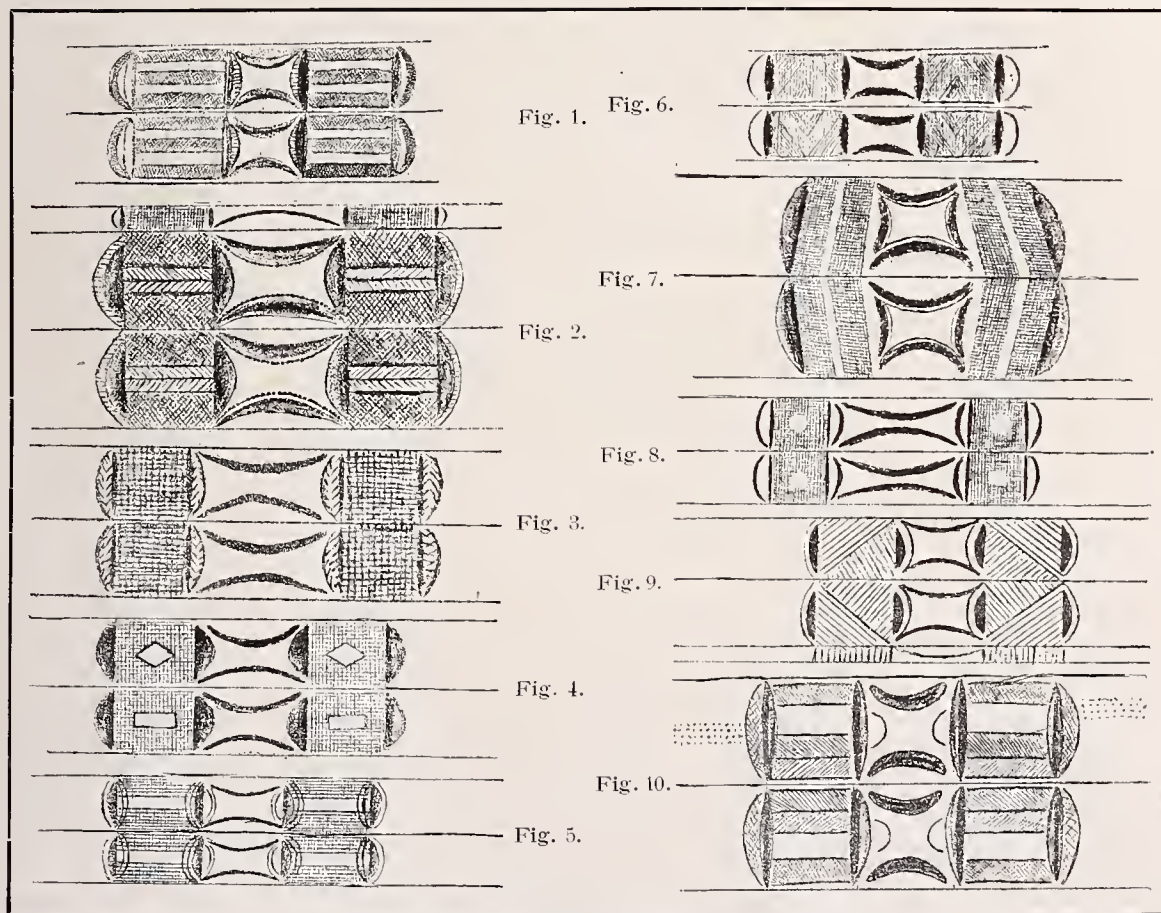


Abb. 222a. Verzierungen auf Messinghalsringen.

Die Ornamente der Fußstulpe verhalten sich zu denen der Halsringe wie die Kerbschnitte zu den Rinden, das will sagen, sie zeigen entwickeltere Formen (Abb. 222 b Fig. 11—13). Auch Grundmuster kommen vor, aber nur in Zusammensetzung, so Bogen (hier *nkōdo* = Biegung genannt) mit dem Dreieck (Fig. 11, 2), Bögen mit Gräte (Fig. 11, 1), Bogen und Parallellinien (Fig. 11, 4 u. 5), Gräte und Gräte (Fig. 11, 3), Spitzen mit Parallellinien (Fig. 13, 2), Dreieck und Rechteck.

Als neues Muster tritt auf der männliche Tausendfuß (*nām engān*), Fig. 13, 1, eine von Parallellinien gebildete doppelte Schleife, die sich zu der Fig. 11, 6, Fig. 12, b u. d weiterentwickelt, aber denselben Namen behält.

Bei den Schwertern (Abb. 223 Fig. 1—12) sind die Muster nur auf dem unteren Ende der Klinge angebracht und bedecken ein mehr oder weniger quadratisches Feld, das unmittelbar an den Griff anschließt. Nach der Anordnung der Muster in diesem Felde unterscheiden die Pangwe zwei Arten, bei der einen ist das Feld gleichmäßig über die ganze Fläche gemustert, bei der

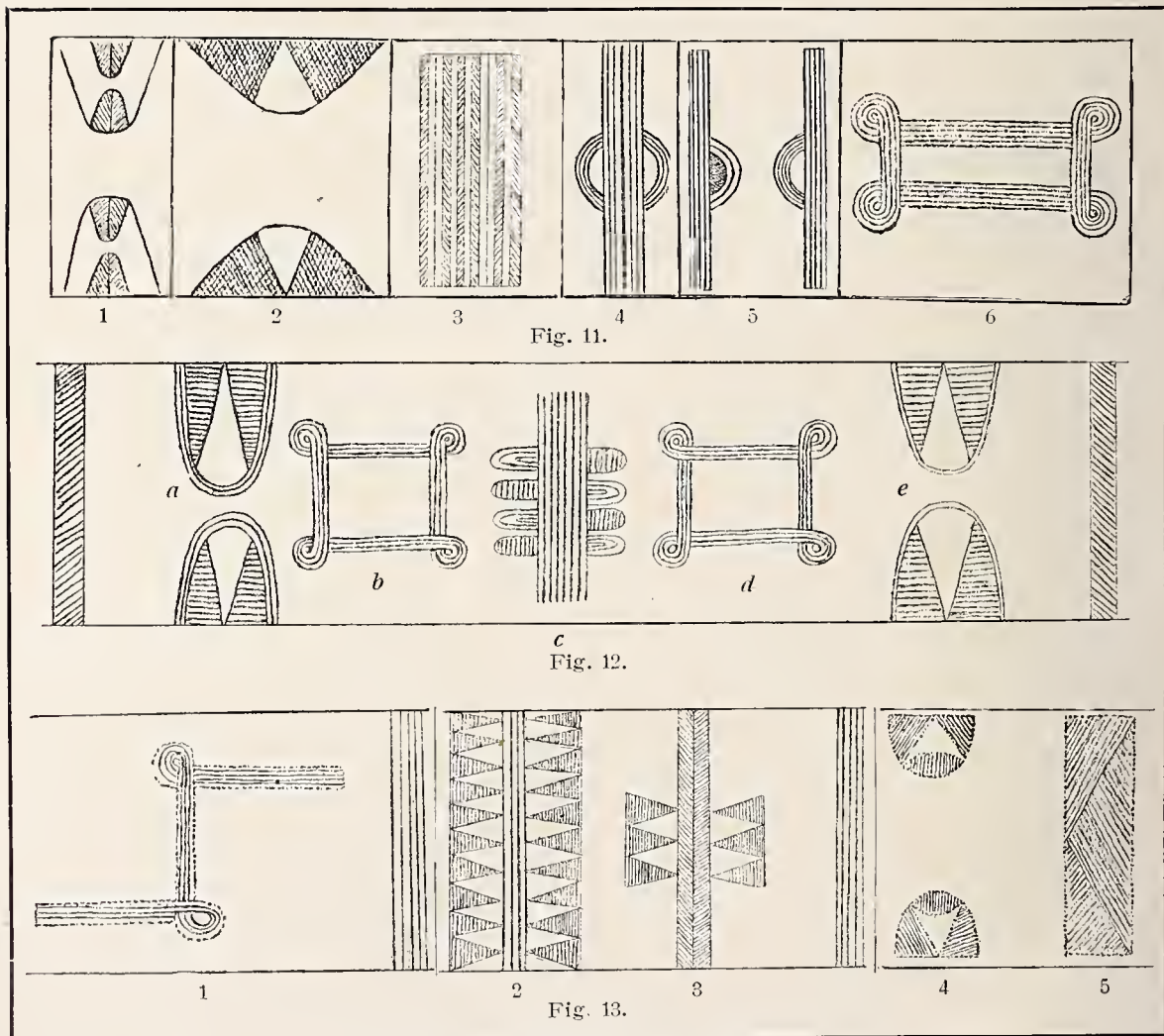


Abb. 222b. Verzierungen auf Fußstulpen.

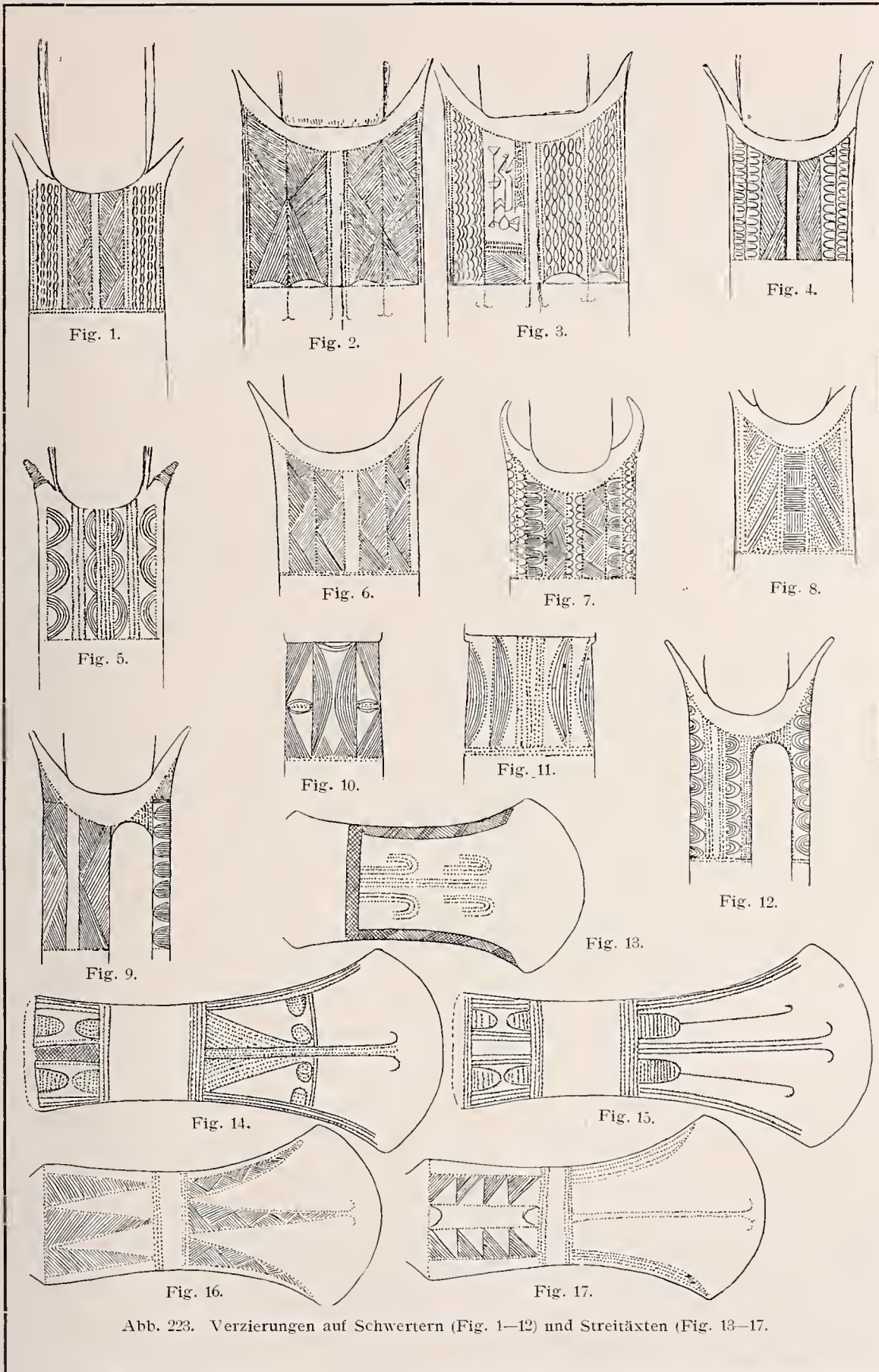


Abb. 223. Verzierungen auf Schwertern (Fig. 1-12) und Streitäxten (Fig. 13-17).

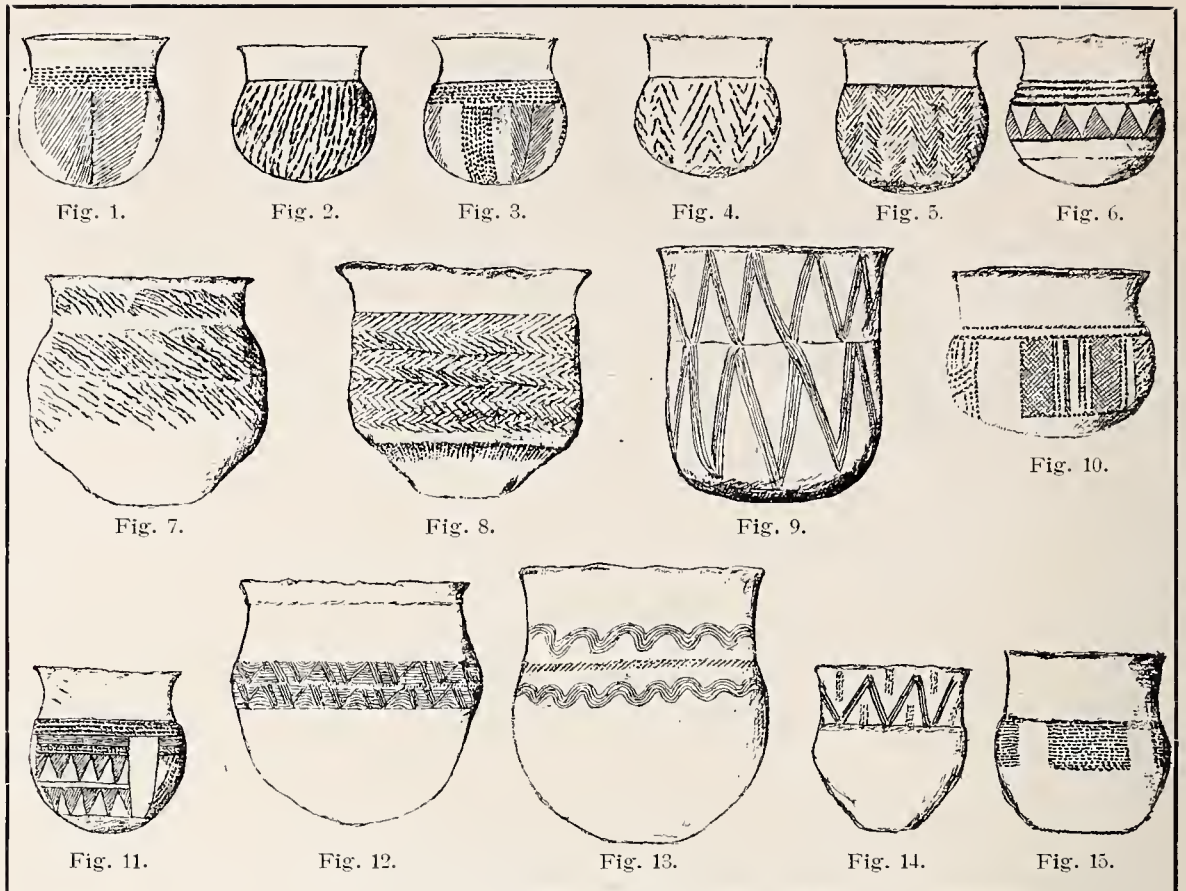


Abb. 224. Topfmuster der Ntum, Fang und Mwai.

zweiten bleibt ein länglicher Ausschnitt davon frei (Fig. 9 u. 12), und zwar dadurch, daß die gewöhnlich vorhandene schmale Blutrinne nach einer Seite hin verbreitert ist.

Die Muster selbst sind fast nur Grundmuster in allerlei Zusammensetzungen.

Eine Auswahl von Mustern auf Streitaxtklingen zeigt Abb. 223 Fig. 13—17.

Anhangsweise ist die Verzierung der Messingscheiden für Schwerter und zweischneidige Messer zu erwähnen, deren Linien sich aus lauter kleinen Punzen zusammensetzen, die mit einem Eisen nach außen herausgetrieben sind (vgl. Abb. 141). Die Musterung besteht fast immer aus aneinandergereihten Halbmustern (in einer Diagonale geteilte Rechtecke), die wir von den Ziernarben her kennen.

Einen Begriff von der Ausbildung der Topfmuster gibt Abb. 224.

## B. Zeichnen und Malen.

Die Zeichnungen werden besonders von Kindern oder halbwüchsigen Leuten außen an die Rindenwände der Häuser gekritzelt, seltener auf eigene Rindenstreifen, die an den Innenwänden der Versammlungshäuser angebracht werden.

Ihre Motive sind dem profanen Leben entnommen, und zwar vielfach einer fremden Kultur (Abb. 225). Am häufigsten sind Tabakspfeifen,





Fig. 10.

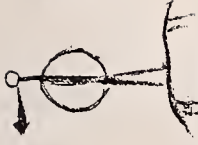


Fig. 5.



Fig. 4.



Fig. 11.

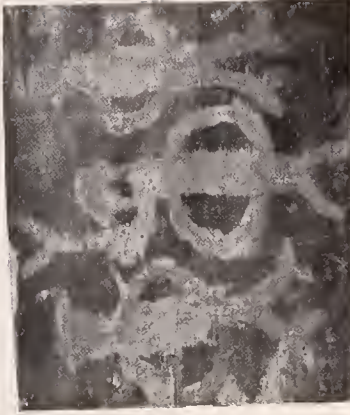


Fig. 13.



Fig. 2.



Fig. 1.



Fig. 9.



Fig. 8.



Fig. 7.



Fig. 6.

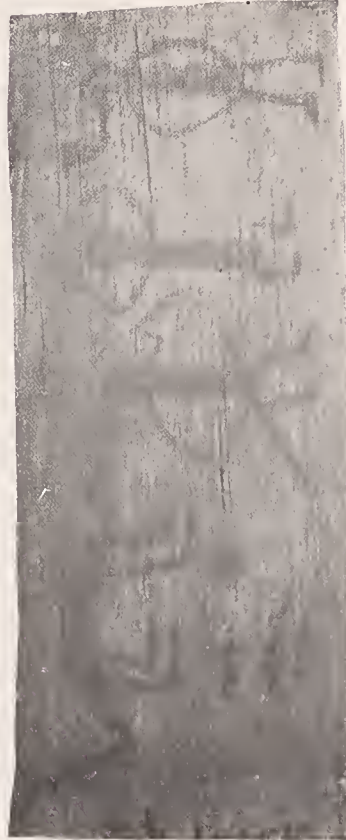


Fig. 12.



Fig. 14.

Abb. 225. Zeichnungen an Hauswänden (Fig. 1—10) und auf Rindenplatten (Fig. 11—14). Fig. 1, 3, 4 und 8. Mann mit Tabakspfeife. Fig. 2. Europäer wird in einer Hängematte getragen. Fig. 5 und 11. Mann mit Tabakspfeife zu Pferd. Fig. 6 und 9. Mann zu Pferd. Fig. 7. Mann mit einer Hundepfote. Fig. 10. Coitus. Fig. 12. Drei Leute und ein Tier (Chamaelon?). Fig. 13. Leute. Fig. 14. Zug zweier Weissen zu Pferde, die von Soldaten begleitet werden.

rauchende Männer und Reiter vertreten. Letztere sind regelmäßig mit beiden Füßen à la Buffalo Bill auf die Pferde gestellt, diese selbst sind durchweg verzeichnet; sie könnten bald ebensogut zur Familie der Eidechsen gehören (Fig. 6), bald als Katze oder Tausendfuß (Fig. 9) bestimmt werden und sind, wenn es hoch kommt, mit einem langen, fischgrätenförmigen Schwanz (Fig. 11 u. 14) ausgerüstet, so daß man sofort auf die Vermutung kommt, der Künstler habe überhaupt noch nie ein Pferd gesehen. Bestärkt wird man darin, wenn man auch in den entlegensten Dörfern, von dessen Einwohnern gewiß noch keiner an der Küste gewesen war, Pferdezeichnungen in überwiegender Menge be-

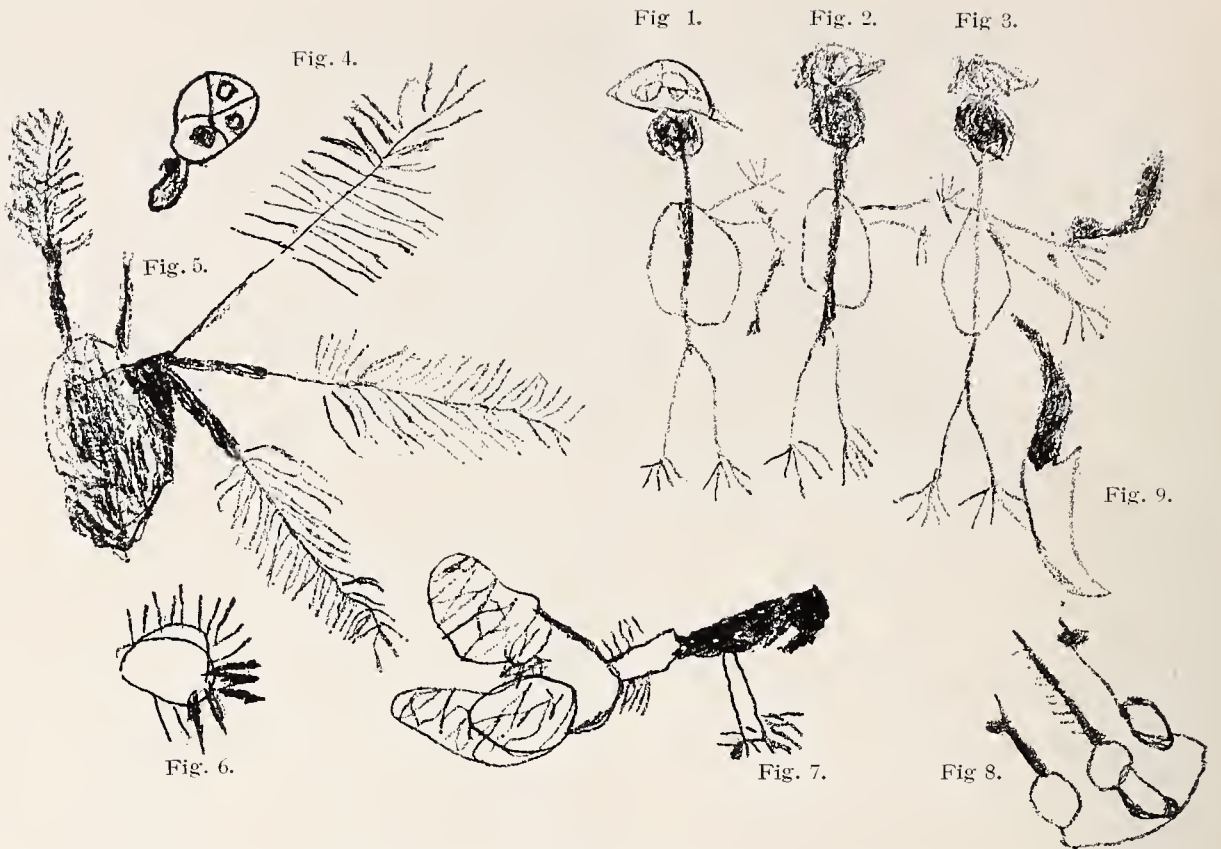


Abb. 226. Zeichnungen eines Dieners des Verfassers. Fig. 1—3 Verfasser, links mit Peitsche, rechts mit Spazierstock. Fig. 4 Taschenuhr des Verfassers. Fig. 5 Raphiapalme. Fig. 6 Quastenstachler. Fig. 7 Mann auf einem Zweirad. Fig. 8 Schlüsselbund des Verfassers. Fig. 9 Europäische Kneifzange.

obachtet. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Vorfahren der heutigen Zeichner in früheren Zeiten, als die Pangwe noch nicht ihre heutigen Wohnsitze eingenommen hatten, bei den Reitervölkern Adamauas oder anderen afrikanischen Völkern Pferde gesehen und die Kenntnis dieses Tieres durch Bilder, die immer wieder nachgezeichnet wurden, ihren Nachkommen überliefert haben.

In Dörfern, die von der europäischen Kultur beleckt wurden, hauptsächlich in solchen, die an Karawanenstraßen liegen, finden wir häufig Europäer — oft entsprechend ihrer Körperfarbe weiß gemalt — dargestellt, teils allein, teils in einer Hängematte getragen und von Dienern begleitet, teils auf einem Pferde, den Soldaten, die durch rote Kappen hervorgehoben sind, voranreitend. Dabei sind die Beine des Reiters, ähnlich wie auf Zeichnungen unserer Kinder hinter dem Tiere gemalt (Fig. 14).

Sonst sind noch Leute mit Speeren oder Gewehren häufig dargestellt, aber damit sind die künstlerischen Gedanken ziemlich erschöpft; Haustiere oder wilde Tiere sieht man sehr selten, Pflanzen gar nicht, von Geräten nur sehr auffallende (z. B. das große Schmiedeeisen) gezeichnet, und das Meiste ist überhaupt Gekritzeln, bei dem sich wohl nur der Urheber, und vielleicht auch der nicht immer, etwas gedacht hat. Obszöne Bilder, wie Fig. 10 Abb. 225, sind eine große

Seltenheit, bei den meisten dargestellten Personen sind sogar die Geschlechtsteile ganz weggelassen. Der Bilderbogen, den mir mein schwarzer Junge zum Abschied überreichte, und den er auch mit meinem Bildnis geschmückt hat (Abb. 226), ist nur für die „moderne Kunstrichtung“ und vielleicht noch für die allgemeine Auffassungsgabe der Eingeborenen bezeichnend, hat sonst aber keinen ethnographischen Wert, da eine solche Schöpfung unbeeinflusst nie entstanden wäre.

### C. Plastik.

Die Plastik wurzelt noch fast ganz in der Religion und erhält ihre Motive daher aus dem Vorstellungskreise der Ahnenverehrung und der großen Kulte.

Die Ahnenfiguren bilden die großen Figuren für Ahnenverehrungsfeste mit angesetzten Armen, die etwas beweglich sind, Beinen und Geschlechtsteilen.

Den Ahnenfiguren schließen sich mit wahrscheinlich ursprünglich religiöser Bedeutung an: menschliche Figuren auf den Enden mancher Häuptlingsstöcke (Abb. 227), dann menschliche Köpfe an dem Mittelpfeiler und an den Ruhebänkepfosten der Versammlungshäuser, an den Harfen und am Kastenmirliton, rein profan ist dagegen wohl die Schnitzerei am Gedächtnisspiel, das an einem Ende in einen Kopf ausläuft, ebenso vielleicht die Tierdarstellungen an den Versammlungshauspfosten (z. B. Leopard, der ein Schwein in den Schwanz beißt).

Rein religiöser Bedeutung sind die Masken für den Mondkult und die Lehmfiguren der Kulte, und namentlich in den letzteren erhebt sich die Plastik zu Leistungen bedeutender, man könnte sagen, monumentaler Größe, einer Größe im eigentlichen materiellen Sinne des Wortes (ich sah Figuren von 8 m Länge) sowohl wie in der packenden Wiedergabe des in ihnen symbolisch zum Ausdruck kommenden Gedankens.

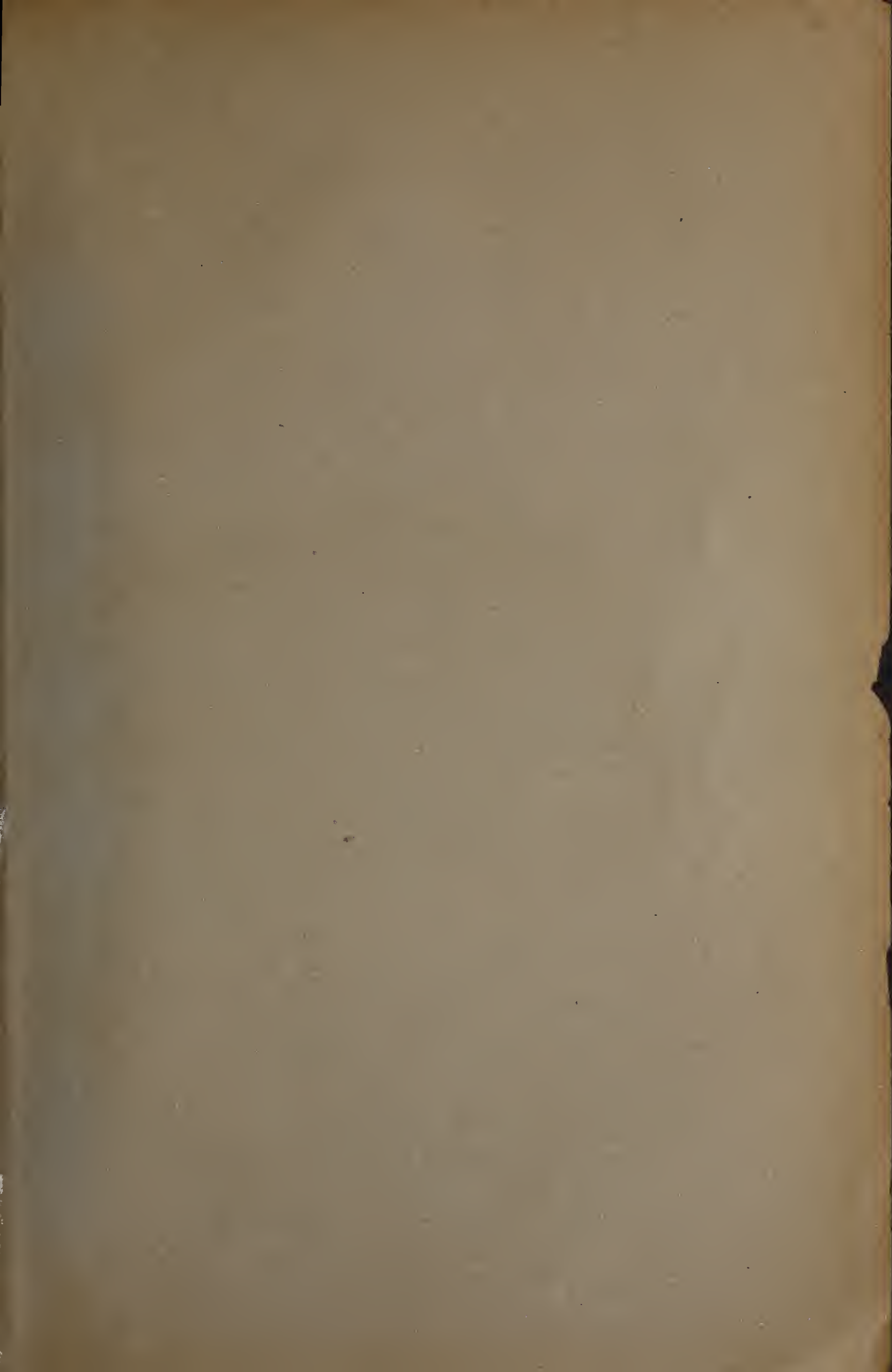


Abb. 227.  
Ende eines Häuptlingsstockes mit menschlicher Figur.

Die Ahnenfiguren sind aus Holz geschnitzte Köpfe oder Vollfiguren im afrikanischen Stil, d. h. mit einer stets wiederkehrenden Ausdruckslosigkeit, die mir bei aller Oberflächlichkeit der Formgebung doch eine gewisse liebenswürdige Naivität und einen stillen Humor widerzuspiegeln scheint. Das kommt in den kalten Museumsschränken freilich kaum zur Geltung, wohl aber in ihrer heimischen Umgebung, zumal wenn die Eingeborenen sie bei den Kultfesten herumtragen und tanzen lassen. Jedenfalls tragen sie nie die verzerrten tierischen Züge, die die papuanische Kunst auszeichnen.

Eine auffallende Ausnahme von den aus einem Stück geschnitzten gewöhnlichen Ahnen-

Altenburg  
Pierersche Hofbuchdruckerei  
Stephan Geibel & Co.









3 9088 00000 8029

SMITHSONIAN INSTITUTION

